



ESTICA

A 37 16.

# Tante Pompadur.

Eine Erzählung

für junge Mädchen von 12 bis 15 Jahren

von

Marie von Malsch.



Riga.

Druck und Verlag von W. f. Häcker.

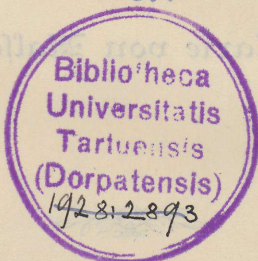
1898.

Генерал-Губернатор

Единственная

Дозволено цензурою. Рига, 20 Июля 1898 г.

Est.



5622

1902

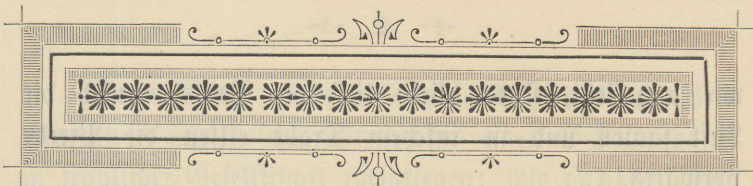
Printed and Published by H. J. Böhme  
Riga.

Es gleichen alle Kinder zarten Blüten,  
Gepflegt von unsres Gottes treuer Hand;  
Die eine wird dem Lichte zugewandt,  
Die andre muß vor Sonnenglut er hüten;  
Und sollen alle Blümlein recht gedeih'n,  
So dürfen sie nicht ohne Regen sein.

Manch junges Pflänzchen wird aus heim'scher Erde  
In einen andern Boden eingesenkt  
Und mit viel herbem Thränenthau getränkt,  
Damit es eine Himmelsblume werde;

Denn dies nur ist es, was Gott haben will,  
Darum, Ihr Kinder, haltet ihm nur still.





## 1.

Welche Jahreszeit Euch die liebste ist, meine jugendlichen Leserinnen, weiß ich nicht, glaube aber wohl nicht irre zu gehen, wenn ich voraussetze, daß Ihr dem Winter, besonders wenn er, wie das in den nördlichen Provinzen Rußlands häufig geschieht, sein starres, eisiges Regiment noch bis weit in den Kalender-Frühling hinein ausdehnt, gern den Laufpaß erteilt, aber — er läßt sich nicht so ohne Weiteres vertreiben, der gestrenge Herr, und zeigt häufig, ehe er sich endlich zum Abzuge entschließt, noch ein bitterböses Gesicht.

Auch an dem Tage, an welchem unsere Erzählung beginnt, stand im Kalender bereits der neunte März verzeichnet, trotzdem herrschte jedoch noch eisige Kälte und in den Wäldern lag der Schnee mehrere Fuß hoch. —

Vor einer kleinen Poststation im Nowgorodschen Gouvernement hielt ein halbverdeckter Schlitten, in welchem zwei dicht vermummte Gestalten saßen, eine größere und eine kleinere. Ein Postknecht war eben dabei, frische Pferde vor den Schlitten zu spannen; als er damit in wenigen Minuten fertig war, schwang er sich mit einem Ruck auf den Bock, wo er auf der äußersten Ecke,

wie angefleht, sitzen blieb, ließ die Peitsche durch die Luft sausen und in raschem Trabe eilten die Pferde vorwärts.

Eine Weile saßen die beiden Reisenden still nebeneinander, während der Schnee in dichten Flocken vom Himmel herabfiel und ein eisiger Nordostwind den Schlitten umbrauste; dann machte sich ein trockener Husten bemerkbar, der sich in kurzen Zwischenräumen wiederholte.

Die kleinere im Schlitten befindliche Gestalt schüttelte den Schnee von ihrem Schleier und schlug denselben zurück. „Du hast doch nicht kalt, liebste Mutter?“ fragte sie.

„Mich fröstelt ein wenig,“ entgegnete diese; „aber,“ fügte sie beruhigend hinzu, „das hat nichts zu sagen, Herzenskind; auf der nächsten Station, wo wir übernachten wollen, werde ich mich wieder gehörig erwärmen können. Frage den Postknecht, Lorch, wie weit wir noch zu fahren haben?“

Die Frage an den Postillon wurde in russischer Sprache gethan und ebenso beantwortet.

„Noch sechs Werst, Mamachen.“

Ein leiser Seufzer und ein abermaliger Husten war die Entgegnung.

Lorch schaute besorgt auf die Mutter und wandte sich dann mit der Bitte an den Postknecht, doch ja recht schnell zu fahren.

Die Peitsche sauste wieder durch die Luft und der Schlitten flog noch rascher auf dem Wege dahin, tiefe Spuren ziehend in dem frischgefallenen Schnee.

Sechs Werst — wie rasch enteilt uns die Zeit, wenn wir eine solche Strecke bei einer Schlittenpartie in fröhlicher Gesellschaft zurücklegen; wie endlos lang dagegen dehnten sich die Minuten für unsere beiden armen Reisenden aus. Der kurze, trockene Husten klang immer beängstigender und Lorchens sah mit steigender Besorgniß, wie die Mutter neben ihr, nach Luft ringend, das Taschentuch auf den Mund preßte und auf diesem rothe Flecken erschienen.

Endlich war die Station erreicht. Lorchens sprang leichtfüßig aus dem Schlitten, half der Mutter sorgsam beim Aussteigen, und geleitete sie in's Zimmer. Hier war es, wie das auf den Stationen in Rußland zu sein pflegt, im Gegensatz zu der winterlichen Kälte im Freien, so heiß, wie in einer Badstube.

„Können wir nicht ein Zimmer für die Nacht bekommen?“ fragte Lorchens Mutter den Stationshalter, der die Frage bejahte und seine Frau herbeirief. Diese führte die beiden Reisenden in ein kleines Zimmer, in welchem ebenfalls eine schwüle, dunstige Atmosphäre herrschte.

Lorchens nahm der Mutter Hut und Pelz ab, und bat sie dann, sich auf ein im Zimmer befindliches großes Sofa zu setzen.

„Bleibe nur ruhig hier, Mutterchen,“ sagte sie, „ich werde schon für das Hereinbringen unseres Gepäcks sorgen.“

„Vergiß nur nichts, Kind,“ ermahnte die Mutter, „wir haben mit dem Plaidriemen fünf Gepäckstücke.“

„Ich weiß, Mamachen.“  
 Als Lorch nach einigen Augenblicken mit dem Postknecht, der das Gepäck hereintrug, in das Zimmer zurückkehrte, ruhte das Haupt der Mutter auf der Lehne des Sofas. Lorch warf Mantel und Tücher ab und eilte auf die Mutter zu. Mit Schrecken bemerkte sie, daß die Augen derselben geschlossen waren.

„Mutterchen, was ist Dir?“ fragte Lorch und kniete vor dem Sofa nieder.

Die Mutter öffnete die Augen. „Es ist nichts, mein liebes Kind,“ entgegnete sie, und richtete sich mit Lorchens Hilfe wieder auf; mir wurde nur plötzlich so unwohl, das kommt wohl von der Hitze hier im Zimmer, es geht schon vorüber.“ Ein erneuter Hustenanfall unterbrach ihre Rede.

„O, wären wir doch in Liptowa geblieben!“ seufzte Lorch. „Der Doctor war auch so sehr dagegen, daß Du, liebes Mutterchen, im Winter die Reise machen solltest; ich habe wohl gehört, was er sagte.“

„Sei still, Herzenskind,“ unterbrach sie die Kranke ungeduldig, „es mußte sein. Morgen, wenn ich die Nacht ausgeruht habe, werde ich wieder wohl genug sein, um die Reise fortsetzen zu können. Aber nun laß uns den Postknecht abfertigen, Lorch; hier hast Du das Trinkgeld für ihn.“

Als der Postknecht das Zimmer verlassen hatte, erschien die Frau des Stationshalters, um sich zu erkundigen, ob ihre Gäste die Theemaschine zu haben

wünschten, das Einzige, was auf jeder Poststation dem Reisenden als Erquickung geboten wird.

Bald dampfte denn auch die Theemaschine auf dem Tisch, welcher sich im Zimmer befand, und daneben standen Gläser und eine Theekanne.

Lorchen hatte indessen den Plaidriemen aufgeschnallt und von den in demselben befindlichen Rissen für die Mutter einen bequemen Sitz zurechtgemacht; dann holte sie aus einem Handkorbe Thee, Zucker und Zwiebacken hervor, und machte sich daran, den Thee zu bereiten.

Aus der Gewandtheit, mit der das elfjährige Mädchen Alles angriff, konnte man ersehen, daß Lorchen schon oft Gelegenheit gehabt hatte, der Mutter in der Wirthschaft Hülfe zu leisten. Auch in der Krankenpflege hatte Lorchen Wertheim sich viel früher, als dies sonst bei Kindern der Fall zu sein pflegt, üben müssen, da die Mutter schon seit Jahren schwach und leidend und hauptsächlich auf die Pflege ihres einzigen Töchterchens angewiesen war.

Der Vater, welcher die im Nowgorodischen Gouvernement belegene Besitzung des Fürsten Mirski, Liptowa, verwaltete, war vom Morgen bis zum Abend in Feld und Wald beschäftigt, und im Hause gab es nicht, wie das in Rußland gebräuchlich ist, viele Dienstboten, sondern man begnügte sich mit einer Köchin und einem Stubenmädchen, welche beide genügend zu thun hatten, um allen an sie gestellten Anforderungen zu entsprechen. So war es denn ganz selbstverständlich, daß Lorchen

nicht allein häufig in der Wirthschaft thätig sein mußte, sondern auch die Gesellschafterin und Pflegerin der kränklichen Mutter wurde.

Sie hatte sich bereits daran gewöhnt, die Mama immer leidend zu sehen; als aber eines Tages, vor ungefähr acht Wochen, der körperlich stets frische und gesunde Vater aus dem Walde, wo er das Fällen des Holzes beaufsichtigt hatte, völlig erstarrt heimkehrte und seiner Tochter erklärte, daß er nichts essen könne, nur heißen Thee zu haben wünsche und sofort zu Bette gehen wolle, erschrak Lorchens heftig.

Am folgenden Morgen lag der Vater in heftigem Fieber, und der aus der nächsten Stadt herbeigeholte Arzt machte ein sehr bedenkliches Gesicht. Nun kamen Tage voll namenloser Angst und Sorge, bis endlich der entscheidende Augenblick erschien und Lorchens Mutter mit ihrem verwaisten Kinde an der Leiche des theuren Entschlafenen kniete.

Der Fürst, welcher Lorchens Vater seiner Tüchtigkeit wegen sehr geschätzt hatte, erteilte der Wittwe die Erlaubniß, noch so lange, als es ihr wünschenswert erscheine, in Lipkowa zu bleiben, und ordnete an, daß man ihr, auch wenn der neue Verwalter einträfe, zwei Zimmer zur alleinigen Benutzung überlassen solle; aber Frau Wertheim lehnte dieses Anerbieten dankend ab, da sie mit ihrem Kinde zu ihren Verwandten in die Ostseeprovinzen zurückkehren wolle. Dann hatte sie, obgleich der Arzt entschieden dagegen war, daß die Leidende noch

vor dem Eintritt der wärmeren Jahreszeit eine so weite Reise unternahm, mit fieberhafter Aufregung alle Vorbereitungen betrieben.

Als der neue Verwalter in Liphowa eintraf, erklärte er sich bereit, die ganze Einrichtung des Hauses von der Wittve seines Vorgängers anzukaufen, und als dieses Geschäft geordnet war, ließ sich Lorchens Mutter nicht länger zurückhalten. Die Aufregung der letzten Zeit machte, daß sie kräftiger erschien, als dies wirklich der Fall war, und so gab Lorchens der Hoffnung, welche Frau Wertheim mehrfach gegen sie ausgesprochen hatte, daß sie die Beschwerden der Reise ganz gut ertragen könne und ihr Gesundheitszustand sich, wenn irgend möglich, nur in der Heimat bessern werde, in ihrem Herzen Raum und bestieg am Morgen desselben Tages, an dem unsere Erzählung beginnt, voll kindlicher Zuversicht den Schlitten, welcher sie und die geliebte Mutter weit von Liphowa, dem Orte, wo sie ihre ersten glücklichen Jugendjahre verlebt hatte, fort und in eine ihr bis dahin ganz unbekannte Gegend bringen sollte.

Anfangs schien auch Alles gut zu gehen; Frau Wertheim hustete nicht stärker, als gewöhnlich, und erklärte, nachdem einige Stationen zurückgelegt waren, daß die Fahrt sie durchaus nicht ermüde, bis sich am Nachmittage, wie wir bereits wissen, ein von Schnee begleiteter heftiger Wind einstellte und die Hustenanfälle bei der Kranken sich häufiger wiederholten.

Wie sehr hatte sich Lorchens um die teure Mutter

gesorgt, aber nun war sie ja vor Wind und Wetter geschützt und saß auf weichen Kissen gebettet in der warmen Stube, in welcher, nachdem man den am Fenster befindlichen Ventilator geöffnet hatte, die Luft eine ganz andere geworden war, als bei ihrem Eintritt.

Lorchen schenkte den Thee ein und setzte sich dann neben die Mutter, die sich wieder ganz erholt zu haben schien und mit den von der scharfen Luft geröteten Wangen so wohl aussah, wie lange nicht.

Nachdem der Thee getrunken war, legte sich Frau Wertheim auf das im Zimmer befindliche Bett und Lorchen ruhte nicht eher, als bis sie die Mutter durch Bitten und Schmeicheln dazu veranlaßt hatte, sich aller mitgenommenen Kissen und Decken zu bedienen.

„Sorge Dich nicht um mich, Mama,“ sagte sie, „ich strecke mich auf dem Sofa aus, und wenn ich mir noch Deinen Pelz unterlegen darf und mir mein Tuch und diesen Plaid zusammengerollt unter den Kopf schiebe, ist mein Nachtlager bereit. Ich werde sicher nicht weniger gut schlafen, als in Lipkowa auf weichem Pfühl. Schlaf wohl, Mutterchen!“

„Gute Nacht, mein Herzenskind!“

Lorchen faltete, wie sie es gewohnt war, ihre Hände und betete das Vaterunser. Kaum hatte sie flüsternd das Amen gesprochen, als ihre Augenlider sich schlossen und sie in den festen traumlosen Schlaf, welcher der Jugend eigen zu sein pflegt, versank.

Sie vernahm nicht, wie ihre Mutter sich in fieberhafter Unruhe auf dem trotz Lorchens Sorgfalt doch harten und unbequemen Lager bald auf eine, bald auf die andere Seite wandte; sie hörte nicht, wie der trockene Husten sich wieder in kurzen Zwischenräumen einstellte, bis endlich eine gänzliche Erschöpfung auch über Frau Wertheims erregte Nerven den Sieg davontrug und es ganz still wurde in dem kleinen Gemach.

Noch drang kein Tagesdämmer in das Fenster, welches durch keine Läden geschlossen war, als Lorch plötzlich aus dem Schlaf emporfuhr. Was sie erweckt hatte, sie wußte es später selbst nicht mehr; nun, wo sie die Augen offen hielt, meinte sie aber ganz deutlich ein leises Stöhnen zu vernehmen. Ein unbestimmtes Gefühl von Angst und Grauen machte Lorch bis in's Herz hinein erbeben, leise rief sie den Namen der Mutter; als sie aber keine Antwort erhielt, langte sie mit zitternden Händen nach dem Bündholzkästchen, welches sich auf dem Tisch befand, und steckte das Licht an. Als sie aber die Augen auf das Bett richtete, in welchem die Mutter schlief, entrang sich ein halbunterdrückter Schrei ihren Lippen. Das Kissen, auf dem Frau Wertheims Haupt ruhte, war mit Blut überströmt, ihre Augen fest geschlossen und ihren Lippen entrang sich nur bisweilen der ächzende Laut, den Lorch vernommen hatte.

Im Nu war das Kind aus dem Bett gesprungen und zu der Mutter hingeeilt. „Mama! liebste, beste

Mama!" rief sie in herzerreißendem Tone; „sprich mit mir, sage mir, was ich für Dich thun kann?"

„Es ist nichts, Lorchchen," flüsterte Frau Wertheim, ohne die Augen zu öffnen; „ich fühle mich nur sehr matt, aber mir wird schon wieder besser. Geh schlafen, Kind."

„O Mutter, wie kann ich schlafen, wenn ich Dich so krank sehe?" fragte Lorchchen.

Frau Wertheim öffnete die Augen und wurde nun auch gewahr, was ihre Tochter so sehr erschreckt hatte. „Beruhige Dich, Herzenskind," sagte sie mit matter Stimme; „dieser Bluterguß ist nur die Folge des starken Hustens. Geh, Lorchchen," fügte sie dann hinzu, „und wecke die Frau des Stationshalters. Laß sie zu mir kommen."

Lorchchen hüllte sich in ihren Mantel und eilte aus dem Zimmer. In ihrer Angst und Aufregung brachte sie bald das ganze Haus in Bewegung. Schon nach wenig Augenblicken erschien die Frau des Stationshalters, nur halb angekleidet, und ihrem energischen Eingreifen hatte es Frau Wertheim zu danken, daß sie bald wieder auf saubern, wenn auch nichts weniger als feinen Linnen, gebettet dalag.

Dann gab die gutmütige Frau Lorchchen durch einen Wink zu verstehen, sie möge ihr in's Nebenzimmer folgen.

„Deine Mutter ist sehr krank!" sagte sie, nachdem sie die Thür sorgfältig geschlossen hatte, in russischer Sprache, wobei sie sich, wie das in dortiger Gegend auf dem Lande Sitte ist, Lorchchen gegenüber des vertraulichen „Du" bediente.

„Also glauben Sie nicht, daß wir morgen unsere Reise werden fortsetzen können?“ fragte Lorchchen zaghaft.

„Reisen? Wo denkst Du hin, mein Täubchen?“

„Aber was sollen wir dann anfangen? Ist kein Arzt in der Nähe?“

„Ich will Dir etwas sagen, Herzchen. Sobald es Tag ist, schicke ich einen Knecht zu Maria Petrowna, die ist klug und dabei herzensgut, sie wird schon Rat schaffen.“

„Wer ist Maria Petrowna?“ fragte Lorchchen.

„Maria Petrowna gehört das Gut Grusina, welches nur zwei Werst von hier entfernt liegt. Sie ist von Geburt eine Deutsche, war aber mit einem Russen, Iwan Andrejewitsch Drlowski, verheirathet. Seit seinem Tode ist sie die alleinige Besitzerin von Grusina. Soll ich zu Maria Petrowna schicken?“

„Ja, bitte, thun Sie es so bald als möglich.“

Lorchchen kehrte zu ihrer Mutter zurück, welche wieder die Augen geschlossen hatte und zu schlummern schien. Hoffentlich täuscht sich die Frau des Stationshalters, dachte sie, und es steht nicht so schlimm mit Mama, als sie zu befürchten scheint; aber jedenfalls wird es gut sein, wenn eine Dame, welche gewiß mehr Einsicht besitzen wird, als diese Frau, meine Mutter sieht und ich mir ihren Rat erbitten kann.

Jetzt schlug Frau Wertheim die Augen auf. „Geh doch schlafen, Kind, und lösche das Licht aus!“ sagte sie; „noch ist es ja Nacht. Bedenke, daß wir morgen unsere Reise fortsetzen müssen.“

Gehorsam streckte Lorchsen sich wieder auf ihrem Sofa aus und bald herrschte abermals vollständige Dunkelheit im Zimmer. Aber trotz der Müdigkeit, welche sie empfand, vermochte Lorchsen doch nicht einzuschlafen; sie lauschte auf die unregelmäßigen Athemzüge der Mutter und erhob von Zeit zu Zeit das Köpfchen, um, so viel es die nun eingetretene Morgendämmerung gestattete, zu der Kranken hinüberzuspähen. Wunderbar war es, daß der Husten sich gar nicht mehr einstellte. Plötzlich kam Lorchsen ein Gedanke, welcher ihr Herz schneller klopfen machte. Hatte sie nicht gehört, wie der Arzt, welcher ihren Vater behandelte, mit der Mutter davon sprach, daß jedenfalls am so und so vielen Tage eine Aenderung in dem Befinden des Kranken eintreten werde, welche er Krisis nannte. Dann müßte es entweder besser oder schlimmer mit ihm werden. Vielleicht war jener Bluterguß bei der Mutter die Krisis gewesen, und es wurde von nun an immer besser mit ihr, bis zuletzt vollständige Genesung eintrat.

War es denn nicht auch von der Mutter selbst in letzter Zeit häufig ausgesprochen worden, daß sie sich gewiß gleich wohler fühlen würde, sobald sie nur die Reise nach der Heimat angetreten hätte? Und wie still und ruhig lag die liebe Mutter jetzt da; gewiß, es war besser mit ihr, das konnte auch Lorchsen sehen, obgleich sie noch ein Kind und ganz unwissend in solchen Dingen war.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, legte Lorchsen

ihren Kopf wieder auf den zusammengerollten Plaid und schloß die Augen. Schon nach wenig Minuten war sie fest eingeschlafen, und erwachte erst, als es schon heller Morgen war. Sie vernahm, daß im Zimmer gesprochen wurde und richtete sich rasch auf.

Vor dem Bett, in welchem die Mutter lag, saß eine Dame, und nun hörte Lorch, wie dieselbe in deutscher Sprache, aber mit dem stark russischen Accent, welcher denjenigen, die lange im Innern Rußlands leben, gewöhnlich eigen zu sein pflegt, zu ihrer Mama sagte:

„Bleiben Sie ruhig liegen, bis ich wiederkomme; ich werde spätestens nach einer Stunde mit dem großen Schlitten da sein.“

Dann erhob sich die Dame und trat auf Lorch zu, indem sie zu derselben sagte: „Steh' auf, kleines Mädchen, und kleide Dich rasch an! Deine Mama ist zu schwach, um schon heute ihre Reise fortsetzen zu können, daher werdet Ihr ein paar Tage bei mir verbringen. Sorge dafür, Kleine, daß Alles bereit ist, wenn ich wiederkomme, um Euch zu holen, und laß Deine Mama ruhig liegen und so wenig als möglich sprechen.“

Die Dame nickte Lorch freundlich zu und verließ das Zimmer.

Das kleine Mädchen rieb sich die Augen. Dasselbe wußte im ersten Augenblicke nicht recht, ob das, was es soeben gesehen und gehört hatte, ein Traum oder Wirklichkeit sei; aber dann erinnerte sich Lorch daran, daß die Frau des Stationshalters gesagt hatte, sie würde

einen Boten zu Maria Petrowna schicken; das mußte also wohl die Dame sein, welche eben hier gewesen war.

„Guten Morgen, Herzenskind!“ Diese von der Mutter leise geflüsterten Worte veranlaßten Lorch, sich rasch zu erheben und zu dem Bette der Kranken hinzueilen.

„Guten Morgen, liebste Mutter!“ Lorch kniete bei diesen Worten an dem Lager nieder und küßte die abgezehrte Hand, welche Frau Wertheim ihr entgegenreichte. „Wie geht es Dir heute?“

„Recht gut,“ war die leise geflüsterte Entgegnung; „nur schwach fühle ich mich, und daher habe ich mich bereit erklärt, der freundlichen Aufforderung von Frau Drlowski, der Dame, welche eben hier war, Folge zu leisten und einen Tag bei ihr auszuruhen. Morgen reisen wir weiter.“

Lorch hätte gern noch ein wenig mit der Mutter geplaudert und das ihr wunderbar erscheinende Ereigniß, daß sie als Gäste in das Haus einer wildfremden Dame einziehen sollten, mit ihr besprochen, aber sie erinnerte sich noch zu rechter Zeit daran, daß Frau Drlowski ihr geboten hatte, dafür zu sorgen, daß die Mama sich so still als möglich verhielt; auch hatte diese die Augen schon wieder geschlossen, daher kehrte das kleine Mädchen auf den Bebenspitzen zu ihrem Sofa zurück und begann sich geräuschlos anzukleiden.

Als sie damit fertig war, legte sie die am Abend vorher übriggebliebenen Speisevorräte in den Korb zurück und setzte sich dann an's Fenster.

Dem gestrigen unfreundlichen Tage war ein schöner Morgen gefolgt, aber frieren mußte es noch immer recht stark, das konnte man aus der Temperatur im Zimmer ersehen. Dieselbe hatte sich aus der gestern herrschenden Hitze in eine so kühle umgewandelt, daß Lorchchen sich fröstelnd in ihr Tuch hüllte. Der Himmel erschien klar und helles Sonnenlicht glitzerte auf den bereiften Bäumen, welche vor der Thür des Stationsgebäudes standen.

Eine Weile saß Lorchchen still da, aber plötzlich fuhr sie heftig zusammen. Die Frau des Stationshalters öffnete geräuschvoll die Thür und fragte, ob die Herrschaften die Theemaschine zu haben wünschten.

Frau Wertheim öffnete die Augen. „Ich möchte keinen Thee haben!“ flüsterte sie.

Lorchchen eilte auf die Frau zu und sagte ihr, daß die Mutter augenblicklich nur der Ruhe bedürfe; die redselige Alte war aber nicht so leicht zum Schweigen zu bringen, und begann nun, wenngleich mit halblauter Stimme, allerlei Fragen zu stellen.

Plötzlich unterbrach sie jedoch ihre Rede mit dem Rufe: „Maria Petrowna kommt!“ und verließ eilfertig das Zimmer.

Nun vernahm auch Lorchchen das Schellengeläute, und als sie wieder an's Fenster trat, sah sie, wie ein großer, mit drei Pferden bespannter Schlitten vor dem Stationsgebäude hielt und hinter demselben ein kleinerer.

Einen Augenblick darauf trat Frau Orłowski, begleitet von einer Dienerin, in's Zimmer.

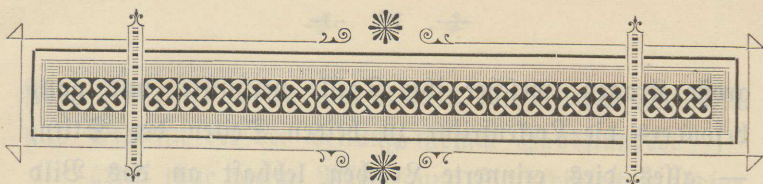
Lorchens Mutter wurde nun angekleidet, wobei Frau Drlowski Sorge trug, daß sich die Kranke so ruhig als möglich dabei verhielt. Dann trug ein herbeigerufener Diener Frau Wertheim, trotz des leisen Widerspruchs, den sie erhob, in den Schlitten, wo sie in halbliegender Stellung Platz fand.

Frau Drlowski gebot nun dem Diener, das Gepäck der Reisenden auf den kleinen Schlitten zu laden; dann setzte sie sich neben die Kranke und forderte Lorchens auf, ihr gegenüber Platz zu nehmen.

Die Pferde zogen an, aber zu Lorchens Verwunderung kam man, trotz der schönen, feurigen Kofse, welche das kleine Mädchen vom Fenster aus bewundert hatte, nur äußerst langsam vorwärts. Lorchens ahnte ja nicht, daß Frau Drlowski dem Kutscher geboten hatte, Schritt vor Schritt zu fahren, weil sie sehr gut wußte, daß bei einer Schwerkranken, wie Frau Wertheim es war, jede heftige Erschütterung vermieden werden mußte.

Lorchens Mutter hatte wieder die Augen geschlossen und lag still da, bis nach einer guten Viertelstunde der Schlitten vor einem stattlichen Wohnhause hielt.





## 2.

Das Zimmer, in welches man Frau Wertheim in Grusina gebracht hatte, war geräumig und bequem eingerichtet. Es befanden sich drei Betten in dem Gemach und auf einem derselben ruhte die Kranke auf weichem Pflüßl.

Nach ihrer Ankunft in Grusina hatte Frau Wertheim auf das Bureden ihrer freundlichen Wirtin eine Tasse Thee getrunken; dann forderte Frau Drlowski Lorchon auf, ihr zu folgen, und ordnete an, daß eine Dienerin bei der Kranken zurückblieb.

Die Einrichtung der Zimmer, durch welche die alte Dame ihren jugendlichen Gast führte, machte einen fremdartigen Eindruck auf Lorchon. Es war Alles so ganz anders, als sie es in Liptowa gesehen hatte. Freilich in diese geräumigen Säle paßten die schwerfälligen Möbel, die kolossalen, in Goldrahmen an den Wänden hängenden Bilder gerade hinein, und die Dame, welche neben Lorchon einherschritt, schien auch wie dazu geschaffen, um in diesen Räumen als Hausfrau zu walten. Das faltige Wollenkleid, das Frau Drlowski trug, der

große Kragen, welcher ihre Taille verhüllte, und ganz besonders die Lockenfrisur zu beiden Seiten der Stirn, — alles dies erinnerte Lorch an das Bild ihrer Urgroßmutter, welches in Lipkowa über dem Schreibtisch ihres Vaters seinen Platz gehabt hatte.

„Wie heißest Du, Kind?“ Diese Frage, welche Frau Drlowski an ihre Begleiterin richtete, erweckte Lorch an ihren Gedanken.

„Leonore, aber die Eltern nannten mich Lorch.“

„Leonore!“ wiederholte die alte Dame. „Wunderbar!“ fügte sie dann halblaut hinzu.

Das Gemach, in welches Frau Drlowski ihren kleinen Gast nun eintreten ließ, war ebenfalls sehr geräumig. An den Wänden standen Schränke und ein riesiges Büffet; in der Mitte befand sich ein großer, sauber gedeckter, von kleinen Sesseln mit niedriger Lehne umgebener Speisetisch. Eine einfach gekleidete ältliche Frau mit einer weißen Haube und einer ebensolchen Schürze stand an dem Ende des Tisches, und war damit beschäftigt, Kaffee und Thee zu bereiten.

„Komm, Leonore!“ sagte Frau Drlowski, nahm die Hand des Kindes und führte dasselbe zu der alten Frau. „Meine liebe Katharina,“ fügte sie, zu dieser gewendet, hinzu: „Hier stelle ich Ihnen meinen kleinen Gast, Leonore Wertheim, vor.“ Dies ist Frau Weiß,“ sagte sie darauf zu Lorch. „Du kannst ihr die Hand geben, mein kleines Mädchen, sie ist eine Landsmännin Deiner Mama und

schon seit einer Reihe von Jahren meine treue Freundin und Gehilfin bei der Leitung meines Hausstandes.“

„Ich thue meine Pflicht und Schuldigkeit, gnädige Frau!“ versetzte Frau Weiß bescheiden, ergriff dabei Lorchens Hand und drückte sie herzlich.

„Das ist es ja eben, was ich so sehr an Ihnen schätze, meine liebe Katharina!“ entgegnete Frau Drlowski.

„Wenn nur alle Menschen, so wie Sie, in rechter Weise ihre Pflicht thun wollten, es würde ganz anders in der Welt aussehen, als es jetzt der Fall ist. Nun setze Dich, mein Kind,“ wandte sie sich darauf an Lorch, „und sage, was Du zu haben wünschst. Trinkst Du gern Kaffee?“

„Sehr gern.“

„Schenken Sie Leonore eine Tasse Kaffee ein, liebe Katharina, und machen Sie ihr einige Butterbrödchen zu recht, es ist bereits spät und das Kind wird hungrig sein.“

Frau Drlowski ließ sich ebenfalls eine Tasse Kaffee reichen und bestellte, während sie behaglich den braunen Mokkastrank schlürfte, den Küchenzettel für den Tag.

„Für unsere Kranke müssen wir eine kräftige Bouillon haben,“ sagte sie, „und — bitte, sorgen Sie dafür, liebe Katharina, daß eine Flasche von dem guten, alten Portwein aus dem Keller heraufgeholt wird. Wie? bist Du schon fertig?“ fragte sie darauf Lorch, welche ihren Platz verlassen hatte und ihrer freundlichen Wirtin mit einer höflichen Verbeugung die Hand küßte. „Wöchtest Du nicht noch eine Tasse Milch haben, Leonore?“

„Mein — danke,“ versetzte Lorchchen, „ich bin vollkommen satt.“

„Nun sehnst Du Dich wohl zurück zu Deiner Mama? Ich habe nichts dagegen, wenn Du zu ihr gehst; nur möchte ich Dich noch einmal daran erinnern, daß Du Dich im Krankenzimmer so still als möglich verhalten mußt und nicht viel mit Deiner Mutter sprechen darfst. Warte noch einen Augenblick!“ rief die alte Dame Lorchchen nach, als diese das Zimmer verlassen wollte. „Bitte, liebe Katharina, holen Sie mir einige Bücher aus Reginalds Zimmer; dieselben befinden sich auf dem Regal rechts.“

Frau Weiß verließ das Gemach und brachte nach wenig Augenblicken die gewünschten Bücher.

„Bist Du eine Freundin vom Lesen, Leonore?“ fragte die alte Dame.

„O ja!“ rief Lorchchen und errötete vor Freude, als Frau Drlowski ihr die Bücher reichte.

„So, mein kleines Mädchen,“ sagte diese, „nun kannst Du gehen. Nach einer Weile komme ich, um nachzusehen, wie es mit dem Befinden Deiner Mama steht.“

Als Lorchchen das Zimmer betrat, in dem sich ihre Mutter befand, lag diese wieder mit geschlossenen Augen da. Lorchchen flüsterte dem Stubenmädchen zu, daß dieses jetzt fortgehen könne, da sie bei der Mutter bleiben werde; darauf nahm sie eines der Bücher zur Hand und setzte sich an's Fenster.

Die Indianergeschichte, welche sie las, nahm bald

alle ihre Gedanken so sehr in Anspruch, daß sie Alles um sich her vergaß, und wie aus einem Traum emporfuhr, als die Mutter leise ihren Namen rief.

„Sogleich Mama!“ erwiderte Lorchchen und sprang hastig auf. „Was wünschest Du?“

„Gieb mir zu trinken, Kind.“

Lorchchen erfüllte den Wunsch der Mutter, dann fragte sie: „Wie fühlst Du Dich jetzt, Herzensmama?“

„Sehr matt.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und Frau Drlowski trat ein. „Wünschen Sie nicht eine Tasse Bouillon und ein Glas Wein zum Frühstück?“ fragte sie die Kranke.

„Essen möchte ich nichts,“ erwiderte Frau Wertheim, „aber wenn Sie so gütig sein wollten, mir etwas Wein zu geben, würde ich Ihnen sehr danken.“

Frau Drlowski schickte Lorchchen in die Küche zu Frau Weiß, um sich von ihr den Wein geben zu lassen.

Nachdem Frau Wertheim etwas Wein genossen hatte, verließ Frau Drlowski wieder das Zimmer, und Lorchchen kehrte, als sie bemerkte, daß ihre Mutter wieder die Augen schloß, zu ihrem Buche zurück.

Zum Mittage ließ sich die Kranke von ihrer freundlichen Wirtin dazu überreden, ein paar Löffel Bouillon zu essen, und lag dann wieder still da, bis um vier Uhr der aus der nächsten Stadt herbeigeholte Arzt anlangte.

Nachdem derselbe eine Weile an Frau Wertheims Lager geseffen, die Kranke genau untersucht und viele

Fragen an sie gerichtet hatte, verließ er mit Frau Drlowski das Zimmer, um, wie er sagte, die nötigen Verordnungen zu treffen.

Lorchen, welche allein bei der Kranken zurückgeblieben war, kniete an dem Bett nieder und küßte die Hand der Mutter. „Ich bin so froh,“ sagte sie, „daß die gute alte Dame, deren Gäste wir sind, einen Arzt holen ließ. Nun wird der Doctor eine Arznei verschreiben, so daß Du bald wieder kräftiger wirst und wir unsere Reise fortsetzen können.“

„So Gott will!“ flüsterte Frau Wertheim.

„Du siehst jetzt schon wohler aus, als heute Morgen, liebste Mama!“ fuhr Lorchen fort und schaute glückstrahlend in das fieberhaft gerötete Antlitz der Mutter.

Frau Wertheim erwiderte nichts, verlangte jedoch nach einer kleinen Weile wieder zu trinken.

Der Arzt kehrte noch einmal in das Krankenzimmer zurück, schärfte Frau Wertheim ein, sich so ruhig als möglich zu verhalten, die vorgeschriebene Arznei, welche er selbst aus den in Frau Drlowskis Hausapotheke vorhandenen Mitteln bereitet hatte, regelmäßig einzunehmen und dazwischen etwas Wein zu genießen; dann verabschiedete er sich.

Kurze Zeit darauf vernahm Lorchen das Schellengeläute des Schlittens, mit welchem der Arzt in die Stadt zurückkehrte.

Nachdem Frau Wertheim die Arznei eingenommen hatte, schloß sie wieder die Augen, und es war eine

Weile ganz still in dem Zimmer; dann öffnete sich leise die Thür und Frau Drlowski trat ein.

„Ich werde jetzt bei Mama bleiben,“ sagte sie zu Lorch; „geh, mein Kind, und suche Frau Weiß auf. Sie wird Dich im Hause herumführen und Dir auch das Treibhaus zeigen. Ich hoffe, Leonore, es wird Dir Freude bereiten, Dir die daselbst blühenden Blumen anzusehen. Liebst Du Blumen?“

„Ja, sehr.“

„Du darfst ein Sträußchen für Deine Mama mitbringen. Frau Weiß wird Dir sagen, welche Blumen abzuschneiden Dir gestattet sind.“

„O, wie danke ich Ihnen!“ rief Lorch und eilte davon.

Die Besichtigung der Zimmer und besonders des Treibhauses, so wie die Wahl der Blumen nahm über eine Stunde in Anspruch, und es begann bereits zu dämmern, als Lorch freudestrahlend mit einem Sträußchen, bestehend aus Primeln, Maiglöckchen und Heliotrop, zu ihrer Mutter zurückkehrte.

Frau Drlowski saß noch immer an dem Bett der Kranken. Frau Wertheims Hand ruhte in der ihrer freundlichen Wirtin.

„Komm, Leonore,“ sagte Frau Drlowski, „bringe der Mama Dein Sträußchen; Du kannst dasselbe in das Glas mit Wasser stellen, welches sich hier auf dem Tisch befindet, und dann geh' und rufe Marfa. Sage ihr, sie möchte ein anderes Glas und eine Lampe mitnehmen. Deine Mama hat jetzt genug mit mir gesprochen und

muß nun eine Weile ganz still sein; daher ist es besser, wir lassen sie für eine halbe Stunde allein."

Als Marfa mit der brennenden Lampe in's Zimmer trat, erhob sich Frau Drlowski und winkte Lorchchen zu, ihr zu folgen.

"Bitte, lassen Sie mir mein Kind noch für einen Augenblick!" bat die Kranke. "Lorchchen, komm zu mir."

Das kleine Mädchen eilte zu ihrer Mutter und kniete an deren Bett nieder.

"Mein Herzenskind! mein Liebling!" flüsterte Frau Wertheim und strich lieblosend mit der Hand über das blonde, lockige Haar ihres Töchterchens.

In den Augen der alten Dame, welche an der Thür stehen geblieben war, schimmerten Thränen. "Ich glaube," sagte sie, "es ist besser für Sie, meine liebe Frau Wertheim, wenn Sie mir gestatten, jetzt Leonore mit mir zu nehmen. Wie Sie wissen, hat Ihnen der Arzt jede Aufregung untersagt, und wenn Ihre Tochter zu Ihnen zurückkehrt und Sie dann mit ihr sprechen müssen, werden Sie ohnehin Ihre ganze Kraft aufzubieten haben; also versuchen Sie, sich jetzt zu sammeln und zu fassen. Gott helfe Ihnen dazu."

"Geh', mein Kind!" sagte Frau Wertheim leise. "Aber," fügte sie, zu Frau Drlowski gewendet, hinzu: "Sie bringen mir meine Tochter bald wieder, nicht wahr?"

"So bald, als es möglich ist!" versetzte die alte Dame. Lorchchen schaute die Mutter besorgt und fragend an; aber als diese, wie gänzlich erschöpft, die Augen schloß,

hauchte sie noch einen Kuß auf deren Stirn und folgte dann der auf sie harrenden alten Dame.

Schweigend und mit gesenktem Köpfechen schritt Lorchchen neben ihrer freundlichen Wirtin dahin. So jung und unerfahren sie auch war, die Liebkosungen der Mutter und Frau Drlowskis geheimnißvolle Worte hatten doch ein banges Gefühl, eine Ahnung davon, daß ihr etwas Schweres bevorstand, in ihrem Herzen wachgerufen. Als sie daher mehrere Zimmer durchschritten hatten und Lorchchen fest davon überzeugt sein konnte, daß die Mutter ihre Worte nicht vernahm, war ihre erste Frage: „Bitte, Maria Petrowna, lassen Sie mich wissen, was der Arzt von Mamas Zustand sagt.“

Die alte Dame schwieg einen Augenblick, dann entgegnete sie in bewegttem Tone: „Deine Mutter ist sehr krank, Leonore.“

„Aber sie wird wieder gesund werden, sie wird doch nicht sterben, wie Papa?“ fragte Lorchchen angstvoll.

„Das steht in Gottes Hand!“

„Nein! nein! Gott wird, Gott kann mir meine Mutter nicht nehmen!“ rief Lorchchen außer sich. „Ich habe ja Niemand auf der Welt, als sie.“

„Gottes Gedanken sind nicht die unsern, mein liebes Kind!“ versetzte Frau Drlowski ernst. „Komm, Leonore, setze Dich zu mir, und höre mich an.“

Das Kind ließ sich zu einem Sofa führen, und barg, als es sich auf dasselbe setzte, das Gesichtchen, leidenschaftlich aufschluchzend, in dem Seitenpolster.

Frau Drlowski ließ sich neben Lorchchen nieder und zog das kleine Mädchen an sich. „Weine Dich aus, mein Kind,“ sagte sie, „das wird Dein Herz erleichtern.“

„Ich kann es nicht ertragen, meine Mutter zu verlieren!“ rief Lorchchen unter strömenden Thränen. „Wenn sie stirbt, mag ich auch nicht länger leben; dann will ich Gott bitten, daß er mich ebenfalls zu sich in seinen Himmel nimmt.“

„Diesen Wunsch haben schon viele kleine und große Menschen vor Dir ausgesprochen, wenn sie ein schweres Leid traf,“ entgegnete die alte Dame; „aber Gott sei innig dafür gedankt, daß er nicht alle thörichten Bitten seiner Menschenkinder erhört. Gott weiß am besten, was uns gut und heilsam ist, und oft dient gerade das, was uns anfangs als das größte Unglück erschien, dazu, uns zu besseren und frömmeren Menschen zu machen, als wir vorher waren, und das ist sein Wille.“

„Aber wie kann ich besser werden, ohne meine Mutter; was werde ich ohne sie anfangen?“ versetzte Lorchchen. „Weiß Mama —“ fügte sie zögernd hinzu.

„Ja, mein Kind,“ war Frau Drlowskis Entgegnung; „Deine Mutter weiß, daß es sehr schlimm mit ihr steht und daß sie jeden Augenblick bereit sein muß, dem Rufe Gottes zu folgen.“

Lorchchen erhob sich hastig. „Ich will zu ihr!“ rief sie. „So lange ich meine Mutter noch habe, bleibe ich bei ihr und verlasse sie auch nicht auf eine Minute.“

Sie wollte davoneilen, aber Frau Drlowski hielt sie zurück.

„So kannst Du nicht zu Deiner Mutter gehen,“ sagte sie, „Du mußt erst ruhiger werden, mein Kind. Du weißt doch, wie lieb Deine Mama Dich hat und wie schwer ihr daher die Trennung von Dir werden muß; willst Du nicht ein tapferes kleines Mädchen sein und Alles thun, um Deiner teuren Mutter den schweren Abschied zu erleichtern? Du hast gehört, daß der Arzt Deiner Mama jede Aufregung streng untersagt hat, eine solche würde jedenfalls ihr Ende beschleunigen; daher bat ich sie, Dir nicht selbst die Mitteilung davon zu machen, wie schlimm es mit ihr stände, sondern mir zu gestatten, Dich darauf vorzubereiten. Ich gab auch Deiner Mama das Versprechen, wenn Gott sie abrufen sollte, für Dich zu sorgen und Dich so lange bei mir zu behalten, bis Weg und Wetter mir selbst eine Reise gestatten; dann werde ich Dich zu Deinen Verwandten nach Riga bringen. Dieses Versprechen von meiner Seite hat Deine Mama sehr beruhigt; sie sprach es auch aus, daß sie sich darauf freue, Deinen lieben Papa schon so bald wiederzusehen; nur war ihr sehr bange vor dem grenzenlosen Schmerz ihres Töchterchens. Willst Du Deiner Mutter nun nicht zeigen, Leonore, daß Du aus Liebe zu ihr stark sein und jeden leidenschaftlichen Schmerzensausbruch überwinden kannst?“

„Ich möchte es wohl,“ erwiderte Lorchchen, „aber ich kann nicht. Wie soll ich ruhig erscheinen, wenn meine Mutter stirbt?“

Das sollst Du auch nicht, mein Kind," erwiderte Frau Orłowski; „es wäre ja unnatürlich, wenn Du bei dem Gedanken, Deine Mutter zu verlieren, nicht traurig sein würdest; nur jeden lauten Schmerzensausbruch sollst Du bekämpfen, weil ein solcher Deiner Mutter Schaden könnte, und das vermagst Du zu thun, Leonore, wenn Du es nur recht ernstlich willst.“

Lorchen trocknete ihre Thränen. „Ich will es versuchen!“ sagte sie. „Darf ich nun zu meiner Mutter gehen?“

„Ja, mein Kind. Du hast ja selbst gehört, daß Deine Mama Dich sehnlich zurück erwartet, da sie mit Dir zu sprechen wünscht. Gott stehe Dir in Gnaden bei.“

Frau Orłowski umarmte und küßte Lorchen und ließ sie dann gehen.

Frau Wertheim streckte ihrer Tochter die Hand entgegen, als sie in das Krankenzimmer trat.

Lorchen winkte Marfa zu, das Zimmer zu verlassen, sank an dem Bette der Mutter nieder und bedeckte deren abgekehrte Hand mit ihren Küssen. Sie vermochte es nicht zu hindern, daß ihre Thränen wieder zu fließen begannen.

„Mein theures Kind," flüsterte Frau Wertheim, „nimm Dir einen Stuhl und setze Dich ganz nahe zu mir, ich kann nur leise sprechen und habe Dir noch viel zu sagen.“

Lorchen that, wie ihr geboten wurde.

„Deine Thränen sagen mir," fuhr Frau Wertheim

fort, „daß Du bereits weißt, wie es mit mir steht, und daß wir uns vielleicht schon bald werden trennen müssen. Ich folge dem Rufe meines Gottes auch gern, seit ich die Gewißheit erlangt habe, daß ich Dich, mein Herzenskind, in guten Händen zurücklasse. Frau Drlowski hat mir versprochen, für Dich zu sorgen und Dich selbst zu Deinem Dankel nach Riga zu bringen. Zeige Dich dankbar für diese große Güte, Lorchchen, und vor Allem vergiß nicht, wie ich es bis zu meinem Ende thun will, Gott dafür zu loben und zu preisen, daß er so wunderbar für Dich gesorgt hat. Er wird es auch gewiß ferner thun, wenn Du nur immer ein gutes und frommes Kind bist.“

Die Kranke schwieg erschöpft und Lorchchen sagte flehend: „Bitte, liebes Mütterchen, sprich nun nicht mehr, der Arzt hat es verboten.“

„Sei ruhig, Lorchchen, mir schadet jetzt nichts mehr,“ entgegnete Frau Wertheim, „und ich will und muß Dir Alles sagen, was ich auf dem Herzen habe, so lange ich es noch vermag. Ich möchte Dich nicht noch trauriger machen, als Du es ohnehin bist,“ fuhr sie fort, „und doch muß ich Dir sagen, mein teures Kind, daß Du nicht erwarten darfst, im Hause Deiner Verwandten Alles so zu finden, wie es bei uns in Lipkowa war. Du hast bisher als unser einziges Kind unsere alleinige Liebe genossen, und — da Du keine Geschwister besaßest, wurde Dir auch nicht Gelegenheit geboten, Dich im Nachgeben und Tragen der Fehler Anderer zu üben.“

Das wirst Du nun lernen müssen, mein Kind, und ich hoffe zu Gott, der tägliche Verkehr mit Deinen Vettern und Cousinen wird eine heilsame Schule für Dich sein; denn ich, Deine Mutter, weiß nur zu gut, daß mein kleines Mädchen zu Empfindlichkeit und Heftigkeit hinneigt, zwei Fehler, die Du mit des Herrn gnädigem Beistande bekämpfen mußt. Vergiß nie, mein Herzenskind, daß die einzige Waffe, welche es dagegen giebt, ein inniges Gebet zu Gott ist. Willst Du mir versprechen, Dich immer an diese Worte Deiner Mutter zu erinnern, mein Liebling?“

Lorchen nickte und küßte abermals die Hand der Mutter. Zu sprechen vermochte sie nicht, aus Furcht, dann dem mühsam beherrschten, leidenschaftlichen Ausbruch ihres Schmerzes nicht länger gebieten zu können.

„Gott segne Dich, mein teures Kind!“ sagte Frau Wertheim und legte die Hand auf das tiefgesenkte Köpfchen der Tochter. Und nun geh’, Lorchen,“ fügte sie mit fast erlöschender Stimme hinzu, „ich will jetzt dem Gebote des Arztes folgen und ganz still sein.“

Lorchen erhob sich, küßte die Mutter auf Stirn und Wangen, denn schon seit längerer Zeit hatte Frau Wertheim ihrer Tochter untersagt, ihren Mund zu berühren, und schlich dann auf den Bebenspitzen davon. In einer Ecke des Zimmers, wo sie von der Mutter nicht gesehen werden konnte, sank sie in einen Lehnsessel und ließ nun ihren Thränen freien Lauf.

Als Frau Drłowski nach einer geraumen Weile das Gemach wieder betrat, um nach der Kranken zu sehen, ruhte Lorchens Kopf auf der Seitenlehne des Sessels. Das Kind hatte sich müde geweint, bis sich zuletzt der freundliche Tröster aller Bekümmerten, der Schlaf, auf seine Augenlider senkte.

Frau Wertheim winkte die alte Dame zu sich heran und reichte ihr die Hand. „Ich danke Ihnen!“ flüsterte sie. „Durch Ihre große Güte ist mir der Abschied von meinem Kinde so sehr erleichtert worden. Daß mein kleines Mädchen sich so tapfer hielt, war Ihr Werk; Gott lohne es Ihnen. Wo ist Lorchens jetzt?“

„Sie ruht hier nebenan im Lehnstuhl und schläft.“

„Gott sei Dank!“ sagte Frau Wertheim.

„Haben Sie nicht noch einen Wunsch, den ich zu erfüllen im Stande wäre?“ fragte Frau Drłowski.

„Bitte, schicken Sie mir ein Gesangbuch. Wenn Lorchens erwacht, soll sie mir ein Lied vorlesen, ehe ich zu schlafen versuche.“

„Marfa soll Ihnen das Gesangbuch zugleich mit dem Thee für Sie und Leonore bringen!“ versetzte die alte Dame.

„Für mich danke ich,“ flüsterte die Kranke, „ich möchte heute Abend nichts mehr genießen.“

„Marfa wird hier in Ihrem Zimmer schlafen,“ sagte Frau Drłowski, „damit sie zur Hand ist, wenn Sie etwas bedürfen.“

„Wie soll ich Ihnen für Alles danken, was Sie

an mir und meinem Kinde thun, Maria Petrowna?“ entgegnete die Kranke. „Ich kann nur Gottes Segen auf Sie herabflehen!“

„Was ich thue, ist nur Christenpflicht!“ erwiderte Frau Drlowski. „Gute Nacht, Frau Wertheim!“

Als Marfa das Zimmer betrat, war Lorchchen schon erwacht und kniete am Bett der Mutter.

„Geh' nun und trinke Deinen Thee, mein Kind!“ flüsterte Frau Wertheim.

„Darf ich Dir nicht zuerst Deine Tasse bringen?“

„Nein, mein Liebling, ich möchte nichts haben.“

„O Mama“ —

„Ich habe ja vor gar nicht langer Zeit etwas genossen!“ sagte Frau Wertheim beruhigend. „Also geh' und trinke Du nur, mein Herzenskind.“

Lorchchen folgte gehorsam dem Gebot der Mutter und las derselben dann auf ihre Bitte das schöne Lied: Wird das nicht Freude sein! vor. Darauf kniete sie am Bette nieder und betete das Vaterunser. Den Segen sprach Frau Wertheim selbst mit leiser Stimme.

„Gute Nacht, mein süßes Kind, mein Liebling!“ flüsterte die Kranke dann.

Lorchchen küßte die Hand der Mutter und ruhte wenig Augenblicke darauf in dem für sie bestimmten Bette auf weichem Pfühl. Marfas Anerbieten, ihr beim Auskleiden zu helfen, hatte sie dankend abgelehnt, da sie gewohnt sei, das immer allein zu thun.

Der Schlummer von vorhin, welcher sie für eine

Weile alle traurigen Gedanken vergessen ließ, das Lesen des schönen Liedes und ganz besonders das Aussehen der Mutter, als sie ihr eine gute Nacht wünschte, alles dieses hatte beruhigend auf Lorchens Kindergemüt gewirkt. War es ihr doch erschienen, als hätte die Mutter lange nicht so wohl ausgesehen, als gerade jetzt mit den wunderbar strahlenden Augen und der Röthe auf den Wangen. Gewiß täuschte sich der Arzt und es stand vielleicht schon morgen viel besser mit der lieben Mama.

Glückliche Jugendzeit! wo jeder, auch der kleinste Hoffnungsstrahl so leicht Eingang findet in unser Herz; wo die Thränen ebenso leicht getrocknet sind, als sie fließen.

Nach wenig Augenblicken war Lorch fest eingeschlummert und sie erwachte erst wieder, als der Morgen bereits zu dämmern begann. Bei dem fahlen Licht, welches das Herannahen des Tages verbreitete, und bei dem Scheine der Lampe, die im Gemach brannte, erblickte Lorch mehrere weiße Gestalten, welche, wie es ihr schien, im Zimmer umherschwebten.

Das Kind rieb sich die Augen und richtete sich in seinem Bette auf; da trat eine der Gestalten auf dasselbe zu. Lorch erschrak heftig, denn im ersten Augenblicke erschien ihr das Gesicht fremd; aber nein, nun erkannte sie die Büge deutlich, es war Frau Orłowski ohne die Lockenfrijur und in einer weißen Nachthaube.

Das kleine Mädchen fühlte sich von namenloser Angst erfaßt und brachte nur das eine Wort: „Mama!“ über ihre Lippen.

„Deine Mutter befindet sich jetzt vollkommen wohl, Leonore,“ sagte Frau Drlowski in ernstem, feierlichem Tone; „sie ist im Himmel bei Deinem lieben Papa.“

Ein zweiter Blutsturz hatte Frau Wertheims rasches Ende herbeigeführt; aber um dem Kinde den schrecklichen Anblick zu ersparen, waren Frau Drlowski, Frau Weiß und Marfa bereits in aller Stille thätig gewesen, und als Lorch, leidenschaftlich schluchzend, neben der entseelten Hülle ihrer teuren Mutter niedersank, lag dieselbe zwar totenbleich, aber mit dem Ausdruck stillen Friedens auf ihrem sauberen Lager da.

Von Lorchens Schmerz laßt mich schweigen. Es giebt unter Euch, meine jugendlichen Leser und Leserinnen, gewiß etliche, welche schon einen ähnlichen Verlust erlitten haben; diese werden das Gefühl begreifen, mit dem das verwaiste kleine Mädchen in das wachsbliche Antlitz der heimgegangenen Mutter schaute. Ihr aber, die Ihr noch so glücklich seid, Eure lieben Eltern zu besitzen, dankt Gott täglich für seine Gnade.

Wie und auf welche Weise die ersten, diesem traurigen Ereigniß folgenden Tage dahingingen, hätte Lorch in späterer Zeit selbst kaum zu sagen vermocht. Sie befand sich in einem traumähnlichen Zustande und that mechanisch Alles, was von ihr verlangt wurde.

Sie fuhr mit Frau Drlowski zu dem eine halbe Stunde von Grufina entfernten Kirchhof, um den Platz auszusuchen, wo die irdischen Ueberreste ihrer Mutter ruhen sollten; sie half ihr Reisegepäck in das Gemach

hinübertragen, welches Frau Weiß bewohnte, sie aß und trank, was ihr gereicht wurde, wand am Morgen des Beerdigungstages Guirlanden und Kränze, und folgte zuletzt, dicht hinter dem Pastor an Frau Drlowskis Seite, dem schwarzbeschlagenen, blumengeschmückten Sarge, der die entseelte Hülle ihrer Mutter barg.

Als Alles vorüber war und man, zu Hause angelangt, Hüte, Mäntel und Pelze abgelegt hatte, schloß Frau Drlowski Lorchchen in ihre Arme.

„Leonore,“ sagte sie tiefbewegt, „Deine Mutter hat Dich mir vor ihrem Tode übergeben und, so lange Du unter meinem Dache weilst, will ich versuchen, Dir, so viel in meinen Kräften steht, die Stelle der Heimgegangenen zu ersetzen. Von diesem Augenblicke an sollst Du mich nicht mehr, wie es hier bei uns gebräuchlich ist und wie Du es bis jetzt thatest, Maria Petrowna, sondern Du darfst mich nach guter, alter Sitte Tante nennen.“

Bei diesen liebevollen Worten der alten Dame füllten sich Lorchchens Augen mit Thränen.

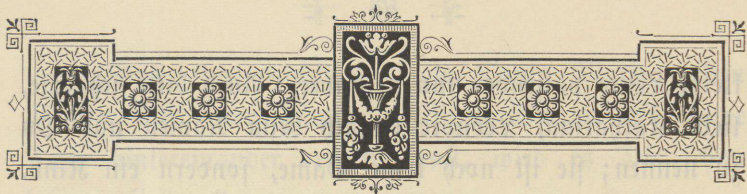
„Weine Dich aus, mein armes Kind,“ fuhr Tante Marie, wie auch wir Frau Drlowski von nun an nennen wollen, fort, „die Thränen werden Dir wohlthun.“

Und Lorchchen lehnte ihr Köpfschen an die Brust der neuen Tante und fühlte wirklich, daß ihr leichter um's Herz wurde, als sie dem Thränenstrom freien Lauf ließ.

Tante Marie führte das Kind zu einem Sofa, setzte sich neben dasselbe und wußte Lorchchen ganz all-

mählich dahin zu bringen, daß sie von Lipkowa und ihren Eltern zu erzählen begann. Bei diesen Erinnerungen aus ihrer ersten, ungetrübt glücklichen Kinderzeit versiegten nach und nach Lorchens Thränen und die Abendstunden dieses ersten und traurigen Tages vergingen rascher und besser, als zu erwarten stand.





### 3.

Lorchen war eben aufgestanden und Marfa damit beschäftigt, ihr das Haar einzuflechten, als Frau Drlowski in's Zimmer trat.

„Wer hat Dir bisher das Haar eingeflochten, Leonore?“ fragte sie.

„Das that Mama immer selbst!“ entgegnete Lorchen.

„Mein Wunsch ist, daß Du von morgen an den Versuch machst, es Dir selbst einzuflechten!“ versetzte Tante Marie. „Es kann Dir für spätere Zeiten nur von Nutzen sein, wenn Du beim Ankleiden so wenig als möglich Bedienung nötig hast.“

„Das hat meine Mutter ebenfalls gesagt,“ meinte Lorchen, „ich kann mich auch ganz allein ankleiden, nur das Haar verstehe ich mir nicht zu machen.“

„Marfa wird es Dir anzeigen.“

Beim Frühstück fragte Frau Weiß: „Soll ich Ihnen Kaffee einschenken, oder wünschen Sie Milch, Fräulein Leonore?“

„Leonore wird von jetzt an immer Milch trinken, nur Sonntags Kaffee!“ entschied die Tante; „das ist für

kleine Leute passender und gesünder. Auch bitte ich Sie, liebe Katharina, Leonore einfach beim Namen und Du zu nennen; sie ist noch keine Dame, sondern ein Kind. Nicht wahr, mein kleines Mädchen, Du möchtest gern, daß unsere liebe Frau Weiß Dich duzt?"

„Gewiß, Tante Marie!“ erwiderte Lorchchen.

Am folgenden Morgen machte Lorchchen wirklich den Versuch, ihr Haar selbst einzuflechten, fand aber, daß es gar nicht so leicht war, mit einem so langen und dicken Zopf, als sie ihn besaß, fertig zu werden.

„Ich verstehe es nicht und werde es wohl auch niemals erlernen!“ rief sie endlich und warf mißmütig den Kamm zur Seite. In diesem Augenblicke trat die Tante in's Zimmer.

„Nun, Leonore,“ fragte sie freundlich, „ist es Dir nicht gelungen?“

„Ach nein, Tante,“ entgegnete Lorchchen, „ich kann mit dem widerspenstigen Zopf nicht fertig werden, und wenn Sie nicht gestatten wollen, daß Marfa mir das Haar macht, wird es mir wohl abgesehnt werden müssen.“

„Nein, mein Kind, Du wirst Deinen Zopf behalten,“ versetzte die Tante in ruhigem, aber entschiedenem Tone; „ebensowenig werde ich aber erlauben, daß Marfa das Einflechten übernimmt. Versuche die Sache noch einmal.“

Lorchchen seufzte im Stillen, aber sie nahm sich der Tante gegenüber zusammen, und nun gelang es ihr wirklich, wenn auch das Haar nicht so glatt war, als es sein sollte, und der Zopf etwas schief auf dem Kopfe saß.

„Das thut nichts,“ sagte Tante Marie, „kein Meister fällt vom Himmel. Wenn Du es erst einige Tage hintereinander versucht hast, wird es Dir schon besser gelingen.“

Als man am Frühstückstisch saß, wurde die Post gebracht.

„Ein Brief von Reginald!“ rief Tante Marie und öffnete mit einem Messer das Couvert. „Denken Sie sich doch, liebe Katharina,“ fuhr sie, nachdem sie die erste Seite überflogen hatte, zu Frau Weiß gewendet, fort: „Die Klassen werden in diesem Jahre schon Anfang Mai geschlossen, da das Realgymnasium umgebaut wird. Natürlich kommt Reginald dann sofort hierher.“

„Das ist ja wunderschön!“ entgegnete Frau Weiß.

„Ich freue mich ebenfalls sehr darüber, daß unser lieber Junge in diesem Jahre so lange Ferien haben wird,“ meinte die Tante; „nun kann er sich hier in Grufina nach Herzenslust austummeln, aber sein frühes Kommen macht mir doch einen Querstrich durch meine Reisepläne. Ich gedachte Reginald abzuholen, wenn ich Leonore nach Riga gebracht hätte, aber Anfang Mai wird der Weg noch fast unpassierbar sein. Freilich, ein Junge wie er, der kommt überall durch; eine alte Frau und ein kleines zartes Mädchen, das ist jedoch etwas ganz Anderes. Anfang Mai,“ wiederholte sie noch einmal, „dann wird das Eis kaum hier aus unsern Flüssen ausgegangen sein. — Nein! nein! das ist nichts für

meinen Rheumatismus. Nun, wir haben ja Zeit, uns das Ding gehörig zu überlegen."

Dabei erhob sich die Tante und griff nach den Zeitungen.

„Wollen Sie nicht Leonore mit sich nehmen, liebe Katharina,“ fügte sie, zu dieser gewendet, hinzu, „es wird dem Kinde gewiß Freude bereiten, sich unsern Hühnerhof und das andere Geflügel anzusehen. Vielleicht könnten sie Leonore auch einige kleine Dienstleistungen übertragen, z. B. das Füttern des Geflügels und das Auffuchen und Anschreiben der Eier. Würdest Du das gern thun, mein Kind?“

„Das wäre ein großes Vergnügen für mich!“ rief Lorch und sprang rasch auf.

„Halt, Kind, so kannst Du nicht gehen,“ sagte die Tante, „denn im Geflügelhof ist es nicht warm, wie bei uns im Zimmer. Hole Dir Deine Jacke und Dein Tuch.“

Lorch folgte dem Gebot, und fand, als sie Frau Weiß aufsuchte, dieselbe in der Handkammer, wo sie damit beschäftigt war, ein Körbchen mit Gerste zu füllen.

Das kleine Mädchen stand dabei und sah zu.

„Wer ist Reginald?“ fragte sie.

„Reginald ist Frau Drlowzkis Nefte,“ entgegnete Frau Weiß, „ein Knabe von vierzehn Jahren. Seine Mutter war die einzige Schwester der gnädigen Frau und mit dem Capitain Kuhlmann verheiratet. Als Reginalds Mutter bei seiner Geburt starb, wurde der Knabe mit seiner Amme zu uns nach Grusina gebracht. Drei Jahre darauf machte Reginalds Vater den Türken-

krieg mit und blieb in der Schlacht bei Plewna. Der Knabe hat nun Niemand, der ihm näher steht, als Frau Drlowski, und sie sorgt für ihn und liebt ihn, wie ihren eigenen Sohn. Reginald ist aber auch ein ganz prächtiger Junge. Nun sind wir hier fertig," fügte Frau Weiß hinzu, „und können gehen; komm, Leonore. Dies Körbchen mit Gerste gefüllt, muß für einen Tag ausreichen."

Der Anblick, welcher sich Lorchchen bot, als sie den Geflügelhof betrat, machte sie alles Andere vergessen. Sie hatte noch nie so viel Hühner, Enten, Gänse und Kalkuhnen beisammen gesehen, und als die ganze geflügelte Schar sie glucksend, gackernd und kollernd umgab, und einige von den Hühnern ihr sogar das Futter aus der Hand pickten, strahlte ihr Gesichtchen vor Freude.

Frau Weiß zeigte ihr darauf die Körbe, in denen die brittenden Hennen, Enten, Gänse und Kalkuhnen saßen, welche ebenfalls Futter und frisches Wasser bekommen mußten.

Nachdem Lorchchen den Geflügelhof gründlich besichtigt hatte, begleitete sie Frau Weiß in die Milchammer, und war sehr froh, als ihr gestattet wurde, beim Abnehmen des Rahms zu helfen. Dann sah sie zu, wie Frau Weiß einen Kuchen für den Mittagstisch anrichtete, und kehrte darauf in den Hühnerhof zurück, um die indessen von den Hühnern gelegten Eier zu holen und anzuschreiben.

Sehr befriedigt suchte Lorchchen endlich die Tante wieder auf und war ganz überrascht, als gleich darauf

Marfa erschien, um zu melden, das Essen sei aufgetragen.

Nach dem Mittage setzte sich Lorchon mit einem Buche in ihr Zimmer und las so lange, bis die Tante ihr Nachmittagsschläfchen beendet hatte und sie mit dieser eine kleine Spazierfahrt unternahm.

Bei der Rückkehr empfing Marfa ihre Herrin mit der Nachricht, daß Besuch da sei, die Herrschaften aus Dubinow.

„Wer ist gekommen?“ fragte die Tante.  
 „Elisaweta Gregorowna, die Gouvernante, und die beiden Fräulein.“

„Komm, Leonore,“ sagte die Tante, „Du wirst nun unsere nächsten Nachbarn kennen lernen, Frau Twerskoi mit ihren beiden Töchtern; es sind Mädchen in Deinem Alter.“

Als sie den Saal betraten, erhob sich eine elegant gekleidete Dame vom Sofa, ging Frau Drlowski ein paar Schritte entgegen und umarmte sie.

Diese führte ihren Gast zum Sofa zurück, begrüßte die Gouvernante und die beiden, nach der neuesten Mode gekleideten kleinen Mädchen, welche sich ebenfalls erhoben hatten und ihr eine steife Verbeugung machten, und rief dann Lorchon herbei.

„Dies hier ist Leonore Wertheim,“ sagte Frau Drlowski dabei in russischer Sprache, „meine zeitweilige kleine Pflgetochter, und die beiden jungen Mädchen heißen Wera und Nadja Twerskoi. Reich

Euch die Hände, Kinder, und macht Bekanntschaft miteinander.“

Lorchen streckte bereitwillig ihre Hand aus, aber die beiden fremden Mädchen legten nur ihre Fingerspitzen hinein.

„Meine liebe Maria Petrowna,“ begann nun Frau Twerzkoi die Unterhaltung, „so ist es also wahr, was man mir gesagt hat, und dieses hier ist das kleine Mädchen, welches Ihnen gleichsam in's Haus geschneit ist.“ Dabei zog sie eine Lorgnette hervor und musterte Lorchen scharf. „Ich habe Sie wirklich von ganzem Herzen bedauert, meine liebe Maria Petrowna. Ist es eine Kleinigkeit, eine schwerfranke Person im Hause zu haben? Und nicht genug damit, die fremde Person muß auch noch sterben und Ihnen ihr Kind auf dem Halse lassen.“

„Leonore!“ rief die Tante dieser zu, „führe Deine kleinen Gäste in ein anderes Zimmer. Ihr werdet rascher miteinander bekannt werden, wenn Ihr allein seid.“

Dazu kam es aber gar nicht, denn auf einen leisen Wink ihrer Prinzipalin erhob sich die Gouvernante zugleich mit ihren Schülerinnen und folgte den drei kleinen Mädchen in's Nebenzimmer.

Hier saßen Wera und Nadja wieder steif wie die Holzpuppen auf den ihnen angewiesenen Stühlen, und es kamen, trotz aller Mühe, die sich Lorchen gab, die Mädchen zum Sprechen zu bringen, nur einsilbige Antworten über ihre Lippen.

Fräulein Dubois, die französische Gouvernante,

warf bisweilen ein Wort dazwischen, welches den Zweck hatte, ihre Schülerinnen darauf aufmerksam zu machen, daß sie dieses oder jenes nicht sagen, sich gerade halten, oder die Füße nicht bewegen sollten.

Lorchen kam zuletzt auf den Gedanken, ihre kleinen Gäste in den Hühnerhof zu führen, aber Fräulein Dubois rief ganz entsezt: „In den Hühnerstall, si done; können junge Mädchen aus gebildetem Stande sich denn nicht auf andere Weise amüsieren?“

Endlich wurde der Kaffee und allerlei Naschwerk gebracht, und Lorchen freute sich sehr, als ihre Gäste, nachdem sie eine erstaunliche Menge von Süßigkeiten vertilgt hatten, sich auf das Gebot ihrer Mutter zur Abfahrt rüsteten.

Beim Abschiede sprach Frau Twerskoi den Wunsch aus, die liebe Maria Petrowna möge sie recht bald mit ihrer Pflgetochter besuchen.

Acht Tage darauf langte ein Brief aus Riga an. Frau Drlowski hatte gleich nach Frau Wertheims Tode an deren Bruder geschrieben und demselben den Trauerfall angezeigt. In den von Lorchens Onkel an Frau Drlowski gerichteten Brief war auch einer für seine Nichte eingeschlossen.

Lorchen freute sich sehr über diesen Brief von ihrem unbekanntem Onkel, der ihr in wenigen, aber herzlichen Worten seine Theilnahme an ihrem schweren Verlust aussprach, und den Wunsch hinzufügte, sie bald bei sich zu sehen; als aber Tante Marie ihr sagte, daß sie über-

morgen den erhaltenen Brief beantworten werde und daß Lorchchen dann auch an den Onkel schreiben müsse, fragte sie zögernd:

„Ich? Aber was soll ich denn schreiben, Tante? ich kenne den Onkel ja gar nicht.“

„Er hat Dir doch ebenfalls geschrieben, ohne Dich zu kennen.“

„Ja, der Onkel, das ist auch ein Unterschied!“ meinte Lorchchen.

„Es wäre jedenfalls nicht hübsch von Dir, wenn Du Dich nicht bei Deinem Onkel für seinen Brief bedanken wolltest.“

Dabei blieb es; aber als der bestimmte Tag erschien und die Tante Lorchchen einen Bogen Papier, Tinte und eine Feder reichte, und sie aufforderte, nun den Brief an den Onkel aufzusetzen, machte das kleine Mädchen ein sehr mißvergnügtes Gesicht.

„Aber, Tante, ich weiß wirklich nicht, was ich schreiben soll?“ sagte sie.

„Das kann ich kaum glauben!“ versetzte die Tante. „Hast Du denn, als Du bei Deiner Mama Stunden hattest, gar keine deutschen Ausarbeitungen gemacht?“

„Das wohl, aber an einen unbekanntem Onkel habe ich noch nie geschrieben.“

„So wird dies das erste Mal sein, daß Du es thust!“ entgegnete die Tante. „Geh nun und schreibe, Leonore!“ setzte sie in einem Tone, der keinen Widerspruch duldete, hinzu.

Lorchen saß in ihrem Zimmer, das Köpfchen auf die Hand gestützt, und dachte nach. Auf dem Papier, welches vor ihr lag, prangte in schön geschmückten Buchstaben die Anrede: „Lieber Onkel!“ Nach einer Weile schrieb sie das Datum dazu, aber der Brief selbst? Ja, wie sollte sie den zu Stande bringen? Daß man einen solchen nicht mit „Ich“ anfangen dürfe, wußte sie, aber mit „Du“ das ging. „Du hast mich durch Deinen Brief sehr erfreut“ —

Lorchen athmete auf, der Anfang war gemacht, aber was nun weiter? Sie dachte lange nach, dann schrieb sie: „Ich bin sehr traurig darüber, daß ich meine liebe Mama verloren habe“ —

Weiter kam sie nicht, so viel sie auch nachdachte. Es war aber auch wirklich zu schwer, an einen Onkel zu schreiben, den sie gar nicht kannte. Wie konnte Tante Marie so etwas von ihr verlangen? Ihre Mutter hatte sie nie dazu gezwungen, an den Onkel zu schreiben, und der Papa auch nicht, — ja, sie waren beide so gut, so engelsgut gegen ihre kleine Tochter gewesen; aber nun war sie allein in der Welt und mußte Alles thun, was fremde Menschen von ihr verlangten.

Lorchens Thränen begannen zu fließen, aber sie trocknete dieselben rasch, als die Tante in's Zimmer trat.

„Nun, wie weit bist Du gekommen, Leonore?“ fragte sie freundlich und griff nach dem Papier, auf dem das Wort „Onkel“ durch eine darauf gefallene Thräne halb verwischt war. Aber die Tante bemerkte das

gar nicht, oder wollte es nicht bemerken. Sie nahm einen Stuhl, setzte sich neben Lorch, und mit ihrer Beihilfe kam der unglückliche Brief in ganz kurzer Zeit zu Stande.

„Ich sehe, daß Du wirklich noch gar keinen Brief zu schreiben verstehst,“ sagte die Tante; „diesem Übelstande muß abgeholfen werden, denn es ist für ein junges Mädchen durchaus notwendig, daß dasselbe einige Übung im Briesschreiben erlangt. Du wirst von jetzt an täglich eine Briefaufgabe von mir erhalten, Leonore. Da Du voraussichtlich noch einige Zeit bei mir in Grufina verbringen wirst, halte ich es auch für dringend geboten, daß wir eine genaue Zeiteinteilung treffen, denn ein Mädchen in Deinem Alter kann nicht den ganzen Tag mit Nichtsthun verbringen.“

Das geschah schon am folgenden Morgen. Die Tante bestimmte, daß Lorch um acht Uhr angekleidet sein und am Kaffeetisch erscheinen müsse. Dann dürfe sie sich bis zehn mit wirtschaftlichen Angelegenheiten beschäftigen, das Geflügel füttern und Frau Weiß in der Milchammer behilflich sein. Von zehn bis zwölf sollte Lorch die ihr gestellte Briefaufgabe lösen, Geschichte und Geographie treiben, und die halbe Stunde, welche ihr noch vor dem Essen blieb, dazu verwenden, um die Eier im Hühnerhof einzusammeln und anzuschreiben. Nach dem Essen, wenn die Tante ihr Mittagsschäläpfchen hielt, konnte sie mit einer Handarbeit bei Frau Weiß sitzen, dann folgte eine Spazierfahrt oder ein Spaziergang. Nach dem Kaffee sollte sich Lorch eine

halbe Stunde im Klavierspiel üben und darauf der Tante abwechselnd aus einem deutschen oder russischen Buche vorlesen. Abends, während die Tante mit Frau Weiß Piquet spielte, war es Lorchchen freigestellt, entweder zu lesen oder sich mit einer Handarbeit zu beschäftigen.

Anfangs wollte Lorchchen diese streng eingehaltene Tageseinteilung, die nur bisweilen durch einen Besuch in der Nachbarschaft, den man empfing oder machte, unterbrochen wurde, gar nicht recht behagen, besonders verursachten die Briefaufgaben ihr viel Kopfszerbrechen; aber nach und nach gewöhnte sie sich daran, und fand schließlich, daß die schriftlichen Arbeiten gar nicht so langweilig und unangenehm seien, als sie ihr anfangs erschienen waren.

Eines Abends, als Frau Weiß ihrer Herrin gegenüber Platz genommen hatte und eben die Karten zum Spiel mischte, sagte diese: „Ich weiß, liebe Katharina, daß Sie einige notwendige Arbeiten vorhaben, welche Sie gern beenden möchten, mir also ein Opfer bringen, wenn Sie mit mir spielen.“

„Ich thue es so gern,“ versetzte Frau Weiß, „und werde mit meinen Arbeiten schon fertig werden.“

„Indem Sie die Nacht zu Hilfe nehmen,“ fügte die Tante hinzu; „nein, das möchte ich nicht. Leonore wird mit mir spielen, und Sie, liebe Katharina, können nun ganz ruhig Ihre Arbeit holen. Komm, mein kleines Mädchen.“

Lorchchen folgte dem Gebot und legte, wenn auch

etwas zögernd, das Buch, in welchem sie gerade eine sehr spannende Erzählung las, bei Seite.

„Verstehst Du Piquet zu spielen, Leonore?“ fragte die Tante.

„Nein, ich habe bisher nur „Schweinchen“, „den schwarzen Mann“, oder „Lustig, meine Sieben“ gespielt.“

„Das thut nichts,“ entgegnete die Tante, „ich werde Dir das Piquet-Spiel anzeigen, es ist nicht schwer zu erlernen.“

Lorchen setzte sich der Tante gegenüber und Frau Weiß holte ihre Handarbeit herbei.

Frau Drłowski erklärte nun Lorchen das Spiel und gab darauf die Karten aus; aber so viel Geduld Tante Marie auch bewies, es wollte mit dem Piquet nicht gehen. Lorchen machte einen Fehler über den andern und verstand am Schluß des Abends gerade so viel von dem Spiel, wie beim Beginn desselben.

An den beiden folgenden Abenden machte die Tante abermals den Versuch, Lorchen das Piquet-Spiel beizubringen; als es aber auch da nicht glücken wollte, gebot sie dem Kinde aufzustehen und sein Buch wieder zur Hand zu nehmen.

Frau Weiß legte sofort ihre Arbeit zur Seite und nahm Lorchens Platz ein.

„Sie wollen mir also wieder Ihre Zeit zum Opfer bringen, liebe Katharina?“ fragte Frau Drłowski.

„Gewiß! es macht mir solche Freude“ erwiderte Frau Weiß.

„Ja, ja, davon bin ich überzeugt!“ entgegnete Frau Orłowski. „In all’ den Jahren, die wir miteinander verlebt haben, ist mir Gelegenheit genug dazu geboten worden, Ihre Opferwilligkeit und Pflichttreue kennen zu lernen. Sie, meine liebe Katharina, könnten so manchen großen und kleinen Leuten als Muster dienen.“

Lorchen saß nun wieder bei ihrem Buche; aber das Lesen, welches sie sonst so sehr liebte, wollte ihr heute gar keine Freude bereiten. Sie fühlte, daß die Tante unzufrieden mit ihr war, aber, wie sie meinte, ganz ungerechterweise. War es denn ihre Schuld, wenn sie das langweilige Piquet-Spiel gar nicht erlernen konnte?

Als sie der Tante eine gute Nacht gewünscht hatte und sich allein mit Frau Weiß in deren Zimmer befand, äußerte sie etwas Aehnliches gegen dieselbe.

„Wenn ich Dir offen meine Meinung sagen soll, Leonore,“ versetzte Frau Weiß, „so glaube ich, daß Du nur deshalb das Piquet-Spiel nicht erlernen konntest, weil Du unaufmerksam warst und Dir keine Mühe gabst.“

„Da mögen Sie recht haben,“ erwiderte Lorchen, „ich sehe auch gar nicht ein, was es mir für Nutzen bringen kann, wenn ich das Piquet-Spiel erlerne.“

„Einen sehr großen, Leonore!“ sagte Frau Weiß. „Wenn man sich frühzeitig daran gewöhnt, nicht immer das zu thun, was einem selbst Freude bereitet, sondern womit man Andern dienen und ihnen einen Gefallen erweisen kann, so hat man selbst einen doppelten Gewinn

davon; erstens sagt uns unser Gewissen, daß wir richtig gehandelt haben, und dann erwerben wir uns auch auf diese Weise die Liebe derjenigen, mit denen wir zusammen leben.“

„Aber kann es denn wirklich der Tante Freude bereiten, jeden Abend Karten zu spielen?“ fragte Leonore.

„Das Piquet-Spiel gewährt Frau Drlowski eine kleine Zerstreuung, und ist das Einzige, was sie am Abend thun kann, nachdem sie am Tage ihre ohnehin nicht sehr starken Augen mit dem Führen ihrer Rechnungsbücher und anderen notwendigen Arbeiten angestrengt hat!“ entgegnete Frau Weiß.

„Daran habe ich gar nicht gedacht!“ meinte Lorchchen.

„Spielen Sie gern Karten, Frau Weiß?“ fügte sie hinzu.

„Ja und nein. Wenn es allein auf mich ankäme, würde ich einer Handarbeit bei Weitem den Vorzug geben; da es aber für meine gütige Herrin geschieht, thue ich es sehr gern.“

Lorchchen erwiderte nichts; sie kleidete sich schweigend aus und rief, als sie bereits im Bette lag, ihrer Schlafgenossin nur ein: „Gute Nacht, liebe Frau Weiß!“ zu.

Als Lorchchen am folgenden Morgen Frau Weiß in der Milchammer beim Abnehmen des Rahms behülflich war, sagte sie zu dieser: „Ich möchte eine Bitte an Sie richten!“

„Nun, Leonore?“

„Wollen Sie nicht so gütig sein, mir das Piquet-Spiel anzuzeigen? Aber das müßte am Nachmittage geschehen, wenn Tante Marie schläft.“

Ex bibl. univ. Darp.

„Das werde ich sehr gern thun!“ war die Entgegnung.

Noch an demselben Tage wurde der erste Versuch gemacht, und Lorchchen sah nun, daß Frau Weiß recht gehabt hatte; denn jetzt, wo ihr selbst daran lag, das Spiel zu erlernen, erschien es ihr gar nicht mehr so schwierig.

Nachdem die Lektionen noch an zwei Nachmittagen stattgefunden hatten, holte Lorchchen am Abend die Karten herbei und setzte sich der Tante gegenüber.

„Bitte, wollen Sie es nicht noch einmal mit mir versuchen, Tante Marie?“ fragte sie zaghaft.

Die Tante sah sie lächelnd an. „Wenn Du mir versprechen kannst, daß Du meine Geduld auf keine zu harte Probe stellen willst, bin ich gern bereit, den Versuch noch einmal zu wagen.“

„Ich glaube, ich kann das, Tante.“

„Nun gut, dann laß uns spielen.“

Lorchchen gab sich die größte Mühe, recht aufmerksam zu sein, und so ging es noch besser, als sie selbst erwartet hatte.

Als das Spiel beendet war und Lorchchen der Tante eine gute Nacht wünschte, zog diese sie an sich und küßte sie. „Du bist ein liebes, kleines Mädchen!“ sagte sie.

Lorchchens Antlitz strahlte vor Freude, und als sie später mit Frau Weiß allein war, schlang sie die Arme um deren Hals, und flüsterte ihr zu: „Ich danke Ihnen!“

Indessen rückte die Zeit immer vor, und eine Woche nach der andern entchwand Lorchchen wie im Fluge. Vergehen doch die Tage nie rascher, als wenn dieselben sich in einförmigem Kreislauf aneinanderreihen. In der Mitte des April-Monats stellte sich Thauwetter ein und vierzehn Tage hindurch waren die Wege wie aufgeweicht, so daß keine Spaziersfahrt unternommen werden konnte. Darauf folgte wieder kaltes, stürmisches Wetter, und dann schien die Sonne hell und freundlich vom Himmel; im Garten steckten die Krokus und Schneeglöckchen die Köpfschen hervor und verkündeten das endliche Herannahen des Frühlings.

Lorchchens kleines Herz jubelte vor Freude. Sollte doch nun bald das in Erfüllung gehen, was ihr bisher nur wie ein noch fern liegendes Zukunftsbild vor Augen geschwebt hatte. War ihr doch von der Tante das Versprechen gegeben worden, daß diese sie, sobald Weg und Wetter es gestatteten, zu ihren Verwandten bringen wollte.

O, wie sehr Lorchchen sich darauf freute! Man war ja hier in Grusina gut und freundlich gegen sie, aber sie war doch allein mit der Tante und Frau Weiß, und das Leben, welches sie führte, erschien ihr im Grunde genommen einförmig und langweilig; aber dort bei dem Dunkel würde sie in einer Stadt leben und, wie ihr die Mutter gesagt hatte, zusammen mit vielen andern kleinen Mädchen eine öffentliche Schule besuchen. Das mußte wunderschön sein, ganz anders, als hier, wo sie immer allein lernen mußte. Und dann würde sie bei den

Verwandten ja auch im Hause Gefährten haben, Vetter und Cousinen, das würde herrlich sein.

Hier stockte Lorchon plötzlich in ihrem Gedankengange, ihr fielen die Worte ihrer Mutter ein: der Verkehr mit Deinen Vettern und Cousinen wird eine heilsame Schule für Dich sein. — Aber nein! die Mama täuschte sich, sie würde schon ganz gut mit ihren jungen Anverwandten auskommen, wollte sie doch Alles thun, um sich deren Liebe zu erwerben. O, wenn die Reise doch nur bald angetreten werden könnte!

Und wieder verging eine Woche, da sagte eines Morgens die Tante zu Lorchon, sie möge ihr auf ihr Zimmer folgen, da sie allein mit ihr zu sprechen wünsche.

Erwartungsvoll betrat Lorchon das Gemach, in welches die Tante sie führte. Sollte nun vielleicht der Tag ihrer Abreise bestimmt werden?

„Wie Du weißt, Leonore,“ begann die Tante, „habe ich Deiner Mutter vor ihrem Tode das Versprechen gegeben, Dich selbst nach Riga zu Deinen Verwandten zu bringen — und, so schwer es mir auch jetzt fällt, ich werde mein Wort halten, falls Du nicht selbst den Wunsch hegen solltest, hier bei mir in Grufina zu bleiben.“

Lorchon war so bestürzt, daß sie kein Wort zu erwidern vermochte.

„Als ich damals mit Deiner Mutter sprach,“ fuhr die Tante fort, „kam mir noch gar nicht der Gedanke, Dich ganz bei mir zu behalten, aber während der Wochen,

welche Du hier in Grusina verlobt hast, bist Du mir sehr lieb geworden. Siehst Du, ich hatte auch eine Tochter, ein kleines blondlockiges Mädchen, sie hieß Leonore, wie Du; aber als sie acht Jahre alt geworden war, nahm mir Gott meinen Liebling. Mein Gatte lebte damals nicht mehr und ich besaß nur dies eine Kind; mein Schmerz war daher grenzenlos, und es dauerte lange, bis ich mich in Gottes Willen fügen lernte. Ich fühlte mich so vereinsamt und verlassen, bis mir Gott, nachdem eine Reihe von Jahren verflossen war, in dem verwaisten Sohne meiner einzigen, bedeutend jüngeren Schwester einen Ersatz für mein verlorenes Kind fandte. Ich habe Reginald sehr lieb; aber er ist ein Knabe, dessen Erziehung nicht im Hause ausgeführt werden kann, ich sehe ihn daher nur in den Ferien bei mir; aber Dich, mein kleines Mädchen, könnte ich immer um mich haben und Du würdest der Trost und die Freude meines Alters, meine liebe kleine Tochter sein. Sprich, Leonore, willst Du bei mir in Grusina bleiben?"

„Aber was würde mein Onkel dazu sagen?“ fragte Lorch, welche das Gefühl hatte, als bräche der Boden, auf dem sie bisher stand, unter ihr zusammen.

„Wenn ich erst weiß, was Dein Wunsch ist, mein Kind,“ sagte die Tante, „werde ich Deinem Onkel schreiben und die endgültige Entscheidung ihm überlassen; denn er hat, als der einzige Bruder Deiner Mutter, für's erste noch allein über Deine Zukunft zu bestimmen. Willst Du Dich nun nicht offen aussprechen und mir

sagen, Leonore, ob Du hier bleiben oder nach Riga ziehen möchtest. Deine Verwandten sind Dir noch fremd; aber hier in Grusina weißt Du, was Du hast, ein Herz, das in mütterlicher Liebe für Dich schlägt. Aber glaube nur ja nicht, mein Kind, daß ich Dich gegen Deinen Willen zu etwas überreden möchte, was Dir zuwider ist. Du sollst vollkommen frei entscheiden.“

„Aber ich bin ja noch so jung und habe bis jetzt nur wenig Gelegenheit zum Lernen gehabt!“ wandte Lorch ein. „Mama sagte, ich würde in Riga eine Schule besuchen.“

„Auch daran habe ich gedacht!“ erwiderte die Tante. „Ich werde mit Elisaweta Gregorowna sprechen und sie bitten, daß sie Dir gestattet, an Weras und Nadjas Stunden teilzunehmen. Der Lehrer, Herr Sadikow, und Mademoiselle Dubois werden gewiß gern auf meinen Vorschlag eingehen, da auf diese Weise ihr Gehalt erhöht werden kann. Ich schicke Dich dann am Morgen nach Dubinow und lasse Dich am Nachmittag wieder abholen.“

Vor Lorchens Augen begann es zu flimmern. Sie sollte von Mademoiselle Dubois Stunden haben und täglich mit Wera und Nadjas zusammen sein? „Nein! nein!“ rief sie in leidenschaftlicher Erregung, „nur das nicht, Tante Marie, nur das nicht!“ Dabei stürzten ihr die lange zurückgedrängten Thränen unaufhaltsam aus den Augen.

„Beruhige Dich, Kind, und trockne Deine Thränen!“ sagte die Tante. „Ich kenne jetzt Deinen Wunsch und

werde ihn erfüllen. Wenn es nicht schon gleich geschieht und ich die Equipage, welche Reginald entgegengeschickt wird, nicht dazu benutze, um die Reise mit Dir zu machen, so liegt der Grund darin, daß erstens der Weg für eine alte Frau, wie ich bin, noch zu schlecht ist, und es mir zweitens auch für Dich wünschenswert erscheint, daß Du den Sommer noch hier in Grusina verlebst. Im August, ehe die Schulen eröffnet werden, muß Reginald wieder in Petersburg sein; dann begleiten wir beide ihn dorthin und ich fahre mit Dir weiter nach Riga zu Deinem Onkel. Bist Du nun zufrieden, mein Kind?"

Lorchen stand mit tief gesenktem Köpfschen da. „Sind Sie mir böse, Tante Marie?“ fragte sie in traurigem Tone. „Ach, ich bin ja auch so gern hier in Grusina gewesen und möchte auch noch länger bleiben, aber“ —

„Sprich Dich offen aus, Leonore!“

„Aber ich habe mich so sehr darauf gefreut, mit den Cousinen und Vettern zusammen zu sein und eine öffentliche Schule zu besuchen.“

„Das finde ich begreiflich, mein kleines Mädchen!“ sagte die Tante freundlich. „Geh nun, Leonore, und sei ganz ruhig, ich bin Dir nicht böse!“ Dabei zog sie Lorchen an sich und küßte sie herzlich.

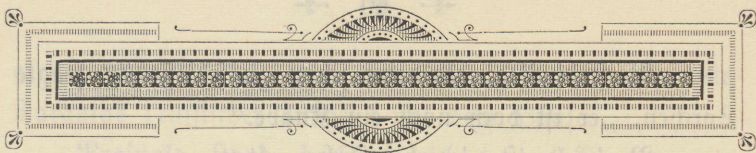
Wunderbar, Lorchen hatte noch vor ganz kurzer Zeit den Augenblick herbeigesehnt, wo sie die Reise zu ihren Verwandten würde antreten können; aber nun, bei den liebevollen Worten der Tante, wurde es ihr plötzlich

klar, daß sie dieselbe doch sehr tief in ihr kleines Herz geschlossen hatte, und sie empfand eine aufrichtige Freude darüber, daß der Abschied von Grusina noch auf Monate hinausgeschoben war.

Wie ein Pfeil flog sie davon, um Frau Weiß ohne Verzug die große Neuigkeit mitzuteilen, daß sie noch bis zum August in Grusina bleiben und noch viele Wochen hindurch ihre Schlafgenossin sein würde.

Aber Frau Drlowski sagte, als sie mit ihrer treuen Katharina allein war, zu derselben: „Mein schöner Plan ist zu Wasser geworden; aber ich will nicht klagen, Gott hat durch den Mund des Kindes zu mir geredet. Es war wohl sehr selbstsüchtig von mir, daß ich Leonore ganz bei mir behalten wollte. In Riga kann ihre Erziehung ja viel besser besorgt werden, als hier, und statt des einsamen Lebens, welches sie hier mit uns alten Leuten führen mußte, wird unser kleines Mädchen sich bei den Verwandten, in stetem Verkehr mit Altersgenossen, ganz anders entwickeln und heranbilden, als es in Grusina der Fall sein könnte.“





#### 4.

Der Tag, wo Reginald in Grusina erwartet wurde, war gekommen. Lorchon besichtigte eben mit Tante Marie sein Zimmer, welches im obern Stock lag und eine herrliche Fernsicht darbot. Blicke man aus dem Fenster hinunter, so überschaute man den Garten mit dem darangrenzenden Park. Weiterhin sah man rechts ein Dorf, an das sich Wiesen und Felder schlossen, und links eine Kirche mit dem in Rußland gebräuchlichen hellgrünen Turm. Ein meistens aus Nadelholz bestehender Wald begrenzte das hübsche Bild.

Das Zimmer war einfach eingerichtet. Der einzige Schmuck desselben bestand in einem großen Bilde in goldenem Rahmen, welches eine junge Frau im Brautschmuck am Arm eines Offiziers darstellte.

„Das sind Reginalds Eltern!“ erklärte die Tante, als Lorchon bewundernd vor dem Bilde stehen blieb.

Ueber Reginalds Bett hing eine Flinte und daneben eine Jagdtasche. In einer Ecke des Zimmers standen mehrere Reitpeitschen.

„Versteht Reginald denn schon zu schießen?“ fragte Lorchchen, „er ist doch noch ein Knabe.“

„Reginald ist vierzehn Jahre alt.“

„Tante, soll ich nicht einige Krokus und Schneeglöckchen aus dem Garten holen und ein Sträußchen auf Reginalds Tisch stellen?“

„Nein, Kind, Blumen passen nicht für einen Jungen.“

Nachdenklich schritt Lorchchen neben der Tante die Treppe hinunter. Sie hatte sich eigentlich sehr auf Reginalds Ankunft gefreut; aber ein Knabe, der auf die Jagd ging und für den keine Blumen paßten, würde am Ende gar kein Kamerad für ein kleines Mädchen wie sie sein. Einerlei, sein Kommen brachte doch eine Abwechslung in das stille Leben, welches sie in Grusina führte.

Der Vormittag verging diesmal langsamer, als sonst. Da man Reginald jeden Augenblick erwarten konnte, hatte Lorchchen von der Tante heute keine Schulaufgaben erhalten, und so benutzte sie denn ihre freie Zeit dazu, um alle fünf Minuten vor die Thür hinauszulaufen und nachzusehen, ob der Wagen, welcher den Erwarteten bringen sollte, sich noch nicht blicken ließ.

Aber Stunde um Stunde verrann und erst um vier Uhr Nachmittags stürzte Lorchchen mit der Nachricht in's Zimmer, daß sich in der Ferne Schellengeläute vernehmen ließ.

In wenig Augenblicken waren alle Bewohner von Grusina auf der Treppe um ihre Herrin versammelt und

gleich darauf hielt der mit drei Pferden bespannte Tarantas (russischer Wagen) vor dem Hause.

Reginald stand hochaufgerichtet im Wagen und schwenkte seine Mütze.

„Willkommen in Grusina!“ rief die Tante und breitete dem Sohne ihrer Schwester die Arme entgegen.

„Endlich wieder zu Hause bei Dir!“ erwiderte Reginald und küßte ehrfurchtsvoll die Hand der Tante.

„Guten Tag, Weißchen!“ wandte er sich zu dieser und schüttelte kräftig die Hand der alten Frau; „Du bist wohl gar nicht davon erbaut, Deinen wilden, unbändigen Pflegesohn diesmal auf so lange Zeit hier zu haben?“

„Im Gegenteil, ich bin sehr erfreut!“ versetzte Frau Weiß.

Reginald lachte. „Das ist ausnehmend liebenswürdig von Dir!“ sagte er. „Zum Dank dafür kann ich Dir die Versicherung geben, daß ich etwas zahmer geworden bin in der Pension, wirklich ein klein wenig zahmer. Dies Lilliputchen da ist wohl Leonore?“

„Meine kleine Pflögetochter, Leonore Wertheim!“ sagte die Tante. „So gebt Euch doch die Hände, Kinder.“

„So ein kleines Patschchen!“ meinte Reginald, „man fürchtet sich ja beinahe, es anzufassen.“

„Bin ich denn wirklich so klein?“ Mit dieser Frage wandte sich Lorch an die Tante, als Reginald hinauf in sein Zimmer gegangen war, um sich, wie er scherzend sagte, salonfähig zu machen.

„Nicht kleiner, als andere Mädchen Deines Alters!“ entgegnete die Tante.

„Aber Reginald nannte mich Lilliputchen.“

„Weil Du neben ihm wirklich sehr klein erscheinst!“ sagte die Tante. „Reginald ist ungewöhnlich groß und kräftig und sieht bedeutend älter aus, als ein vierzehnjähriger Knabe.“

Ja, die Tante hatte recht. Als der neue Ankömmling in der Uniform des Realgymnasiums wieder das Zimmer betrat und sich zufällig neben Lorchchen stellte, mußte sie zu ihm hinaufsehen. Sie betrachtete sich jetzt den Neffen der lieben Tante Marie etwas genauer, als das im ersten Augenblicke geschehen konnte. Sein frisches Antlitz, aus dem ein paar dunkle Augen voll Jugendlust und Uebermut hervorblühten, hatte etwas sehr Einnehmendes, und Lorchchen meinte, daß es sich doch wohl mit dem neuen Gefährten ganz gut würde leben lassen.

„Du bist gewiß recht hungrig, mein lieber Junge?“ sagte die Tante.

„Ueber alle Beschreibung,“ erwiderte Reginald; „denn ich habe heute noch nichts genossen, als wässerigen Thee und grobes Brod, eine wahre Arrestantenkost.“

Lorchchen gedachte des mit allen möglichen Speisevorräten gefüllten Korbes, den die Tante dem Neffen entgegengeschickt hatte; sollte der am Ende verloren gegangen oder vergessen sein; aber Reginald ließ ihr keine Zeit zu einer darauf bezüglichen Frage.

„Was den Korb anbetrifft, den Du so gütig warst

mir zu senden, liebe Tante," fuhr er fort, „so bringe ich ihn Dir mit vielem Danke zurück, natürlich leer; denn der Inhalt ist den Weg alles Fleisches gegangen. Gestern Abend verzehrte ich die beaux restes."

„Möchtest Du Kaffee oder Thee haben, Reginald?" fragte Frau Drlowski.

„Wenn Du erlaubst, Tantchen, trinke ich zuerst Thee und bitte mir von Weißchen einige Butterbrödchen dazu aus."

Butterbrödchen hatte Reginald gesagt; aber Lorchchen mußte im Stillen lächeln, als sie die riesigen, mit Wurst und Schinken belegten Brodschnitte sah, welche Frau Weiß aus der Handkammer herbeiholte und von denen ihr neuer Kamerad eine unglaubliche Menge vertilgte.

„Wie war denn der Weg, Reginald?" fragte die Tante.

„Es ging an," erwiderte dieser; „man muß genügsam und mit Allem zufrieden sein; wenigstens ertrunken sind wir nicht im Schmutz."

„Wünschen Sie noch ein Glas Thee, Reginald?" fragte Frau Weiß.

„Was fällt Dir ein, Weißchen, Du wirst mich doch nicht ihen wollen, weil ich ein so großer Strick geworden bin?" sagte Reginald. „Nein, Dir gegenüber bleibe ich immer der kleine Junge, den Du auf Deinen Armen herumgetragen und, gestehe es nur ein, auch recht arg verwöhnt hast. Dafür mußt Du nun selbst die Folgen

tragen. „Nein, Thee wünsche ich nicht mehr,“ fügte er hinzu; „aber nun bitte ich um eine Tasse Kaffee.“  
 Endlich war Reginalds Hunger gestillt und man begab sich in ein anderes Zimmer.

Reginald erzählte nun der Tante von seinem Leben in Petersburg und Lorchchen hörte still, aber voll reger Theilnahme zu. Es machte ihr so viel Spas, ihren neuen Hausgenossen sprechen zu hören; denn Alles, was er sagte, klang so lustig. Sie war so in das Zuhören vertieft, daß sie fast zusammenschrak, als er sich plötzlich mit der Frage an sie wandte:

„Wie stehen wir denn zueinander, Lilliputchen? Sollen wir uns duzen oder müssen wir „Sie“ zueinander sagen?“

„Natürlich werdet Ihr Euch duzen!“ entschied die Tante. „Ihr seid ja beide noch Kinder.“

Reginald erklärte nun, daß er hinausgehen wolle, um nachzusehen, ob Grufina noch auf dem alten Fleck stehe. Lorchchen wäre gern mit ihm gegangen; aber er forderte sie nicht dazu auf, und sie konnte sich nicht dazu entschließen, ihn zu fragen, ob er es gern sehen würde, wenn sie es thäte.

Erst zum Abendessen kehrte Reginald in's Zimmer zurück, und aus dem Gespräch, welches er mit der Tante führte, war zu ersehen, daß er alle im Stall befindlichen Pferde einer gründlichen Musterung unterzogen hatte.

Am folgenden Morgen erblickte Lorchchen, als sie, nachdem sie sich angekleidet hatte, vor die Thür hinausstrat,

Reginald hoch zu Roß, von wo er ihr zuwinkte und ihr ein fröhliches „Guten Morgen, Lilliputchen!“ zurief; dann jagte er davon.

Wie Frau Weiß berichtete, wollte er einen weiterenritt unternehmen und hatte daher ohne die Tante und Lorchen gefrühstückt.

„Es ist mir sehr angenehm,“ sagte Frau Orłowski, als man beim Kaffeetisch saß, „daß Reginald schon jetzt so großes Interesse für die Landwirtschaft zeigt, da es doch einmal seine Bestimmung sein wird, Grufina zu verwalten. Er ist nach Dzinżow geritten, um die Leute bei der Arbeit zu beaufsichtigen.“

„Und kommt er bald zurück?“ fragte Lorchen.

„Wohl erst zum Mittage.“

Reginald kam wirklich nicht früher nach Hause und erklärte, als er kaum die Schwelle überschritten hatte, daß er hungrig sei, wie ein Wolf.

Am Nachmittage nahm Reginald seine Flinte und spazierte in den Wald; erst am Abend sah Lorchen ihn wieder.

So ging es Tag für Tag und Lorchen fühlte sich sehr enttäuscht. Solche Jungen thun auch nichts als Reiten, Schießen und Essen, dachte sie; meinetwegen hätte Reginald ganz gut bleiben können, wo er war.

Aber Lorchen sollte bald die Erfahrung machen, daß ihrem neuen Hausgenossen doch noch andere Dinge im Kopf steckten, als Reiten, Schießen und Essen. Sie war eines Morgens in der Milchammer eben dabei,

eine Schale mit Rahm fortzustellen, als ein feiner Wasserstrahl ihre Wange traf. Lorchchen fuhr ganz entsetzt zurück und hätte um ein Haar die Schale fallen lassen; aber wenn das auch nicht geschah, so trug doch ihr schwarzes Kleidchen, trotz der Schürze, welche sie angelegt hatte, einige Flecken davon, die sich jedoch mit Hülfe der guten Frau Weiß entfernen ließen.

„Reginald!“ rief Frau Weiß und eilte zu dem offenen stehenden Fenster; aber der Uebelthäter hatte sich bereits aus dem Staube gemacht und war nirgends zu erblicken.

Dann wurden Lorchchen und ihre Schlafgenossin wieder einmal, als kaum der Morgen zu dämmern begann, durch das laute Krähen eines Hahnes erweckt, und als Frau Weiß ihr Lager verließ, um nachzusehen, wo sich der Störenfried befände, saß derselbe mit gebundenen Füßen in einem Korbe unter ihrem Bett.

Einmal beim Mittagstisch wollte Lorchchen ihre Serviette an den Mund führen, da stieß sie einen Schrei aus, weil sie meinte, es hätte sich ein Tier in derselben befunden; es waren aber nur Erbsen, welche ihr über die Hand rollten. Ein anderes Mal, als Lorchchen nach ihrem Löffel griff, saß derselbe fest am Tischtuch, an welches Reginald ihn mit einem feinen Faden geheftet hatte.

Lorchchen lachte zu diesen Neckereien und die Tante drohte dem Neffen scherzhaft mit dem Finger, sagte aber nichts.

Der nächste Scherz, den Reginald sich erlaubte,

lief jedoch nicht ganz ohne Schaden ab. An einem Sonntag Vormittag kam nämlich Frau Weiß ganz bestürzt zu ihrer Herrin und berichtete ihr, daß die Kuchen, welche sie Abends vorher gebacken hatte und die zur dritten Speise bestimmt waren, aus der Handkammer verschwunden seien.

„Wie? ist die Schüssel ganz leer?“ fragte Frau Drlowski.

„Das ist es ja eben, gnädige Frau,“ erwiderte die Haushälterin; „wenn die Kuchen allein fort wären, so würde ich glauben, die Katze hätte sich in die Handkammer geschlichen und den Schaden angerichtet, aber der Dieb hat auch die Schüssel mitgenommen.“

Frau Drlowski mochte wohl ahnen, wie die Sache sich verhielt; sie rief Vorehen herbei. „Geh und hilf Frau Weiß suchen!“ sagte sie zu ihr.

Noch ehe aber die Thür zur Handkammer geöffnet worden war, vernahm man darin einen lauten Krach, und als Frau Weiß, nichts Gutes ahnend, hineinstürzte und Vorehen ihr folgte, sahen sie die Scherben der Schüssel mitten in der Handkammer liegen und die Kuchen waren rund umher verstreut.

Reginald hatte die Schüssel mit den Kuchen in eine Serviette gebunden und an einen in der Oberlage befindlichen Nagel gehängt; dieser war aber nicht stark genug, um die Last lange zu tragen.

Reginald erhielt diesmal einen Verweis; als aber wenige Tage darauf am Abend Marfa ganz entsetzt in's

Zimmer stürzte und erzählte, sie habe, als sie geschickt worden sei, um aus dem Keller Butter zu holen, plötzlich ein riesig großes, weißes Gespenst mit feurigen Augen vor sich auftauchen sehen, wurde die Tante ernstlich böse und der Nefte erlangte erst ihre Verzeihung, nachdem er versprochen hatte, dieses Stückchen niemals zu wiederholen.

Ueber drei Wochen weilte Reginald nun schon in Grufina und Lorchon stand dem neuen Hausgenossen eigentlich noch ebenso fremd gegenüber, wie am ersten Tage. Außer, daß er sie hauptsächlich zur Zielscheibe seiner Neckereien und drolligen Einfälle machte, kümmerte er sich wenig oder gar nicht um sie, und Lorchon sah Reginald eigentlich nur zu den Mahlzeiten. Dann unterhielt er sich mit der Tante und Frau Weiß und schien es kaum zu bemerken, daß sie auch mit bei Tische saß.

Lorchon führte ganz dasselbe Leben, wie vor Reginalds Ankunft; sie half Frau Weiß in der Wirtschaft, machte ihre Briefaufgaben, lernte, las der Tante vor und fuhr oder ging mit ihr spazieren. Nur Karten zu spielen brauchte sie nicht mehr, da die Tante jetzt immer nach dem Abendessen mit dem Nefen plauderte, bis es Zeit war, sich zur Ruhe zu begeben.

An einem Tage war Reginald wieder erst kurz vor dem Essen zurückgekehrt und erstattete nun, während er sich die von Frau Weiß bereiteten Speisen vortrefflich schmecken ließ, der Tante Bericht über das, was er gesehen und gehört hatte. „Ich will am Nachmittag

wieder nach Schipkowa reiten," schloß er, „dort wird heute gesäet.“

„Willst Du nicht lieber heute gehen und Leonore mitnehmen?“ meinte die Tante.

„Wo denkst Du hin, Tantchen," erwiderte Reginald; „es sind ja drei Werst bis Schipkowa. So ein kleines, schwaches Mädchen, wie Leonore, kann sicher nicht so weit gehen," fügte er in wegwerfendem Tone hinzu; „sie würde am Wege liegen bleiben, oder ich müßte sie tragen, wozu ich durchaus keine Lust verspüre.“

Lorchchen errötete. „Ich habe Papa oft auf die Felder begleitet," sagte sie, „und bin mit ihm noch viel weiter gegangen, als drei Werst.“

„Es kommt ja nur auf einen Versuch an!" entschied die Tante. „Wird Leonore zu müde, so kann sie sich im Walde niederlassen und ausruhen. Ich bitte Dich nur, Deine Flinte zu Hause zu lassen, wenn die Kleine mit Dir geht.“

Reginald entgegnete nichts, schien aber keineswegs über die Aussicht auf Lorchchens Begleitung erfreut zu sein.

„Nach einer Viertelstunde gehen wir, Leonore, halte Dich bereit!" sagte er kurz.

Lorchchen holte nach dem Essen ihre Häkelarbeit und setzte sich mit derselben auf die Veranda.

Nach einer Weile erschien Reginald. Er hielt die Mütze in der Hand und hatte hohe Stiefel an. „Nun, Leonore, wo ist Dein Hut?" fragte er.

„Da Du es nicht gern hast, wenn ich mit Dir gehe, bleibe ich lieber zu Hause!“ versetzte sie.

„Spiele nicht die Empfindliche und komm!“ entgegnete er in einem Tone, der sie noch mehr reizte.

„Nein, ich gehe nicht mit Dir!“ sagte sie ebenso kurz und entschieden.

Er sah sie erstaunt an. „Also kleine Mädchen haben auch ihr Köpfchen für sich?“ fragte er. „Wenn ich Dich nun aber bitte?“ setzte er in freundlicherem Tone hinzu.

„Willst Du denn jetzt wirklich gern mit mir gehen?“ Bei diesen Worten blickte Lorchens Reginald zweifelhaft an.

„Lügen kann ich nicht,“ erwiderte er und schaute ihr offen und ehrlich in die Augen; „also höre, ich möchte viel lieber reiten; aber die Tante wünscht, daß ich mit Dir gehe, und wenn sich auch mein trohiger Sinn dagegen auflehnt, so thue ich schließlich doch immer, was sie will. Möchtest Du nun heute dazu Veranlassung geben, daß ich den Wunsch der Tante nicht erfüllen kann?“

„Nein, das möchte ich nicht!“ versetzte sie. „Warte einen Augenblick, bis ich meinen Hut hole.“

Anfangs schritten Reginald und Lorchens ziemlich einsilbig nebeneinander her; aber als sie den Wald erreicht hatten und, vor den Sonnenstrahlen geschützt, unter dichtem Gezweige dahinwandelten, rief Lorchens plötzlich: „Sieh nur, Reginald, was für ein großer Vogel dort fliegt!“

„Das ist ein Habicht. Wie schade, daß ich meine Flinte nicht mitnehmen durfte.“

„Ein Habicht! wenn der nur nicht in unsern Geflügelhof kommt und sich eins von unsern schönen Hühnern holt.“

„Soll ich nicht umkehren und meine Flinte nehmen?“ fragte Reginald eifrig.

„Aber die Tante erlaubt es ja nicht!“ wandte Lorchen ein.

„Da hast Du recht!“ erwiderte er kleinlaut und schritt neben seiner kleinen Gefährtin weiter.

Lorchen schwieg eine Weile. „Reginald,“ sagte sie dann, „es thut mir sehr leid, daß Du meinetwegen Deine Flinte zu Hause lassen mußtest, Du hättest sie gewiß gern mitgenommen.“

„Es hat nichts zu sagen, Leonore,“ versetzte er gutmütig; „ich bedaure nur, daß ich dem Kerl, dem Habicht, nicht eins versetzen konnte. Du hättest nur sehen sollen, paff! und er hätte tot zu Deinen Füßen gelegen.“

„Ich begreife gar nicht, wie Dir das Schießen eine so große Freude bereiten kann.“

„Weil Du ein kleines Mädchen bist, das von solchen Dingen gar nichts versteht!“ entgegnete er. „Halloh! da ist ein Eichhörnchen, siehst Du, dort oben im Baum. Der kleine Wicht mag sich bei Dir bedanken; denn wenn Du, Leonore, nicht an meiner Seite spazierst, bekäme er gewiß eins auf den Pelz.“

„Aber, Reginald, Du wirst doch ein Eichhörnchen nicht schießen,“ sagte Lorch; „diese niedlichen Tierchen thun ja gar keinen Schaden.“

„Aber Nutzen bringen sie auch nicht, das könnten sie höchstens durch ihren Pelz thun. Was meinst Du, Leonore, wenn ich so viel Eichhörnchen schießen würde, daß Du Dir im nächsten Winter aus dem Fell einen Pelz machen lassen könntest? Ist das nicht eine kolossal hübsche Idee. Viel Pelzwerk wäre für ein solches Kilkiputzen, wie Du bist, ja gar nicht nötig.“

„Ich bedanke mich schönstens für einen solchen braunroten Pelz!“ rief Lorch lachend. „Mein, Reginald, wenn es nach meinem Sinn ginge, müßten die Flinten ganz aus der Welt geschafft werden und alle Tiere leben bleiben.“

„So? und die Wölfe und Löwen und Bären, und wie die Raubtiere noch alle heißen, was soll aus denen werden? Ihr kleinen Mädchen könnt Euch nur glücklich schätzen, daß es in der Welt immer fixe Jungen gegeben hat und noch giebt, die für Euch eintreten, sonst würdet Ihr alle verloren sein. Hurrah! da ist der Patron schon wieder!“

Reginalds Mütze flog in die Luft und blieb hoch oben auf einem Baumast sitzen, der Habicht aber schwebte, langsam Kreise ziehend, über den Gipfeln der Bäume davon.

„Deine Mütze, Reginald!“ rief Lorch bestürzt.

Er lachte. „Du meinst, ich bekomme sie nicht

wieder? Du sollst nur sehen!“ Er kletterte flink wie eine Rake von einem Ast zum andern, immer höher hinauf. Nun hatte er die Mütze erreicht, schwenkte sie hoch in der Luft und schaute siegesbewußt zu Lorchchen hinunter.

„Ich grüße Dich, Lilliputchen!“ rief er ihr zu.

Nach wenigen Augenblicken stand er wieder unten neben Lorchchen. „Nun komm,“ sagte er, „wir haben noch ein gut Stück zu laufen. Bist Du nicht müde?“

„Ganz und gar nicht!“ erwiderte Lorchchen.

Sie gingen plaudernd eine Strecke nebeneinander, dann blieb Lorchchen plötzlich stehen, eine Wasserlache lag vor ihr und nahm die ganze Breite des Weges ein. Zu beiden Seiten waren die Gräben zur Hälfte mit Wasser gefüllt.

Lorchchen schaute unschlüssig zu Reginald auf.

„Ich trage Dich hinüber!“ sagte er.

„Nein, das mag ich nicht.“

„Was willst Du denn thun?“

„Ich werde die Strümpfe und Schuhe ausziehen und hindurchwaten.“

„Das mag ich aber nicht!“ versetzte er. „Komm, Leonore, solch ein Lilliputchen, wie Du, muß ja leicht wie eine Feder sein.“

„Du sollst mich nicht tragen!“ sagte sie in entschiedenem Tone.

Aber schon hob er sie in seinen Armen empor. „Da wird gar nicht viel gefragt!“ entgegnete er und trug sie trotz ihres Sträubens durch die Wasserlache.

Als der Weg wieder trocken vor ihnen lag, setzte er sie nieder.

Lorchen schritt schweigend und mit gesenktem Köpfschen neben ihm her.

„Ist Dir's nicht recht, daß ich Dich getragen habe?“ fragte er.

„Du sagtest doch vorhin zu Tante Marie,“ meinte sie, „daß Du gar keine Lust verspürtest, mich zu tragen.“

„Es war gar nicht hübsch von mir, daß ich es that,“ gestand er offen ein; „es geschah nur, weil ich lieber reiten, als gehen wollte. Siehst Du, Leonore, ich bin ein Junge, der gern seinen Willen durchsetzt und sich nicht so leicht fügt, nur der Tante gegenüber thue ich es; nicht, weil ich mich vor ihr fürchte, nein, weil ich sie so sehr achte und liebe. Ich könnte für Tante Marie durch's Feuer gehen. Weißchen liebe ich auch, aber das ist wieder etwas ganz Anderes.“

Nun begann sich der Wald zu lichten und hörte bald ganz auf. Zu beiden Seiten des Weges breiteten sich Wiesen und Felder aus und in gar nicht weiter Entfernung wurde ein Dorf sichtbar.

„Wir sind gleich in Schipkowa, Leonore!“ rief Reginald; „dort kannst Du ausruhen.“

„Aber ich bin gar nicht müde.“

„Bedenke, daß wir noch den ganzen Weg zurückmachen müssen.“

Als sie in Schipkowa angelangt waren, führte Reginald Lorchen zu einem der kleinen Bauerhäuser. Es

war neuerbaut und sah mit seinem der Straße zugekehrten und mit Holzschnitzwerk versehenen Giebel ganz nett aus.

„Hier auf der Treppe kannst Du sitzen, bis ich wiederkomme!“ sagte er.

„Ich möchte mir aber gern das Säen mit der Maschine ansehen!“ wandte Lorch ein.

„Hattet Ihr auf dem Gute, welches Dein Vater verwaltete, keine Maschine?“

„Nein, dort wurde mit der Hand gesät.“

„So komm mit, wenn es Dir Vergnügen macht.“

Nachdem die Beiden eine Weile dem Säen zugeschaut hatten, forderte Reginald Lorch auf, nun mit ihm den Rückweg anzutreten.

Munter plaudernd wanderten sie auf dem Wege, den sie gekommen waren, wieder dahin.

Als sie die Wasserlache erreicht hatten, sah Reginald Lorch an und lachte. „Willst Du Deine Strümpfe und Stiefel ausziehen und hindurchwaten, oder soll ich Dich tragen?“ fragte er.

Dabei ließ er ihr aber gar keine Zeit zu einer Antwort, und — ehe Leonore sich dessen versah, stand sie jenseits der Lache schon wieder auf ihren Füßen.

„Ich danke Dir, Reginald!“ sagte sie.

„Sei ganz ruhig!“ versetzte er gutmütig, „es hat mir gar keine Mühe bereitet und ich habe es auch gern gethan.“

Sie wanderten weiter. Da erblickte Lorch nicht weit vom Wege im Waldesschatten einige blühende Maiglöckchen.

„Warte einen Augenblick, Reginald!“ rief sie, lief in den Wald hinein und hückte sich zu den Blumen nieder.

„Laß doch die Dinger!“ sagte Reginald, „zu Hause im Garten kannst Du ja genug Blumen bekommen.“

„Aber Maiglöckchen sind dort nicht.“

„Weil die wild im Walde wachsen. Es ist ja eine ganz einfache Blume.“

„Aber sie duftet so herrlich!“

„Kommst Du bald!“ rief er ungeduldig.

„Gleich! gleich!“ erwiderte sie, „ich will nur noch etwas Strickbeerfraut pflücken. So, nun ist mein Sträußchen fertig und da bin ich wieder.“

Sie schritten nun rüstig vorwärts und waren bald zu Hause angelangt.

Tante Marie saß bereits auf der Veranda vor dem gedeckten Kaffeetisch.

Lorchen überreichte der Tante ihr Sträußchen.

„Ich danke Dir, mein liebes Kind,“ sagte diese und küßte Lorchen auf die Stirn; „es ist hübsch von Dir, daß Du an mich gedacht hast, und Maiglöckchen sind gerade meine Lieblingsblumen.“

Lorchen errötete vor Freude.

„Nun, wie war's, Reginald,“ wandte sich die Tante zu diesem; „hast Du Leonore tragen müssen?“

„Natürlich habe ich sie getragen,“ erwiderte Reginald lachend; „aber, der Wahrheit die Ehre, nicht deshalb, weil sie müde war, sondern weil wir im Walde zu einer Wasserlache kamen und sie mit ihren dünnen Stiefelchen

nicht hindurchkonnte. Sie wollte sich freilich von mir nicht tragen lassen, und erklärte, sie würde Stiefel und Strümpfe abziehen und mit bloßen Füßen hindurchwaten; ja, sie ist ein ganz resolutes kleines Mädchen, aber da brauchte ich Gewalt und das Lilliputchen mußte sich fügen.“

Nach dem Kaffee holte Reginald seine Flinte. „Nun gehe ich in den Wald, um dem Habicht aufzulauern!“ sagte er. „Du sollst sehen, Leonore, der Kerl entgeht mir nicht. Als Du die Maiglöckchen pflücktest, sah ich ihn wieder über meinem Kopf dahinfliegen. Wie schade, daß Du nicht mitkommen kannst.“

Lorchen that es ebenfalls leid. „Die Tante erlaubt es ja nicht!“ versetzte sie.

„Aber warum eigentlich?“

„Ich glaube, sie fürchtet, daß Du unvorsichtig mit der Flinte umgehen und mir Schaden zufügen könntest.“

„Wie kann Tante Marie nur so etwas denken? Ich bin doch schon ein großer Junge und vierzehn Jahre alt. Aber Du sagtest vorhin, daß Du das Schießen nicht leiden magst, daher möchtest Du wohl gar nicht mit mir gehen, Leonore?“

„Ich möchte schon.“

„Fürchtest Du Dich denn nicht vor dem Knall? Das thun kleine Mädchen doch sonst immer.“

„Ich fürchte mich gar nicht davor.“

„Dann ist es wirklich schade, daß Du nicht mitkommen kannst; aber da es Tante Marie nicht wünscht,

geht es natürlich nicht, also Adieu! Möchte ich den Habicht nur zu Gesicht bekommen.“

Reginald schritt mit seiner Flinte dem Walde zu und kehrte erst kurz vor dem Abendessen zurück.

Er hatte den Habicht wirklich erlegt und zu Lorchens Befriedigung wurde der Vogel von Reginald als warnendes Beispiel mit ausgebreiteten Flügeln über der Thür des Hühnerhofes angeschlagen.



5.

Seit diesem Tage war das Verhältniß zwischen Vorchon und Reginald ein anderes geworden. Er forderte sie jetzt, ohne dazu veranlaßt zu sein, häufig von selbst auf, mit ihm zu kommen, und wenn sie im Hause zusammentrafen, hatte er jedesmal ein freundliches oder neckendes Wort für sie bereit.

„Da kommt der Kumpelkasten aus Dubinow!“ rief Reginald eines Nachmittags Vorchon entgegen, als diese eben auf die Veranda hinaustrat, wo der Kaffeetisch bereits gedeckt da stand. „Wie langweilig, nun wird nichts aus unserer beabsichtigten Spaziersfahrt. Der einzige, welcher sich über die Ankunft der Gäste wirklich zu freuen Ursache hat, ist Argus, der nun trotz der doppelten Portion Hafer, welche ich ihm zukommen ließ, ruhig im Stall stehen bleiben kann. Da kommt Tantschen. Ich kann Dir die angenehme Nachricht mittheilen, daß Tweriskoiz im Anzuge sind.“

Bald darauf hielt der Wagen vor der Thür. Elisaweta Gregorowna hatte diesmal außer ihren beiden Töchtern und deren Gouvernante auch ihren Sohn

mitgebracht, einen Knaben in Reginalds Alter, der aber ganz im Gegensatz zu diesem klein von Wuchs und dabei ziemlich stark war.

Während die Gesellschaft Kaffee trank, überzog sich der Himmel mit Wolken und es begann zu regnen.

„Schöne Aussicht!“ flüsterte Reginald Lorch zu. „Was werden wir nun mit den Holzpuppen beginnen?“

Es war, als hätte die Tante die leise gesprochenen Worte ihres Neffen vernommen; sie machte den Vorschlag, die Jugend solle irgend ein Gesellschaftsspiel vornehmen.

„Führe Deine Gäste in das letzte Zimmer, Leonore!“ sagte sie zu dieser; „dort habt Ihr Raum zum Spielen.“

Mademoiselle folgte wieder, dem Wink ihrer Prinzipalin gehorchend, ihren Schülerinnen in das angewiesene Gemach.

„Was sollen wir spielen?“ fragte Reginald.

Als Wera und Nadja keine Antwort erteilten, meinte Lorch: „Schade, daß wir nur so wenige sind, sonst könnten wir „Schuster zu Hause“ spielen.“

„Oder „Karapinkel“!“ fügte Reginald hinzu.

„Solche Lauffspiele passen nicht für kleine Mädchen!“ wandte Mademoiselle Dubois ein. „Wählen Sie doch irgend ein Kartenspiel.“

Alle entschieden sich für den „schwarzen Mann“. Lorch holte Karten herbei und das Spiel begann.

„Aber es muß ehrlich gespielt werden!“ sagte Lorch.

„Gewiß! sonst macht das Spiel keinen Spaß!“

meinte Reginald und blickte mit unzufriedener Miene auf Nadja, welche eben unter dem Tisch eine Karte mit ihrer Schwester wechselte.

„Reginald bekommt die Haube und einen Schnurrbart!“ rief Lorchchen fröhlich beim Schluß des Spieles.

„Schicksals Lücke!“ entgegnete er und machte dabei eine so klägliche Miene, daß Alle lachen mußten. „Man pflegt wohl zu sagen: Ehrlich währt am längsten! aber bei mir bewahrheitet sich dieses Sprichwort nicht.“

Lorchchen eilte davon und brachte eine schwarze Kohle aus der Küche, sowie eine Haube von Frau Weiß. In dieser sah Reginald so drollig aus und dabei wußte er so spaßhafte Fragen zu stellen, daß es den Andern nicht möglich war, wie es das Spiel verlangte, ehrbar zu bleiben; der Bube wanderte daher bald in eine andere Hand und Reginald wurde von der Haube befreit.

Nun bekam Lorchchen eine Mütze und einen Schnurrbart und das Spiel nahm seinen Verlauf; als aber Vera das gleiche Schicksal treffen sollte, erklärte sie entschieden, das nicht gestatten zu wollen.

Mademoiselle trat sofort für ihren Bögling ein und Reginald warf ärgerlich die Karten zusammen.

Es folgte wieder eine lange Beratung, und endlich entschied man sich für das Spiel: „Tadelstuhl“.

Anfangs ging Alles gut. Reginald saß zu Lorchchens großer Belustigung als Frosch auf dem Tadelstuhl; Sascha Iwerskoi als Bär und Lorchchen als Heuschrecke. Alle drei nahmen den oft recht scharfen Tadel gleichmütig

und mit herzlichem Lachen entgegen. An diesem Spiel beteiligte sich auch Mademoiselle.

Nun war die Reihe an Wera. Sie erklärte, daß sie als Rose sitzen wolle. Die Tadelausprüche wurden Reginald in's Ohr geflüstert; er wiederholte sich dieselben im Stillen noch einmal, dann stellte er sich vor Wera hin und begann:

„Das Urteil über die Rose ist sehr verschieden. Einer findet, daß sie zu blaß sei; ein Anderer meint, sie habe gar keine Dornen, was mir aber eher ein Lob, als ein Tadel zu sein scheint; der Dritte behauptet, sie sei zu klein; der Vierte, es sei gar keine Rose, nur eine Knospe, und der Fünfte sagt, daß von der Rose eigentlich gar nichts zu sehen sei, als nur der Stock.“

„Ich wähle den letzten Ausspruch!“ sagte Wera, deren bleiche Wangen sich plötzlich hochrot gefärbt hatten.

Reginald machte ein Compliment. „Die Reihe, auf dem Tadelstuhl zu sitzen, ist wieder an mir!“ sagte er gleichmütig.

Wera erhob sich steif und trat auf Mademoiselle Dubois zu. „Ich werde nicht mehr mitspielen!“ erklärte sie.

„Ich finde es besser, wenn überhaupt nicht mehr gespielt wird!“ meinte Mademoiselle, und warf Reginald einen strafenden Blick zu, den er aber gar nicht zu bemerken schien.

Er wandte sich zu Sascha Iwerskoi. „Es regnet nicht mehr,“ sagte er, „wollen wir beide nicht hinausgehen?“

Sascha war sogleich dazu bereit, und Lorchens blieb es nun wieder allein überlassen, ihre jugendlichen Gäste zu unterhalten.

Zu ihrer großen Erleichterung erschien Marfa, gleich nachdem Wera und Nadja wieder Platz genommen hatten, mit einem Theebrett voll Naschwerk im Zimmer. Gesprochen wurde nun sehr wenig, denn Lorchens Gäste brauchten ihren Mund jetzt zu anderen Dingen.

Endlich schlug die Uhr acht und Elisaweta Gregorowna mahnte zum Aufbruch.

„Ich habe Swan Andrejewitsch versprochen, zum Thee zu Hause zu sein!“ Mit diesen Worten lehnte sie Frau Drlowskis Einladung, den Abend in Grusina zu verbringen, ab. „Sie wissen, Maria Petrowna, ich lasse meinen armen Mann nicht gern lange allein.“

Der Wagen fuhr vor und Reginald war Elisaweta Gregorowna und Mademoiselle Dubois beim Einsteigen behülflich. Wera und Nadja hatten indessen mit Marfas Beistand bereits den Rücksitz eingenommen. Sascha kletterte auf den Bock und die schwerfällige Equipage rollte davon.

„Hurrah!“ rief Reginald, ergriff Lorchens Hände und drehte sich mit ihr im Kreise herum.

„Hör' auf, Reginald!“ rief sie lachend, „mir wird ganz schwindlig!“

„Armes Lilliputchen,“ sagte er scherzend, „Du bist wohl ganz traurig, daß diese beiden so überaus liebenswürdigen jungen Mädchen Dich verlassen haben? Ist

das eine Tortur, solche Gäste zu haben! Ueber Elisaweta Gregorowna sage ich nichts; sie ist eine alte Dame, und den guten Papa Iwerskoi habe ich sogar sehr gern; aber die jüngere Generation. — Der beste von den drei Sprößlingen ist noch der kleine Stöpsel Sascha; denn dafür, daß er in der knappen Kadettenuniform aussieht wie eine festgestopfte Wurst, kann er doch nichts. Er ist wenigstens harmlos, wenn man mit ihm auch nicht viel anfangen kann; die beiden Mädchen dagegen mit ihrer unvermeidlichen Mademoiselle sind ganz unleidlich. Sage mir nur,“ wandte er sich jetzt wieder zu Lorch, „was habt Ihr denn mit einander geschwätzt, als Sascha und ich davongingen?“

„Wir haben gar nicht geschwätzt.“

„Was habt Ihr denn gethan?“

„Tante Marie war so freundlich, uns allerlei Naschwerk hineinzuschicken, und da hatten wir unsern Mund zu anderen Dingen nötig, als zum Sprechen.“

„Wenn ich das gewußt hätte,“ sagte Reginald, „wäre ich im Zimmer geblieben.“

„Ja, das ist die Strafe dafür,“ meinte Lorch lachend, „daß Du davonliefst und mich in der Patzche sitzen ließe.“

„Ich ging ja nur fort, weil ich in Ungnade gefallen war.“

„Was hattest Du denn gethan?“ fragte die Tante.

Reginald erstattete nun genauen Bericht und schloß mit den Worten: „Ich hatte mir schon gleich, als das

Spiel „Ladestuhl“ begann, vorgenommen, sobald sich die Gelegenheit dazu bieten würde, dieser steifen, eingebildeten Wera, die mit ihren zwölf Jahren schon die erwachsene Dame spielen will, tüchtig auf die Nase zu geben, und war daher sehr froh, als ich meinen Vorsatz so gut ausführen konnte.“

Tante Marie schüttelte mißbilligend den Kopf. „Man soll nie mit Absicht Anderen wehe thun, oder sie verletzen wollen,“ sagte sie, „am allerwenigsten darf man sich das aber denen gegenüber erlauben, welche unsere Gäste sind. Ich hoffe, Reginald, Du wirst, wenn Wera Twerskoi nächstens zu uns kommt, durch doppelte Rücksicht und Höflichkeit Dein Versehen ihr gegenüber wieder gut zu machen suchen.“

„Wenn Wera nur keine so eingebillete Närrin wäre!“ wandte Reginald ein. „Ich wünschte, Twerskois kämen niemals wieder her.“

„Du siehst unsere Nachbarn doch heute nicht zum erstenmale,“ versetzte die Tante, „sondern bist in früheren Jahren schon häufig mit ihnen zusammengewesen, hast mich auch, so viel ich weiß, immer ganz gern nach Dubinow begleitet.“

„Damals war ich jünger, Tantchen,“ entgegnete Reginald, „und habe mich um die Mädchen eigentlich gar nicht gekümmert. Im Sommer saß ich im Garten bei den Beeren, oder beim Obst, und wenn ich einmal im Winter in Dubinow war, verbrachte ich die größte Zeit im Pferdestall. Ich glaube, Wera und Nadja

waren auch früher anders, aber seit sie unter dem Regiment dieser Mademoiselle Dubois stehen, sind sie ganz verdreht.“

„Mademoiselle Dubois soll eine sehr kluge Dame sein,“ erwiderte die Tante. „Elisaweta Gregorowna ist sehr eingenommen von ihr, wenn ich auch gestehen muß, daß mir ihre Erziehungsmethode, ihre Schülerinnen fortwährend zu meistern und ihnen keine freie Bewegung zu gestatten, nicht gefallen will.“

„Die Mädchen wagen ja kaum den Mund aufzumachen,“ sagte Lorch, „und denken Sie sich, Tante, sobald sie lachen, erhalten sie gleich einen Verweis von Mademoiselle.“

„Da werden Wera und Nadja ja systematisch zu Holzpuppen erzogen!“ fügte Reginald hinzu; „ich bedanke mich für solche Gäste. Wenn in Zukunft der Kumpelkasten aus Dubinow in Sicht kommt, möchte ich am liebsten Reißaus nehmen.“

„Aber Du wirst es nicht thun!“ fiel ihm die Tante in's Wort. „Ich bin im Gegentheil fest davon überzeugt, daß Du uns begleiten wirst, wenn ich mit Lorch nach einigen Wochen den uns heute abgestatteten Besuch erwidere. Man kann die Menschen nicht immer so haben, wie man sie gern möchte, Reginald, sondern man muß sie nehmen, wie sie sind. Wir haben hier in Grusina keine näheren Nachbarn als Twerškois, und Elisaweta Gregorowna ist stets freundlich gegen mich gewesen. Ueberdies bin ich Swan Andrejewitsch zu großem Dank

verpflichtet, da er mir nach dem Tode meines lieben Mannes bei der Bewirtschaftung meines Gutes so manchen Rat erteilt und mir sogar häufig thätigen Beistand geleistet hat. Es ist daher selbstverständlich, daß ich den Umgang mit Twerskoi nicht allein fortsetze, sondern auch bestrebt bin, den Nachbarn, so viel in meinen Kräften steht, Freundlichkeit zu erweisen. Seit Iwan Andrejewitsch durch seine Gicht ganz an das Haus gefesselt ist, fahre ich häufiger, als sonst, nach Dubinow, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen und mit dem alten Freunde meines Mannes ein Stündchen zu verplaudern.“

Hier wurde das Gespräch abgebrochen, da Marfa mit der Meldung erschien, das Abendessen sei aufgetragen.

Ein paar Tage darauf unternahm Reginald am Nachmittage einen Spazierritt.

„Ich werde wohl zum Kaffee nicht zurück sein!“ rief Reginald Lorch, welche auf der Veranda saß, zu; „bitte, sage das der Tante.“

Als Reginald kurz vor dem Abendessen zurückkehrte und die Tante ihn fragte, wo er gewesen sei, erwiderte er: ich bringe Dir Grüße aus Dubinow von Elisaweta Gregorowna. Mit Papa Twerskoi geht es wieder gar nicht gut. Er lag auf der Couchette und hatte heftige Schmerzen, schien sich aber zu freuen, als ich mich zu ihm setzte und ihm von meinem Petersburger Leben erzählte. Er wurde zuletzt ganz munter, und bat mich beim Abschiede, meinen Besuch recht bald zu wiederholen.“

„Ich danke Dir, Reginald!“ Weiter sagte Tante

Marie nichts, aber ihre Augen ruhten dabei voll Stolz und mütterlicher Bärtlichkeit auf ihrem Neffen. Sein offenes Antlitz strahlte vor Befriedigung; er neigte sich auf die Hand der Tante und küßte sie ehrfurchtsvoll.

An einem Sonntag-Nachmittag nahm Reginald seine Flinte und ging in den Wald. Lorchchen saß eine Weile mit Frau Weiß auf der Veranda und plauderte mit ihr, aber das herrliche Wetter lockte auch sie bald hinaus in's Freie; sie holte sich ein Buch und schritt dem Walde zu.

Sobald man denselben erreicht hatte, befand sich nur ein paar hundert Schritte vom Wege entfernt eine von hohen Bäumen überschattete Bank; auf dieser ließ Lorchchen sich nieder und begann zu lesen.

Da alle Lesebücher, welche die Tante ihrer kleinen Pflgetochter in die Hände gab, Reginald gehörten, so enthielten dieselben natürlich Erzählungen, welche hauptsächlich für Knaben paßten; aber Lorchchen las, in Ermangelung von etwas Anderem, auch Indianergeschichten, Jagd- und Reiseabenteuer sehr gern.

Sie war gerade bei einer sehr spannenden Stelle angelangt, als plötzlich ein lauter Knall über ihrem Kopf ertönte. Lorchchen erschrak so heftig, daß sie von der Bank hinunterfiel und flach auf dem Boden lag. Sie war wie betäubt und wagte sich gar nicht zu regen, aus Furcht, daß etwas Entsetzliches geschehen sein müsse.

Da raschelte und wieherte es dicht neben ihr, und als sie, bebend vor Angst, den Kopf ein ganz klein wenig

erhob, erblickte sie Reginald, welcher, auf seine Flinte gestützt, da stand und aus vollem Halse lachte.

„Aber Leonore,“ sagte er und vermochte vor Lachen kaum zu sprechen, „warum liegst Du denn so bewegungslos auf dem Boden; willst Du vielleicht dem Pudel nachahmen, den ich neulich bei einer Hundevorstellung in St. Petersburg sah, und der sich, sobald ein Schuß abgefeuert wurde, tot stellen mußte? So steh' doch auf!“

Dabei bot er ihr die Hand, aber sie stieß dieselbe zurück und erhob sich rasch. Ihr Gesichtchen war wie mit Blut übergossen und ihre Augen blühten.

„Hast Du gesehen, daß ich auf der Bank saß?“ fragte sie.

„Das klingt ja, als wolltest Du ein förmliches Verhör mit mir anstellen!“ entgegnete er noch immer lachend. „Muß ich auf diese Frage antworten, Herr Polizeirichter?“

„Hast Du gesehen, daß ich auf der Bank saß?“ wiederholte Lorch.

„Natürlich sah ich es,“ versetzte Reginald; „eben darum schoß ich ja, weil ich wissen wollte, was Du für ein Gesicht dazu machen würdest.“

„Du bist ein sehr ungezogener Junge!“

„Und Du bist ein dummes kleines Mädchen, weil Du bei einem Flintenschuß gleich über den Haufen fällst.“

Lorch erwiderte nichts, sie hob das Buch, welches ihr aus der Hand geflogen war, auf und eilte flüchtig wie ein Reh davon.

Reginald jagte ihr nach, holte sie ein und hielt sie am Kleide fest. „Nun läufst Du wohl direkt zur Tante, um mich zu verklagen?“ fragte er.

Lorchens glühende Wangen färbten sich noch dunkler. „Pfui, schäme Dich, Reginald!“ rief sie, „wie darfst Du so schlecht von mir denken. Empfindlich und heftig bin ich wohl, aber klatschen — nein, das thue ich niemals.“

Das offene Bekenntniß ihrer Fehler entwaffnete ihn. „Du hattest ganz recht, Leonore,“ entgegnete er, „als Du sagtest, ich sei ein ungezogener Junge. Ich hätte nicht schießen dürfen, als ich Dich unten sitzen sah, aber ich glaubte gar nicht, daß Du Dich so furchtbar erschrecken würdest; Du sagtest mir doch leßthin, daß Du vor dem Knall gar keine Angst hättest.“

„Aber der Knall kam so unerwartet!“ wandte Lorch ein.

„Es war ein sehr dummer Scherz von mir, Leonore,“ gestand er offen ein; „es thut mir aber wirklich leid, daß ich Dich so erschreckt habe, sei nicht mehr böse.“

Er reichte ihr seine Hand hin und Lorch legte bereitwillig die ihrige hinein. In bestem Einvernehmen legten sie beide zusammen die kleine Strecke bis zum Hause zurück.

Nach dem Kaffee machte Reginald Lorch den Vorschlag, mit ihm zu kommen. „Liebst Du die Berggipfeinnichtchen?“ fragte er.

„D sehr!“

„Ich kann Dir eine Stelle zeigen, wo eine Menge

von diesen Blumen zu finden ist!“ erwiderte er. „Es ist freilich eine gute Strecke bis dahin, aber ich weiß ja, daß Du ganz gehörig laufen kannst und nicht so leicht müde wirst.“

Lorchen holte ihren Hut und wanderte fröhlich neben ihrem Gefährten dahin. Erst nach zwei Stunden kehrte sie mit einem großen Strauß Bergißmeinnichtchen in der Hand zurück; Reginald trug ebenfalls einen.

„Das Lilliputchen hat ja so kleine Hände,“ sagte er lachend zu der Tante, „daß ich mich nolens volens erbieten mußte, demselben beim Tragen zu helfen. So, da hast Du den Krempel!“ setzte er hinzu, und warf Lorchen, die sich indessen hingesezt hatte, die Blumen in den Schooß; „nun mach’ damit, was Du willst“.

Lorchen flocht Kränze, von denen sie zwei für das Grab ihrer Mutter bestimmte; einen stellte sie heimlich in das Zimmer der Tante, und Frau Weiß fand ebenfalls einen, als sie ihr Schlafgemach betrat, auf ihrem Nachttischchen.

Lorchen saß an einem Morgen in ihrem Zimmer ganz in ihre Briefaufgabe vertieft, da vernahm sie plötzlich ein Geräusch hinter sich, wie das Fallen eines schweren Körpers. Als sie sich erschrocken umschaute, sah sie ihren Freund Pluto, den Hofhund, mit vor Freude wedelndem Schweif vor sich; aber als sie das Tier genauer betrachtete, mußte sie herzlich lachen. Pluto sah gar zu drollig aus: er trug eine Haube von Frau Weiß auf dem Kopf und hatte einen großen braunroten, gehäkelten Kragen um.

Lorchen war eben damit beschäftigt, den Hund von dem ungewohnten, ihm äußerst lästigen Schmuck zu befreien, als Reginalds fröhliches Antlitz durch das offene Fenster zu ihr hineinschaute.

„Ich habe Pluto voraus als Boten zu Dir gesandt,“ rief er Lorchen zu; „aber da er doch nicht so ohne Weiteres in seinem Hauskleide bei Dir erscheinen konnte, half ich ihm erst, große Toilette zu machen. Wie ich sehe, hast Du seine Botschaft schon zum Teil verstanden, denn Du sitzt nicht mehr bei Deiner langweiligen Schreiberei. Nun kommt der zweite Teil, den Du gewiß mit Freude begrüßen wirst: Tante Marie läßt Dir sagen, Du möchtest Dich zu einem Ausfluge bereit machen, das heißt, Hut und Mäntelchen nehmen! Umzukleiden brauchst Du Dich nicht, da wir keinen Besuch abstaten werden, sondern die längst geplante Fahrt nach Beresow unternehmen wollen. Weißchen kommt auch mit; sie ist bereits dabei, die nötigen Speisevorräte einzupacken, denn wir werden wohl erst am Abend nach Hause zurückkehren. Ist das nicht herrlich! Nun mach' schnell, Leonore. Was? Du bist fertig? Dann komm, Lilliputchen. Warum willst Du den Umweg durch alle Zimmer machen? Der Weg hier durch's Fenster führt Dich viel schneller zum Ziel.“

Lorchen war sogleich dazu bereit; sie kletterte auf's Fensterbrett und sprang von dort hinunter in den Garten.

Reginald lief davon, um nachzusehen, ob schon angespannt sei, kam aber mit der Nachricht zurück, daß man noch eine Viertelstunde würde warten müssen.

„Komm, Leonore,“ sagte er, „ich will Dir zeigen, was ich für einen prachtvollen Sitz im Garten ausfindig gemacht habe.“

Er führte sie zu einer mächtigen, ganz in der Nähe der Veranda befindlichen Linde, unter der eine Bank stand.

„Aber Reginald, wie soll ich denn diesen Platz nicht kennen?“ rief Lorch; „ich sehe ja den Baum täglich vor mir, wenn ich auf der Veranda sitze“.

„Du meinst die Bank hier unten? Nein, Lilliputchen, mein Sitz befindet sich oben im Baum.“

Er kletterte gewandt hinauf und einen Augenblick später schaute sein lachendes Antlitz zwischen den grünen Blättern von oben zu ihr hinunter.

„Ist es schön da oben, Reginald?“ fragte sie.

„Herrlich!“ entgegnete er, „und der Sitz ist so bequem, daß sehr gut Zwei nebeneinander Platz haben. Möchtest Du auch heraufkommen?“

„Es wird nicht gehen, Reginald.“

„Warum nicht, wenn ich Dir helfe? Die Äste bilden eine förmliche Leiter.“

Er stand nach wenig Augenblicken wieder unten neben ihr.

„Lege Hut und Mantel hier auf diesen Strauch und dann komm!“ sagte er.

Reginald hob Lorch in seinen Armen empor und stellte sie auf einen Ast. „Halte Dich fest, bis ich nachkomme!“ rief er.

Bald war er an Lorchens Seite, stieg nun voran

auf den nächsten Ast und reichte ihr die Hand, so daß es ihr leicht wurde, ihm nachzufolgen.

„Es geht ja ganz vortrefflich!“ meinte er; „Du kletterst so gewandt, wie ein Käzchen. So, nun sind wir oben. Wie gefällt Dir der Sitz?“

„Ich danke Dir, Reginald, es ist wirklich wunderschön hier oben.“

In diesem Augenblicke fuhr die Equipage vor. Tante Marie trat auf die Veranda hinaus und schaute sich nach allen Seiten um. „Reginald! Leonore! wo seid Ihr?“ rief sie.

Lorchen wollte sogleich hinunterklettern, aber Reginald hielt sie fest. „Warte einen Augenblick!“ flüsterte er ihr zu. Dann begann er mit lauter Stimme zu singen:

„Es saßen zwei Vöglein hoch oben im Baum,  
Hinter Zweigen verborgen, man sah sie kaum.“

Die Tante schaute auf und trat näher zu dem Baum heran. „Leonore, wie bist Du da hinaufgekommen?“ fragte sie.

„Ich habe ihr geholfen, Tantchen!“ erwiderte Reginald!

„Komm herunter, Reginald,“ sagte die Tante, „und besorge eine Leiter, damit das Kind nach unten kommen kann.“

„Das ist gar nicht nötig, Tantchen,“ versetzte Reginald, „ich bringe Dir Leonore ganz sicher wieder.“

Und wirklich langte Lorchen mit seiner Hülfe wohlbehalten wieder unten an.

Die Tante schüttelte mißbilligend den Kopf. „Ich hätte gar nicht gedacht,“ meinte sie, „daß Du, Leonore, Dich von Reginald zu solch unsinnigen Streichen würdest verleiten lassen.“

„Reginald ist nicht schuld,“ versetzte Lorch; „als ich ihn dort oben sitzen sah, bekam ich große Lust, auch hinaufzuklettern, und da half er mir.“

„Das paßt aber gar nicht für ein kleines Mädchen, Leonore. Und dann hättest Du auch sehr leicht Schaden nehmen können.“

„Ich war ja dabei, Tantchen, und hielt sie fest!“ sagte Reginald.

„Bitte, seien Sie mir nicht böse!“ bat Lorch und küßte die Hand der Tante.

„Ich bin nur froh, daß ich Dich heil und unversehrt wieder vor mir sehe!“ erwiderte Frau Drlowski und küßte Lorch auf die Stirn. „Du darfst mir aber solche Kunststückchen nicht mehr machen, das Klettern paßt nur für Knaben.“

Wenige Augenblicke darauf wurde die Spazierfahrt unternommen; man sah sich die reizende Gegend in Bersow an, speiste unter grünen Bäumen und ließ sich zu dem frugalen Mahl die frische Milch, welche man aus dem Dorf erhielt, vortrefflich schmecken. Darauf wurde ein Spaziergang in den schönen, daselbst befindlichen Birkenwald gemacht und zum Schluß wieder im Freien der Thee getrunken. Sehr befriedigt kehrte die kleine Gesellschaft spät Abends nach Hause zurück.

Indessen entschwand unvermerkt eine Woche nach der andern und Lorchens begann sich allmählich so wohl in Grusina zu fühlen, daß sie nur mit Bangen an den Augenblick zu denken vermochte, wo sie den ihr lieb gewordenen Ort verlassen sollte. Hätte Tante Marie sie jetzt noch einmal gefragt, ob sie lieber bei ihr bleiben oder zu den unbekanntem Verwandten hinziehen wolle, ihre Entscheidung wäre wohl anders ausgefallen, als damals, aber nun war es zu spät. Von dem Wunsch der Tante, sie bei sich zu behalten, wurde nie wieder gesprochen, und seit Reginald aus St. Petersburg die Nachricht erhalten hatte, daß die Klassen am 15. August eröffnet werden sollten, begann man mit allem Ernst, die nötigen Vorbereitungen zur Reise zu treffen.

Die Tante sah Lorchens Wäsche und Garderobe durch und ließ Leinen und Kleiderstoffe aus der Stadt holen. Eine Nähterin wurde in's Haus genommen und mit Marfas Hülfe ging die Arbeit rasch vorwärts. Reginalds Anzüge wurden in St. Petersburg angefertigt, daher mußte für ihn nur die Wäsche in Ordnung gebracht werden; aber für Lorchens wollte die Tante in so ausreichender Weise Sorge tragen, daß wenigstens im ersten Jahre die Verwandten nichts für sie anzuschaffen hätten. Das Beforgen dieser kleinen Aussteuer war ja das Letzte, was sie für das Kind, welches sie so sehr lieb gewonnen hatte, thun konnte.

Die Abreise wurde auf den 9. August festgesetzt,

da Reginald Zeit haben sollte, sich noch etwas vorzubereiten, ehe der Besuch der Schule begann.

Der Tag vor der Abreise war gekommen. Lorchchen stattete nach gewohnter Weise am Morgen, nachdem sie ihre Milch getrunken hatte, dem Hühnerhof einen Besuch ab.

Da stand sie nun mit dem Futterkorbe in der Hand, umgeben von der ganzen geflügelten Schaar, und hob bald das eine, bald das andere der zahmen jungen Hühner, welche unter ihren Augen aufgewachsen waren und sich ohne Scheu von ihr fangen ließen, zu sich empor.

„Bald müssen wir Abschied nehmen,“ sagte sie; „ich komme heute nur noch einmal zu euch, um euch das Futter zu streuen, dann wird es wieder Frau Weiß thun, und ich werde weit, weit fort sein.“

„Aber ihr versteht mich wohl gar nicht, ihr lieben, dummen Tierchen?“ fuhr sie in ihrem laut geführten Selbstgespräch fort; „ihr gluckst und gackert so lustig, und wißt gar nicht, wie traurig ich bin!“

Lorchchen war so sehr von ihrem Abschiedsweh in Anspruch genommen, daß sie es gar nicht bemerkte, wie Reginald die Thür des Geflügelhofes geöffnet hatte und hinter ihr stand.

„Komm, Du süßes, kleines Puttchen!“ Bei diesen Worten hob Lorchchen ein weißes englisches Hühnchen, welches ihr besonderer Liebling war, zu sich empor und küßte es.

Das Scherzwort, welches Reginald nach gewohnter Art Lorchchen hatte zurufen wollen, kam nicht über seine

Lippen; er wandte sich um, und trat, als er sich unbemerkt entfernte, so leise auf, wie man es dem lebhaften und ungestümen Knaben kaum zugetraut hätte.

Am Nachmittage, als Frau Drlowski sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, um auszuruhen, forderte Reginald Lorchon auf, mit ihm in den Wald zu kommen. Sie war sogleich dazu bereit, schritt aber nicht, wie sonst, fröhlich plaudernd, sondern mit gesenktem Köpfchen neben ihm her.

Als sie den Wald erreicht hatten, stand Reginald plötzlich still, schaute Lorchon an und fragte: „Bist Du traurig, Lilliputchen, daß Du aus Grusina fort sollst?“

„Ja sehr!“ erwiderte sie und Thränen drängten sich in ihre Augen.

„Warum bleibst Du denn nicht hier?“ fragte er. „Tante Marie wird Dich gewiß gern bei sich behalten. Soll ich sie darum bitten?“

„Nein! nein!“ rief Lorchon in heftiger Erregung, „das darfst Du nicht thun. Ich muß nach Riga zu den Verwandten, weil Mama es gewünscht hat!“ fügte sie ruhiger hinzu. „Ich werde dort eine Schule besuchen und viel lernen, was hier in Grusina nicht gut möglich ist.“

„Ach,“ meinte Reginald, „kleine Mädchen brauchen gar nicht so viel zu lernen, wie wir Jungen. Alte Mädchen, welche viel gelernt haben, sind gewöhnlich gar nicht angenehm. Möchtest Du einmal so werden, wie Fräulein Dubois?“

Lorchon mußte ungeachtet ihrer Traurigkeit lachen.

„Wie Mademoiselle Dubois? Wie kommst Du darauf, Reginald?“

„Tante Marie sagt, daß sie sehr klug ist.“

„Nein, wie Mademoiselle Dubois möchte ich nicht sein,“ versetzte Lorch, „aber viel zu lernen wünsche ich wohl! Meine liebe Mama sagte mir, als wir Lixkowa verließen: „„Wenn Du nach Riga kommst und eine Schule besuchst, mußt Du sehr fleißig sein. Ein Mädchen wie Du, das keinen Vater und Versorger hat, muß besonders viel lernen, um sich einmal selbst forthelfen zu können.““

„Aber auf welche Weise?“ fragte er. „Willst Du einmal eine Gouvernante werden? Ich finde das schrecklich.“

„Ich weiß nicht!“ entgegnete Lorch nachdenklich; „ich werde wohl das thun müssen, was mein Dinkel will.“

„Armes Lilliputchen!“ sagte Reginald bedauernd. „Da habe ich es doch viel besser, als Du. Ich weiß genau, was aus mir wird, wenn ich mit dem Lernen fertig bin. Dann komme ich hierher und übernehme die Verwaltung von Grufina, ist das nicht herrlich! Warte einmal; wir wollen berechnen, wie lange ich noch in Petersburg bleiben muß. Nach vier Jahren hoffe ich mein letztes Examen im Realgymnasium zu machen und dann werde ich noch drei Jahre im Polytechnikum die Landwirtschaft erlernen, also nach sieben Jahren bin ich fertig, dann Adieu Petersburg. Wie lange denkst Du denn die Schule zu besuchen, Leonore?“

„Das wird vom Dnfel abhängen; vielleicht noch sechs Jahre.“

„Dann wirst Du am Ende früher fertig sein, als ich, Leonore?“ meinte er. „Aber höre, was mir eben einfällt: wenn Du die Schule nicht mehr besuchst, kannst Du doch wieder nach Grufina kommen.“

„Wenn Tante Marie es erlaubt und der Dnfel nichts dagegen hat.“

„Geh mir doch mit Deinem Dnfel!“ erwiderte er. „Wenn Du ein großes Mädchen bist, wirst Du doch thun können, was Du selbst willst, und daß Tante Marie Dich gern aufnimmt, dafür stehe ich.“

„Ja, wenn ich wieder nach Grufina kommen könnte, das wäre wunderschön!“ sagte Lorchchen sichtlich getröstet.

„Gewiß kannst Du!“ versetzte er, „also sei nicht mehr traurig, Kiliiputchen. Eine Kupferschlange!“ rief er plötzlich und riß Lorchchen rasch auf die Seite. Im Nu brach er einen Ast vom nächsten Baum und hieb auf das Tier ein. „So, nun ist sie tot,“ fügte er hinzu, „und wird keinen Schaden mehr anrichten können.“

„Ist eine Kupferschlange giftig?“ fragte Lorchchen.

„Gewiß! sieh sie Dir recht genau an, damit Du ihr nächstens aus dem Wege gehen kannst.“

Dieser kleine Zwischenfall lenkte Lorchchens Gedanken von dem Gegenstande ab, der sie bis dahin ausschließlich beschäftigt hatte, und als Reginald ihr von einer Riesenschlange, die ihm in St. Petersburg in einer Menagerie gezeigt worden war, erzählte, hörte sie aufmerksam zu.

Bald plauderten die Beiden wieder munter, wie sonst, und als sie von ihrem Spaziergange zurückkehrten, waren Lorchens Augen hell und klar, und sie vermochte sogar herzlich zu lachen, als Reginald sich beim Kaffeetisch bückte, wie um etwas aufzuheben, und dabei so täuschend das Miauen einer Katze nachmachte, daß Frau Weiß, welche neben ihm saß und die eine große Abneigung gegen dieses Tier empfand, ganz erschrocken aufsprang.

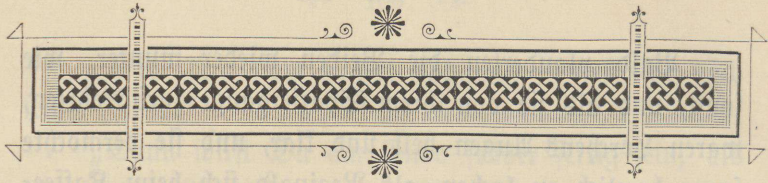
Die gute Frau Weiß nahm diesen Scherz ihres Lieblings in gewohnter freundlicher Weise auf, aber die Tante sagte:

„Du mußt Frau Weiß wirklich sehr dankbar sein, Reginald, daß sie so viel Nachsicht mit Dir hat.“

„Ja,“ erwiderte Reginald, „Weißchen ist gut, eigentlich viel zu gut gegen mich ungezogenen Schlingel; aber siehst Du, Tantchen, das kommt daher, weil sie davon überzeugt ist, daß ich es nicht böse meine, sie im Gegenteil sehr lieb habe. Nicht wahr, Weißchen, wir sind und bleiben doch die besten Freunde?“

Nach dem Kaffee durste Lorchchen im Garten die schönsten Blumen abschneiden und dann fuhr sie mit Tante Marie zum Kirchhof und schmückte zum Abschiede das Grab ihrer lieben Mutter.





## 6.

Am folgenden Morgen stand der mit drei Pferden bespannte Tarantas schon um acht Uhr vor der Thür. Das Gepäck war bereits in dem geräumigen Wagen untergebracht worden und Reginald half der Tante beim Einsteigen.

„Komm, Lilliputchen!“ rief er darauf Leonore zu, welche einmal um das andere ihre Arme um den Hals der alten Frau Weiß schlang. „Geschieden muß sein, und am besten ist's, wenn man die Geschichte so rasch als möglich abmacht.“

Einen Augenblick darauf saß Lorch an der Seite der Tante; Reginald schwang sich neben den Kutscher auf den Bock, rief von dort noch ein „Adieu, Weißchen!“ hinunter, die Pferde zogen an und fort ging es.

Lorch hob sich im Wagen auf und ließ noch eine Weile ihr Schnupftuch in der Luft flattern, während Reginald seine Mühe schwenkte; dann erreichte der Wagen den Wald und das Wohnhaus von Grufina entchwand den Blicken der Reisenden.

Die Fahrt ging rasch vorwärts, da der Weg gut

war, das heißt, was man im inneren Rußland gut nennt, er war ziemlich trocken. Mit unseren Chausséen sind die Fahrstraßen im Innern des Reiches gar nicht zu vergleichen. Dort fährt man oft stundenlang über sogenannte Knüppelbrücken, dicke Baumäste, welche einer nahe beim andern über den Weg gelegt sind, um zu verhüten, daß man im Frühling und Herbst im Schmutz und Morast versinkt, dann kommen wieder Stellen, wo es von einer Grube in die andere geht; aber Ihr dürft nicht glauben, daß diese Unebenheiten auf der Straße die Fahrt verzögern, nein, es geht immer in raschem Trabe vorwärts, und die im Wagen Sitzenden müssen das Rütteln und Schütteln geduldig ertragen, denn jeder Kossaken in Rußland, sei er nun Postknecht oder Kutscher, hält es für seinen Stand unangemessen, langsam zu fahren; dazu ist auf den Stationen nur sehr wenig für die Bequemlichkeit der Reisenden Sorge getragen. Das einzige daselbst befindliche Gastzimmer ist von schwüler, dumpfger Luft erfüllt und häufig nicht frei von Ungeziefer, so daß man es gewöhnlich vorzieht, wo man sich Erholung gönnt, diese Zeit, wenn die Witterung es gestattet, im Freien, oder falls man die Fahrt im eigenen Wagen macht, in diesem zu verbringen.

So hielten es auch unsere Reisenden; sie verzehrten, als man um die Mittagszeit den Pferden mehrere Stunden Rast gönnen mußte, die mitgenommenen Speisevorräte im Freien und ließen sich auch die Theemaschine hinausbringen. Während der Nacht ruhten sie im Tarantas

und langten am andern Tage, wohl stark durchgerüttelt, aber sonst ganz wohlbehalten, auf der Eisenbahnstation Tschudowo an.

Lorchen, die in Liplowa geboren war und noch keine weitere Fahrt unternommen hatte, als bis zu der nächstgelegenen kleinen Stadt, fühlte sich sehr überrascht, in Tschudowo Alles ganz anders zu finden, als auf den Poststationen, in denen sie bisher eingefeiert war.

Das Zimmer, welches sie mit der Tante und Reginald betrat, war geräumig und hübsch eingerichtet; in der Mitte desselben befand sich ein großer, sauber gedeckter Tisch, welcher mit einer Vase voll Blumen geziert war.

Die Tante bestellte ein Mittagessen und Reginald und Lorchen ließen es sich nach der angreifenden Fahrt ganz vortrefflich schmecken. Nach zwei Stunden bestiegen die Reisenden den Eisenbahnzug und erreichten um 9 Uhr Abends St. Petersburg.

Vom dortigen Bahnhofe bis zu dem Gasthause, in welchem die Tante einkehren wollte, fuhr diese mit Lorchen in einer zweifitzigen Equipage, Reginald folgte in einer zweiten mit dem Gepäck.

Lorchen saß still neben der Tante. Diese breiten, fast tageshell erleuchteten Straßen, die hohen Häuser zu beiden Seiten, deren zahllose Fenster gleich Lichtfunken schimmerten, das Gewühl von Equipagen und Fußgängern um sie her, alles dieses wirkte überwältigend auf das kleine Mädchen.

Endlich war das Hôtel erreicht, die Tante übergab

ihr und Lorchens Gepäck einem Kellner und verabschiedete sich dann von Reginald, der mit seinen Sachen weiter fuhr.

„Reginald kehrt schon heute Abend in seine Pension zurück,“ sagte die Tante, „er wird aber morgen noch den Tag mit uns verbringen. Uebermorgen, wenn wir uns ein wenig ausgeruht haben, setzen wir unsere Reise fort.“

Der Tag in St. Petersburg entschwand Lorchem wie ein Traum. Da Tante Marie sehr ermüdet von der Reise war und doch ihrer kleinen Pflegebefohlenen die Freude bereiten wollte, sich die Hauptstadt Rußlands ein wenig anzuschauen, ließ sie einen Wagen kommen, fuhr mit Reginald und Lorchem durch die Straßen und machte die Letztere auf die sehenswertesten Gebäude und Plätze aufmerksam.

Am Nachmittage brachte derselbe Wagen unsere Reisenden nach Peterhof, wo Lorchem entzückt war über die Fontainen und sich von den prachtvollen Blumen-Rabatten gar nicht losreißen konnte. Den Abend verbrachte Reginald mit der Tante und Lorchem im Hôtel.

Am Vormittage des folgenden Tages fuhr man wieder aus; diesmal wurden einige der größeren Magazine besucht und für Lorchem ein Hut, ein Regenmantel, ein Sonnenschirm und Handschuhe gekauft. Zuletzt fuhr man zu einem Goldschmied und die Tante suchte einen kleinen Ring mit einem Bergißmeinnicht aus, den sie Lorchem an den Finger steckte.

„Zur Erinnerung an Grusina!“ sagte sie.

Lorchen küßte freudestrahlend die Hand der Tante, war dies doch der erste Ring, den sie erhielt.

Im Hôtel wartete Reginald bereits. Man speiste zu Mittag und fuhr dann zum Dünaburger Bahnhofe. Reginald besorgte die Billets und den Gepäckschein, darauf führte er die Tante und Lorchen zu einem Damen-coupé zweiter Klasse.

„Wann kann ich Dich wieder in Petersburg erwarten, Tante?“ fragte er.

„Das läßt sich nicht so genau bestimmen!“ erwiderte sie. „Ich werde den Hôteldiener zu Dir schicken, sobald ich wieder in Petersburg eingetroffen bin.“

In diesem Augenblicke wurden mit der Glocke zwei Schläge gegeben.

„Adieu Lilliputchen!“ sagte Reginald, „auf Wiedersehen, Tantchen!“ Dabei küßte er dieser die Hand und schüttelte kräftig Lorchens kleine Rechte.

Einen Augenblick darauf war er verschwunden — und erst, als der Zug sich eben langsam in Bewegung setzte, erblickte Lorchen Reginald auf dem Perron, wo er in der vordersten Reihe der dichtgedrängten Menschenmenge stand und seine Mütze schwenkte.

„Setz Dich zu mir, Kind!“ sagte die Tante zu Lorchen, welche noch immer am offenen Fenster stand und hinausspähte, obgleich der Bahnhof von St. Petersburg bereits längst ihren Blicken entschwunden war.

Lorchen folgte dem Gebot.

Als Tante Marie bemerkte, daß die Augen des

Kindes voll Thränen standen, zog sie Lorch an sich und küßte sie.

„Ich finde es begreiflich,“ fuhr Frau Drlowski fort, „daß Dir die Trennung von dem Gefährten, mit dem Du in den letzten Monaten so manche frohe Stunde verbracht hast, schwer fällt; aber, mein liebes Kind, nun hat ja das einsame Leben mit uns beiden alten Leuten, wie Du es führtest, ehe Reginald zu uns kam, sein Ende erreicht und Du wirst bald im Hause Deiner Verwandten von jugendlichen Genossen umgeben sein.“

„Sie sind mir alle fremd,“ versetzte Lorch, „und es ist sehr schwer“ — Thränen erstickten ihre Stimme.

„Daß Du kein Elternhaus mehr hast,“ ergänzte die Tante den begonnenen Satz, „und von einer Hand in die andere wandern mußt, allerdings ist das nicht leicht, Leonore; aber bedenke, daß Gott, der Dir Vater und Mutter genommen hat, ein Versorger der Waisen ist, und daß er auch Dich nicht verlassen, noch versäumen wird, wenn Du nur ein frommes Kind bleiben und täglich zu ihm beten willst. Wie Deine Verwandten sind, ob Du es bei ihnen leicht oder schwer haben wirst, weiß ich nicht; nur an eins möchte ich Dich erinnern, daß es nämlich hauptsächlich von Dir abhängen wird, wie sich Dein Leben dort im Hause gestaltet. Laß den Mut nicht gleich sinken, wenn Du nicht Alles so findest, wie Du erwartet hast, sondern thue, was in Deinen Kräften steht, um Dir die Liebe Deines Onkels und Deiner Tante, sowie die Deiner Cousinen und Vetter

zu erwerben. Wo mehrere Kinder beisammen sind, da giebt es auch verschiedene Charaktere, und es kommt leicht zu Streit und Unfrieden. Bitte Gott täglich darum, daß er Dir helfen wolle, geduldig und nachsichtig zu sein. Und denke auch daran, mein kleines Mädchen, daß Du fleißig arbeiten und die Gelegenheit, welche sich Dir bieten wird, recht viel zu lernen, auch benutzen mußt."

"Ja, das will ich gewiß!" entgegnete Lorchchen. "Es war ja auch Mamas Wunsch, den sie noch am Tage vor unserer Abreise aus Lixkowa gegen mich ausgesprochen hat, und ich werde mir alle Mühe geben, ihn zu erfüllen."

"Nun will ich Dir noch eins sagen, Leonore. Wenn Deine Schule beendet ist und Du den Wunsch hegen solltest, nach Grusina zurückzukehren, dann wisse, daß Du dort stets offene Arme und ein Herz finden wirst, welches in mütterlicher Liebe für Dich schlägt."

"O Tante Marie, wie gut Sie sind!" rief Lorchchen und küßte voll Dank die Hände der alten Dame. "Ich wünschte, ich wäre nicht so dumm gewesen, aus Grusina fortzugehen."

"Sage das nicht, mein Kind!" erwiderte die Tante. "Für Dich ist es in vieler Hinsicht gewiß besser, wenn Du nach Riga kommst, wo Deine Erziehung ganz anders besorgt werden kann, als bei mir in Grusina. Trockne nun Deine Thränen, Leonore, und sei ganz getrost, Du stehst in Gottes Hand."

Lorchen setzte sich der Tante gegenüber an's Fenster und diese wußte ihre Gedanken bald auf andere Dinge zu lenken. Sie machte ihre kleine Reisegefährtin auf die hübschen Landhäuser aufmerksam, welche, je mehr man sich der Station Gatschina näherte, immer häufiger vor ihren Blicken auftauchten und nach wenigen Augenblicken wieder verschwanden, um einem anderen Wilde Platz zu machen.

Weiter und weiter brauste der Zug.

Am Abend des folgenden Tages langten unsere beiden Reisenden in Miga an und verbrachten die Nacht in einem Hôtel.

Wie hange schlug Lorchens kleines Herz, als sie Tages darauf mit der Tante die Treppe bestieg, welche zu der Wohnung ihres Onkels führte.

D. Hillner, Regierungsrat!

Lorchen las den Namen, welcher auf einem Schilde von Messing auf der Thür stand, während die Tante den Klingelzug in Bewegung setzte.

Ein junges, sauber gekleidetes Mädchen öffnete die Thür und erkundigte sich nach dem Begehr der Herrschaften.

„Ist der Herr Regierungsrat zu sprechen?“ fragte Frau Drlowski.

„Wen darf ich melden?“ entgegnete das Mädchen.

„Frau Drlowski aus Grusina.“

Das Mädchen verschwand und kehrte einen Augenblick darauf wieder zurück. „Der Herr läßt bitten!“ sagte sie.

Als Lorch an der Hand der Tante das Zimmer betrat, in welches das Mädchen sie führte, erblickte sie einen hagern, freundlich aussehenden Mann mit stark ergrautem Haar vor sich.

„Gnädige Frau,“ sagte er und reichte Frau Drlowski beide Hände entgegen; „ich freue mich sehr, Sie bei mir zu sehen und Ihnen persönlich meinen Dank aussprechen zu können für Alles, was Sie an meiner armen Schwester und an dem Kinde hier gethan haben. Das ist also Leonore?“ fuhr er fort; „sei mir willkommen, mein Kind!“ Dabei neigte er sich zu seiner Nichte hinab und küßte sie.

„Erlauben Sie, gnädige Frau,“ wandte er sich darauf wieder zu dieser, „daß ich Ihnen vor allen Dingen meine Frau vorstellen darf?“

Er lud mit einer Handbewegung Frau Drlowski ein, den an sein Zimmer grenzenden Saal zu betreten, und Lorch folgte mit dem Dnfel.

Eine Dame in sehr geschmackvoller Morgentoilette erschien eben in der gegenüberliegenden Thür und eilte, als sie die Eintretenden bemerkte, auf sie zu.

Konnte das die Tante sein? dachte Lorch, diese Dame sah noch so hübsch und jugendlich aus und der Dnfel war doch schon alt und hatte graues Haar — aber sie war es wirklich.

Nachdem die Vorstellung stattgefunden hatte, begrüßte die Frau Regierungsrat zuerst Frau Drlowski und dann Leonore in liebenswürdigster Weise.

„Bitte, setzen Sie sich, gnädige Frau!“ sagte sie darauf. „Es ist wirklich ausnehmend gütig und freundlich von Ihnen, daß Sie die weite und beschwerliche Reise nicht gescheut haben, um uns unsere neue Tochter zu bringen.“

„Das verstand sich ja ganz von selbst,“ erwiderte Frau Drlowski in ihrer herzwinnenden, einfachen Weise; „ich konnte ein so junges Kind, wie Leonore ist, doch nicht allein reisen lassen und hatte noch überdies Frau Wertheim vor ihrem Tode das feste Versprechen gegeben, ihre Tochter selbst nach Riga zu bringen.“

„Aber nicht wahr, gnädige Frau, nun werden Sie einige Tage hier bei uns bleiben, um sich gehörig auszurufen?“ bat Frau Hillner. „Gestatten Sie, daß ich Ihr Gepäck zugleich mit dem unserer kleinen Nichte aus dem Hôtel, in welchem Sie abgestiegen sind, hierher holen lasse. Unsere Wohnräume sind groß genug, um Ihnen die nötige Bequemlichkeit bieten zu können.“

„Ich danke Ihnen für Ihr freundliches Anerbieten, muß dasselbe aber ablehnen,“ versetzte Frau Drlowski, „da ich schon morgen wieder abzureisen gedenke. Meine Mission ist ja nun erfüllt,“ setzte sie hinzu; „ich weiß Leonore bei ihren Verwandten wohl aufgehoben und kann getrost nach Grusina zurückreisen.“

„Aber Sie werden doch den heutigen Tag bei uns verbringen, gnädige Frau?“

„Gewiß, wenn Sie es gestatten. Ich muß ohnehin noch Manches mit dem Herrn Regierungsrat besprechen

und ihm die Wünsche, welche Frau Wertheim in Betreff ihres Kindes gegen mich ausgesprochen hat, an's Herz legen.“

„Am Vormittage bin ich mit Geschäften überhäuft,“ entgegnete Hillner; „aber nach dem Essen habe ich Zeit und stehe zu Ihren Diensten, gnädige Frau.“

„Bitte, lassen Sie sich durch meinen Besuch nicht stören, Herr Regierungsrat,“ erwiderte Frau Drłowski; „ich muß ohnehin jetzt in's Hôtel zurückkehren, um dafür Sorge zu tragen, daß Leonorens Gepäck zu Ihnen geschafft wird.“

„Wenn Sie erlauben, gnädige Frau, wird unser ältester Sohn Emil Sie begleiten und Ihnen behülflich sein.“

Einen Augenblick darauf machte Lorchen die Bekanntschaft ihres ältesten Vettters, eines blondhaarigen, hochaufgeschossenen Knaben von dreizehn Jahren.

Emil holte seine Mütze und Frau Drłowski verabschiedete sich; aber als Lorchen Miene machte, der Tante Marie zu folgen, rief diese ihr zu: „Du kannst hier bleiben, mein Kind, nach einer Stunde werde ich wohl wieder zurück sein.“

Die Thür schloß sich hinter den Davongehenden, der Onkel kehrte in sein Zimmer zurück und Lorchen blieb allein mit der fremden Tante.

„Komm, Leonore,“ sagte diese, „und lege Deinen Hut und Deinen Regenmantel im Vorzimmer ab. Deine Cousine Clara und Dein Vetter Rudolf sind beide nicht

zu Hause; für's erste mußt Du Dich daher mit der Gesellschaft unserer beiden Kleinen begnügen."

Tante Emilie schritt Lorchchen voran durch mehrere Zimmer, welche, ebenso wie der Saal, sehr hübsch und elegant eingerichtet waren. Dann betraten sie ein Gemach, in dem eine ältere Frau mit einem Strickstrumpf am Fenster saß und einen Knaben von ungefähr vier und ein Mädchen von noch nicht drei Jahren beim Spiel beaufsichtigte. Der Knabe saß auf einem Schaukelpferde und das kleine Mädchen spielte mit einer Puppe.

„Susanna,“ sagte die Tante, „dies hier ist meine Nichte Leonore, von deren Kommen zu uns ich Dir bereits erzählte. Willi und Lisa! kommt her und gebt der Cousine einen Kuß! — wollt Ihr?“

„Nein, ich mag nicht!“ entgegnete der Knabe sehr entschieden. „Ich will reiten. Laß das fremde Mädchen wieder fortgehen, Mama.“

„Pfui Willi, wie unartig von Dir!“ versetzte die Mama. „Meine süße, kleine Lisa ist aber gewiß ein gutes Kind! Nicht wahr, Du giebst der lieben Cousine einen Kuß?“

„Bekommt Lisa Tuchen?“ fragte die Kleine.

„Später, mein Liebling, wenn Du artig gewesen bist.“

„Lisa will gleich Tuchen.“

Die Mama erwiderte nichts auf diese so energisch ausgesprochene Forderung ihres Töchterchens; sie wandte sich zu Lorchchen und sagte: „Du bist den Kleinen noch

fremd, aber sie werden sich schon mit Dir einleben; Kinderherzen sind ja so leicht zu gewinnen.“

„Mama, Lisa will gleich Tuchen!“ wiederholte die Kleine in weinerlichem Tone.

„Du wirst zum Mittage Kuchen bekommen, Lisa!“ suchte Frau Hillner ihr Töchterchen zu beruhigen. „Ich lasse Dich jetzt hier bei den Kindern,“ fügte sie, zu Lorchchen gewendet, hinzu, „bis Clara und Rudi kommen.“

Lorchchen machte nun, als sie mit den Kleinen und der alten Frau allein im Zimmer war, noch einen Versuch, sich Willi zu nähern, aber der Knabe legte beide Hände auf den Rücken und schrie: „Ich will Dich nicht küssen, ich mag Dich nicht küssen, ich kenne Dich ja gar nicht!“

Susannas wiederholte Mahnung, er möge doch nicht so unartig sein, schien gar keinen Eindruck auf den Knaben zu machen.

Lisa war in eine Ecke des Zimmers geflüchtet und hielt mit ihren kleinen Händchen ihre Puppe umklammert, als fürchte sie, der fremde Eindringling könne ihr dieselbe rauben.

„Darf ich mir nicht Deine schöne Puppe ein wenig ansehen?“ fragte Lorchchen und trat näher zu dem Kinde heran. „Was für ein hübsches Kleid Du ihr angezogen hast. Sie soll wohl spazieren gehen. Hat sie denn auch einen Hut?“

„Nelli hat Hut!“ erwiderte die Kleine, und der Wunsch, den Staat ihrer Puppe zu zeigen, überwog ihre anfängliche Abneigung gegen das ihr fremde Mädchen.

Immer noch ihre Puppe fest an's Herz gedrückt, lief sie zu einem kleinen Schränkchen, öffnete dasselbe und holte einen zierlichen, mit Blumen geschmückten Puppenhut hervor.

„Wie reizend!“ rief Lorchchen in aufrichtiger Bewunderung, „und was für zierliche Stiefelchen Deine Nelli auf den Füßchen trägt.“

„Ja, Suster hat macht!“ versetzte die Kleine, welche allmählich zutraulicher zu werden begann.

„Hat Deine Puppe noch mehr Kleider?“

„Nelli hat viel Kleider.“ Lisa legte nun ihre Puppe bei Seite und kramte allen Staat, den diese besaß, vor Lorchchen aus.

Diese bewunderte alle Herrlichkeiten und fragte dann: „Sollen wir nicht jetzt Nelli den Hut aufsetzen und mit ihr spazieren gehen?“

Lisa war damit einverstanden und hatte jetzt auch nichts dagegen, daß Lorchchen die eine Hand der Puppe ergriff.

Nelli spazierte nun höchst steif und gerade, wie es einer wohlherzogenen Puppe geziemt, von Lorchchen und Lisa geleitet, im Zimmer umher.

Plötzlich, als sie ganz nahe bei Willi waren, blieb Lorchchen stehen. „Da ist ein Reiter,“ sagte sie; „wollen wir ihn begrüßen?“

Die Puppe wurde gezwungen, ihren steifen Körper nach vorn zu neigen, und Lisa knigte.

„Guten Tag, Herr Reiter!“ Lorchchen machte bei diesen Worten eine tiefe Verbeugung.

„Tag Reiter!“ wiederholte Lisa.

„Wohin geht die Reise?“

„Nach Petersburg!“ versetzte Willi und brachte sein Pferd in rascheren Schwung.

„Ach, nach Petersburg,“ erwiderte Lorchchen; ich komme soeben von dort, es ist eine wunderschöne Stadt, aber sehr weit von hier. Wann denken Sie anzukommen?“

„Ich bin gleich da!“ entgegnete Willi und knallte mit seiner Peitsche.

Die Puppe hatte nun ihren Spaziergang beendet und Lisa erklärte, Nelli müsse ein anderes Kleid anziehen. Sie holte ein Bänkchen herbei und setzte sich dicht an Lorchchens Seite.

Willi war indessen, wie es schien, schon in Petersburg angelangt; er stieg vom Pferde und trat näher zu Lorchchen heran.

„Wie heißest Du?“ fragte er.

„Lorchchen!“

„Willst Du Dir nicht meinen Stall mit Pferden ansehen, Lore?“

Lorchchen erhob sich sogleich, aber Lisa hielt sie am Kleide fest.

„Nicht fortgehen!“ rief sie, „bei Lisa bleiben.“

„Komm doch mit!“ sagte Lorchchen und ergriff Lisas Hand, welche das Kind jetzt ganz ruhig in der ihrigen ließ.

Der Stall wurde besichtigt und dann mußte Lorchchen auch Willis andere Spielsachen bewundern.

Der Knabe war eben dabei, zum drittenmal einen Kreisel loszulassen, als die Tante Lorchens Namen rief.

„Geh nicht fort, Lore!“ hieten die Kinder.

„Ihr hört, daß Eure Mama mich ruft,“ erwiderte Lorchens; „aber wenn Ihr mir jetzt beide einen Kuß gebt, verspreche ich Euch, später wiederzukommen.“

Lisa reichte der neuen Cousine bereitwillig ihr Mündchen hin und schlang beide Arme um ihren Hals. „Ich hab’ Dich lieb!“ rief sie.

Willi bot Lorchens blos die Wange zum Kuß; dies war jedoch, wie seine neue Cousine damals noch nicht wußte, eine ganz besondere Gunstbezeugung von ihm, denn er gehörte zu den Knaben, die sich nur sehr ungern küssen lassen.

Frau Hillner hatte Lorchens gerufen, um sie mit Clara und Rudolf bekannt zu machen.

Clara war nur einige Monate älter, als Lorchens, aber größer und kräftiger gebaut. Sie glich in auffallender Weise ihrer Mutter und sah in dem nach neuester Mode angefertigten hellen Sommerkleide und dem blauen Bande, welches ihr dunkles Haar zusammenhielt, sehr hübsch aus.

Rudolf, ein Knabe von zehn Jahren, war dagegen klein von Wuchs und erschien zart und schwächlich.

Als Lorchens sich mit ihrer Cousine und mit ihrem Vetter begrüßt hatte, sagte Frau Hillner: „Clara, nimm Leonore mit auf Dein Zimmer. Wenn Frau Drlowski kommt, werde ich Euch rufen lassen“.

Lorchen folgte ihrer Cousine in das Zimmer, welches, wie Clara ihr sagte, sie fortan gemeinschaftlich bewohnen sollten. Da Frau Drlowski schon vorher an Herrn Hillner geschrieben und ihm die Ankunft seiner Nichte gemeldet hatte, war in dem Gemach schon Alles zu ihrem Empfange vorbereitet.

„Hier wirst Du schlafen, Leonore!“ sagte Clara und zeigte auf das hübsche, dem ihrigen gegenüber befindliche Bett. „Dieser Tisch hier ist für Dich zum Arbeiten bestimmt und in dem Schrank kannst Du auf die eine Seite Deine Wäsche hineinlegen, auf der anderen Deine Kleider aufhängen.“

Lorchen war entzückt darüber, daß der Onkel und die Tante noch vor ihrer Ankunft schon so freundlich für sie gesorgt hatten, und dachte im Stillen, daß ihre Verwandten doch sehr reich sein müßten, weil die Wohnung, in der sie lebten, so groß und wunderhübsch eingerichtet war. Wie einfach hatte es dagegen bei ihren Eltern in Lipkowa ausgesehen.

Nach einer Weile erschien Rudolf und meldete, daß Frau Drlowski gekommen sei.

Lorchen und Clara gingen nun in den Saal und hier stellte Frau Hillner ihre Tochter dem fremden Gaste vor. Die Kleinen wurden ebenfalls herbeigerufen, zeigten sich aber Frau Drlowski gegenüber so wenig liebenswürdig, daß Frau Hillner Lisa und Willi bald wieder fortschickte.

Nach einer kleinen Weile setzte man sich zu Tisch

und Lorchchen wurde ein Platz neben ihrer bisherigen Pflegemutter angewiesen.

Während der Regierungsrat und dessen Gattin sich mit Frau Drlowski unterhielten, flüsterte Emil, welcher Lorchchen gegenüber saß, seiner Schwester etwas zu, worauf diese ihr Schnupftuch vor den Mund hielt und zu husteln begann, augenscheinlich, um das Lachen zu verbergen. Emil bediente sich seiner Serviette und kam gar nicht damit zu Ende, sich den Mund, um den es verräterisch zuckte, zu wischen; als aber Rudolf sich bückte, wie um etwas aufzuheben, und nun unter dem Tisch das lange bezwungene Lachen losbrach, da vermochten auch Clara und Emil dasselbe nicht länger zurückzuhalten.

Der Papa rief seinen Kindern ein strafendes „Still!“ zu, aber Frau Hillner sagte: „Laß sie doch, lieber Mann, ich habe es so gern, wenn die Jugend lustig ist. Nicht wahr, Sie verzeihen, Frau Drlowski?“

Lorchchen wunderte sich im Stillen über diese Worte ihrer Tante Emilie. Fröhlich zu sein war ihr nie von ihren Eltern verwehrt worden, aber die Mutter hatte sie dazu angehalten, nie in Gegenwart anderer, besonders erwachsener Personen mit den jungen Mädchen aus der Nachbarschaft, welche zum Besuch bei ihr waren, zu flüstern und dann zu lachen. Das ist höchst unpassend und ein Verstoß gegen die Rücksicht, welche man Anderen schuldig ist, hatte Frau Wertheim zu ihrer Tochter gesagt.

Nach dem Essen zogen sich Herr Hillner und Frau Drlowski in das Arbeitszimmer des Regierungsrats

zurück und Lorchchen erinnerte sich an ihr gegebenes Versprechen.

„Was willst Du denn in der Kinderstube machen?“ fragte Clara, als Lorchchen sie aufforderte, mit ihr zu kommen.

„Mit Willi und Lisa spielen, was denn sonst?“ entgegnete Lorchchen lachend.

„Dazu ist ja aber Susanna da!“ meinte Clara.  
„Ich habe es den Kleinen versprochen!“ wandte Lorchchen ein.

„Ein solches Versprechen darfst Du nie wieder geben, sonst wirst Du die kleinen Plagegeister nicht los.“

„Aber es macht mir selbst Freude.“

„Das ist etwas Anderes,“ sagte Clara; „ich finde es dagegen entsetzlich langweilig, mich mit Kindern zu beschäftigen, und Du wirst es gewiß auch bald satt bekommen. Geh jetzt, aber komm bald wieder.“

Lorchchen wurde, als sie die Kinderstube betrat, von Willi und Lisa mit lautem Jubel begrüßt, und Susanna schien sich ebenfalls über ihr Kommen zu freuen. Sie fragte, ob das kleine Fräulein ein Viertelstündchen bei den Kindern verbringen und ihr indessen gestatten wolle, in die Küche zu den anderen Leuten zu gehen.

Lorchchen willigte ein. Sie ließ sich von den Kleinen haschen, spielte Verstecken mit ihnen und jagte sogar mit Willi und Lisa, welche Pferde vorstellten, im Zimmer herum. Als die Kinder müde vom Laufen waren, setzte sich Lorchchen auf einen Schemel und nahm Lisa auf ihren

Schooß. Willi holte sein Stühlchen herbei, drängte sich dicht an ihre Seite und nun mußte Lorchchen erzählen.

Sie bemerkte es gar nicht, daß aus der Viertelstunde eine ganze geworden war, und als Susanna endlich wiederkehrte, hatte sie die kleinen Herzen ganz und gar erobert, und Willi und Lisa fragten einmal über das andere: „Bleibst Du bei uns, Lore?“

„Ja! ja!“ erwiderte sie und Lisa schlang wieder die Arme um ihren Hals und bot ihr freiwillig den Mund zum Kuß; Willi aber schaute mit seinen großen, dunklen Augen bittend zu ihr auf und sagte: „Geh nicht wieder fort, Lore.“

„Leonore!“ rief Clara in's Zimmer hinein, „so komm doch endlich!“

Lorchchen beruhigte die Kleinen, welche sie wieder nicht fortlassen wollten, mit dem Versprechen, morgen wieder mit ihnen zu spielen, und lief dann auf ihre Cousine zu.

„Hat Tante Marie Dich geschickt?“ fragte sie.

„Was für eine Tante Marie?“

„Meine Tante aus Grusina.“

„Aber das ist ja gar nicht Deine Tante!“ versetzte Clara lachend.

„Sie hat mir aber erlaubt, sie Tante zu nennen!“ erwiderte Lorchchen.

„Nein, Deine angeflogene Tante hat mich nicht geschickt,“ sagte Clara; „sie sitzt noch immer mit Papa in dessen Arbeitszimmer, aber ich trug Verlangen nach

Dir. Mama hat uns Dreien, Emil, Rudolf und mir, gestattet, mit einer befreundeten Familie in den Schüßengarten zu gehen. Willst Du mitkommen?"

„Nein, ich möchte nicht, ich will lieber bei Tante Marie bleiben,“ entgegnete Lorchchen, „sie fährt ja schon morgen fort.“

„Dann werde ich wohl auch nicht gehen dürfen!“ meinte Clara und machte ein mißvergnühtes Gesicht. „Ich kann Dich doch nicht gleich am ersten Tage, wo Du angekommen bist, allein zu Hause lassen.“

„Warum denn nicht? Bitte, geh nur, Clara. Komm, laß uns mit Deiner Mama sprechen.“

Frau Hillner hatte nichts dagegen einzuwenden, daß Lorchchen zu Hause blieb und ihre drei Kinder den geplanten Spaziergang unternahmen.

Zu Lorchchens Erstaunen vertauschte Clara das Kleid, welches ihr schon so hübsch erschienen war, mit einem hellen wollenen und ließ sich von Lina, dem Stubenmädchen, eine breite rosa Bandschärpe um die Taille binden. Emil und Rudolf, welche beide das Stadt-Gymnasium besuchten, in dem keine Uniform gebräuchlich war, erschienen ebenfalls in anderen und feineren Anzügen; dann machten sich die Drei auf den Weg.

Lorchchen nahm, als die liebe Tante Marie wieder im Saal erschien, einen Platz an ihrer Seite ein, und wenn sie auch an der Unterhaltung, welche Herr und Frau Hillner mit ihrem Gaste führten, keinen Anteil nehmen konnte, so durfte sie doch in das liebe, freundliche

Antlich, daß ihr so vertraut geworden war, schauen und von Zeit zu Zeit die Hand küssen, welche in den letzten Monaten so mütterlich für sie gesorgt hatte.

Kurz vor dem Abendessen stellten sich die Spaziergänger wieder ein. Clara meinte, Lorchchen hätte durch ihr Zuhausebleiben nichts verloren, es sei im Garten sehr langweilig gewesen; die Knaben versicherten dagegen, daß sie ihre Zeit mit mehreren Kameraden ganz angenehm verbracht hätten.

Der Rest des Abends verging rasch, und dann kam der Abschied.

Um Lorchchen den Augenblick der Trennung zu erleichtern, machte Tante Marie den Abschied von dem Kinde so kurz als möglich. Eine innige Umarmung, ein: „Gott segne Dich, mein Kind!“ und fort war sie.

Lorchchen kam gar nicht zur Besinnung, und erst als die Thür sich hinter ihrer mütterlichen Freundin geschlossen hatte, brach sie in Thränen aus.

Der Onkel nahm sie in seine Arme. „Es freut mich, daß Du ein dankbares Herz besitzest, Leonore!“ sagte er. „Frau Drlowski hat viel für Dich gethan, und das darfst und sollst Du niemals vergessen; aber sie bleibt doch immer eine Fremde für Dich; jetzt bist Du jedoch bei Deinen Verwandten, und hier bei uns wirst Du, wie ich hoffe, Dich bald ganz zu Hause fühlen.“

„Tante Marie ist mir nicht fremd, Onkel,“ versetzte Lorchchen, „ich liebe sie fast ebenso sehr, wie meine Mama!“

„Mir ist, als hörte ich Deine Mutter sprechen,“ meinte der Dunkel und strich mit der Hand über Lorchens blondes Köpfchen; „deren Herz wallte auch, als sie in Deinem Alter war, leicht über. Aber nun sagt „gute Nacht“ Kinder; es ist schon spät, und für Leonore ist es nötig, daß sie so bald als möglich in's Bett kommt und ihren Kummer verschlafen kann.“

„Ich begreife gar nicht, Leonore,“ sagte Clara, als die beiden kleinen Mädchen sich allein in ihrem Zimmer befanden, „wie Du Deine angeflogene Tante so sehr lieb haben kannst. Sie mag ja eine ganz gute Frau sein, aber zu drollig ist sie mit ihrer Lockenfrisur und ihrem Kleide, das, wie ich glaube, noch aus Noahs Arche stammt. Ich könnte mich totlachen über sie.“

Lorchens Wangen färbten sich hochrot. „Dann habt Ihr heute Mittag bei Tisch wohl über Tante Marie gelacht?“ fragte sie.

„Natürlich!“ entgegnete Clara. „Mir und Emil gelang es, eine Weile unser Lachen zu verbeißen; aber als Rudolf unter dem Tisch losplakete, da gab es kein Halten mehr. Es war aber auch zu komisch. Emil zeigte uns nämlich unter dem Tisch ein Bild, welches er aus einem alten Almanach herausgerissen hat und das die Pompadur vorstellt; diesem Bilde steht Deine angeflogene Tante sprechend ähnlich. Und dazu dieser fremdklingende Accent! den Du, Leonore, übrigens auch, wenngleich nicht in so hohem Grade wie Frau Drlowski, angenommen hast.“

Sie ahmte die Sprechweise der alten Dame nach.  
 „Hör' auf, Clara!“ rief Lorch in ausbrechender Hefigkeit und mit blickenden Augen; „ich dulde es nicht, daß Du Tante Marie verspottest.“

„Du duldest es nicht?“ fragte Clara, und blickte ihre Cousine herausfordernd an; „das fängt wirklich schön an. Ich möchte doch sehen, wie Du es hindern willst, und ob Du mir hier im Hause etwas zu befehlen hast. Wenn Mama und Papa es mir nicht verbieten, so spreche ich, was ich will, und lache, wann ich will, merke Dir das ein- für allemal.“

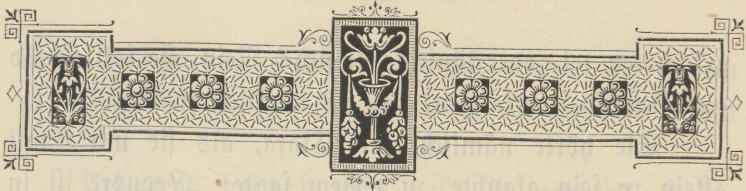
Lorch erwiderte nichts, sie kleidete sich rasch aus und legte sich in ihr Bett. Dann zog sie die Decke hoch hinauf und kehrte ihr Gesichtchen der Wand zu, damit Clara ihre Thränen nicht sehen sollte.

Ach! wäre sie doch in Grusina geblieben! Dieser Gedanke beschäftigte sie anfangs ausschließlich. Aber noch weilte ja Tante Marie in Riga, konnte sie ihr nicht Nachricht geben; sie flehentlich bitten, sie wieder mit sich zu nehmen? Nein, nun war es zu spät dazu, kannte sie doch nicht einmal den Namen des Hôtels, in dem Frau Drłowski abgestiegen war. Ueberdies hatte ja die Nacht schon begonnen und am folgenden Morgen wollte die Tante abreisen. Und wenn das Alles auch nicht gewesen wäre, sie mußte doch in Riga bleiben, da Tante Marie ihr gesagt hatte, daß es gut für sie sei. Plötzlich fielen ihr alle Worte ein, die Frau Drłowski auf der Reise zu ihr gesprochen hatte. Sie sollte den

Mut nicht verlieren, geduldig und nachsichtig sein — ach! und sie war eben noch so heftig gewesen. Sie sollte beten, — ja das wollte sie.

Lieber Gott, hilf mir! kam es leise über die Lippen des Kindes. Nachdem Lorchchen dieselben Worte mehrere Male wiederholt und dann ein Vaterunser gebetet hatte, wurde sie ruhiger und schließ endlich ein.





7.

Lorchen saß an ihrem Arbeitstisch und schrieb den ersten Brief, welchen sie an Tante Marie nach Grusina absenden wollte.

Sie weilte nun schon über vierzehn Tage in Riga. Gleich am Morgen nach ihrer Ankunft war Tante Emilie mit ihr zur Vorsteherin derselben Schule, welche Clara besuchte, hingegangen. Lorchen hatte ein Examen bestehen müssen und kam in die vierte Klasse, da ihre Kenntnisse für zu lückenhaft befunden wurden, um sie in die fünfte, welche ihre Cousine besuchte, aufzunehmen.

In ein paar Fächern konnte sie freilich mehr leisten, als viele andere Schülerinnen, im Russischen und im Rechnen; aber dafür war sie in den meisten anderen zurück und mußte auf den Rat der Vorsteherin sogar noch einige Privatstunden nehmen.

Als Lorchen mit der Tante von ihrem Gange zurückkehrte und das Resultat des Examens ihrer Cousine mittheilte, schien es ihr, als wenn Clara durchaus nicht unzufrieden damit war, daß sie in eine niedrigere Klasse

gekommen sei, oder täuschte sie sich? Nein, sie sollte bald die Gewißheit erlangen, daß es wirklich so war.

Sie hörte nämlich, wie Clara, als sie mit Emil allein zu sein glaubte, zu diesem sagte: „Leonore ist in die vierte Klasse gekommen, das ist ihr ganz recht; diese kleine Grusinsche Prinzessin muß etwas geduckt werden.“

„Das wollen wir schon fertig bringen!“ hatte Emil lachend erwidert.

Diese Worte, welche natürlich nicht für Lorchens Ohren bestimmt waren, erweckten einen Aufruhr in ihrem Innern, der sich nicht so leicht beschwichtigen ließ. Was hatte sie ihrem Vetter und ihrer Cousine gethan, daß diese so lieblos und unfreundlich gegen sie waren? Sie stand doch allein in der Welt da und besaß weder Vater, noch Mutter, die ihr Schutz und Beistand gewähren konnten. Es war schlecht von Emil und Clara; sie wollte gar nicht mehr mit ihnen sprechen, sich ganz von ihnen zurückziehen, oder sollte sie sich an den Onkel und die Tante wenden? beide waren ja freundlich gegen sie. Nein! klatschen wollte sie nicht, lieber Alles ertragen.

Lorchen mußte an die Worte ihrer Mutter denken: „Der Umgang mit Deinen Vettern und Cousinen wird eine heilsame Schule für Dich sein.“ Ja, wenn es nur so wäre, wenn sie ihre Empfindlichkeit und Heftigkeit bezwingen lernte.

Wieder stieg der Seufzer aus ihrem Innern zu Gott empor: „Hilf mir!“ und er, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, verlieh Lorchen wirklich die

Kraft, still zu sein, und es Emil und Clara nicht merken zu lassen, daß sie ihre unfreundlichen Worte vernommen habe.

Uebrigens hatte Lorchon bald Gelegenheit! zu bemerken, daß ihre Cousine und ihre beiden Vetter auch nicht in solcher Eintracht miteinander lebten, als es ihr anfangs erschienen war; im Gegenteil! es kam sehr häufig zu heftigem Streit unter ihnen.

Emil war, im Grunde genommen, ein guter Knabe, ehrlich und offen, aber er besaß einen unüberwindlichen Hang zum Spotten und mit seinen Geistesgaben zu glänzen, wozu ihn seine ungewöhnliche Begabung verleitete. Er ließ seine jüngeren Geschwister oft sein Uebergewicht fühlen und diese wollten sich das nicht gefallen lassen.

Clara war in der Schule fleißig, aber sie lernte nicht aus Pflichtgefühl, oder weil es ihr Freude gewährte, sondern weil Eitelkeit ein Grundzug ihres Charakters war und sie nicht gegen ihre Mitschülerinnen gleichen Alters zurückstehen wollte. Auch auf ihr hübsches Gesichtchen that sie sich etwas zu gute und konnte es nur schwer ertragen, wenn man in ihrer Gegenwart die äußeren oder inneren Vorzüge Anderer hervorhob, und doch sind Schönheit und Verstand nur Gaben Gottes, für welche man danken muß, auf die man sich aber nichts einbilden darf.

Rudolf wurde das Lernen schwer, aber er besaß Pflichttreue, und kam daher, wenn auch langsamer als

seine Geschwister, so doch in der Schule ganz gut vorwärts. Er hatte seinen Kopf für sich und konnte es durchaus nicht ertragen, wenn man ihm widersprach. Dann wurde er gewöhnlich sehr heftig, verklagte Emil oder Clara auch häufig beim Papa, und freute sich, wenn diese einen Verweis erhielten. Dabei nahm er es mit der Wahrheit nicht sehr genau und machte oft aus einer Mücke einen Elefanten.

Der Regierungsrat wollte gewiß das Beste seiner Kinder, aber er war so sehr mit Geschäften überhäuft, daß er sich nur wenig oder eigentlich gar nicht um ihre Erziehung bekümmern konnte, und seine Gattin lebte wieder mehr außer dem Hause, als in demselben. Sie besaß einen großen Bekanntenkreis, und war, wenn sie nicht Gäste bei sich sah, fast täglich ausgebeten, so daß ihre Kinder sich immer selbst überlassen blieben, und thun konnten, was sie wollten. Des Vormittags, wenn Frau Hillner ihre Wirtschaft bestellt hatte, nahm sie eine leichte Handarbeit vor oder lag auf ihrer Couchette, und las, da sie, wie sie behauptete, sich angegriffen fühle und sich erholen müsse. Die Beaufsichtigung ihrer Kleinen überließ sie Susanna, und wenn sie die Kinderstube betrat, geschah es gewöhnlich nur, um ihrem Söhnchen und ihrer kleinen Tochter Bonbons und Kuchen auszuteilen, was zur Folge hatte, daß Lisa und Willi, wenn sie die Mama erblickten, sofort fragten, was diese ihnen mitgebracht habe — und, wenn sie einmal nichts erhielten, ihr Mündchen verzogen.

Am 15. August, zwei Tage nach Lorchens Ankunft

in Riga, hatte die Schule begonnen und nun wurden die Gedanken des kleinen Mädchens fast ausschließlich von ihren Aufgaben und all' dem Neuen, was dasselbe sah und hörte, in Anspruch genommen. Der Verkehr mit ihren Mitschülerinnen bereitete ihr Freude und Anregung, und sie lernte und arbeitete mit ganz anderem Eifer, als es bisher, wo sie immer allein den Unterricht genossen hatte, der Fall gewesen war. Da sie außer den Privatstunden noch Klavierunterricht erhielt und natürlich auch üben mußte, war Lorchens Zeit so vollständig ausgefüllt, daß sie mit ihren Vettern und Clara eigentlich nur zu den Mahlzeiten und mit letzterer beim Schlafengehen einige Worte wechseln konnte.

Nur der Sonntag bildete eine Ausnahme. Da las der Onkel am Morgen eine Predigt vor und darauf wurde den Kindern volle Freiheit gestattet. Am verflorbenen Sonntag hatte Lorch ein Stündchen in der Kinderstube bei ihren kleinen Freunden verbracht, darauf las sie bis zum Mittag aus einem ihr von einer Schulfährtin geliebten Buche. Am Nachmittage ging sie mit der Tante und allen Vettern und Cousinen, denn diesmal wurden sogar die Kleinen mitgenommen, in den Schützengarten, wo ein sehr reges Leben und Treiben herrschte und die Jugend sich auf dem freien, dazu bestimmten Plage mit allerlei munteren Spielen vergnügte.

Lorch kehrte sehr befriedigt nach Hause zurück und Clara sagte zu Emil: „Heute war es im Garten ganz angenehm!“

„Ja“, erwiderte dieser, „weil Helma und Isabella Seltens auch dort waren. Das sind aber auch wirklich zwei überaus nette Mädchen.“

„Ich finde keine von beiden hübsch!“ versetzte Clara.

„Ich habe nicht hübsch gesagt, sondern nett,“ erklärte Emil. „In meinen Augen ist „nett“ sein ein viel größerer Vorzug, als „hübsch“ sein. Unter „nett sein“ verstehe ich ein gutes und liebenswürdiges Betragen, und das haben die beiden Seltens, während gewisse Mädchen, die ein hübsches Lärvochen besitzen, sich etwas darauf einbilden und oft ganz unausstehlich sein können.“

„Solche dumme Anspielungen verbitte ich mir!“ rief Clara ärgerlich.

Emil lachte. „Wie kommst Du darauf, daß ich unter gewissen Leuten Dich gemeint habe?“ fragte er. „Wenn Du Dich getroffen fühlst, bin ich doch nicht schuld daran. Du thätest besser, Clara, statt Dich über mich zu ärgern, Dir die Seltens zum Vorbilde zu nehmen.“

„Schweig still, Emil! ich brauche Deine guten Lehren nicht!“ entgegnete Clara. „Wenn ich unausstehlich sein soll, so bist Du es in noch viel höherem Grade!“

„Retourkutschen ist leicht, zeugt aber nicht von viel Witz und Verstand!“

Wenn Emil bei diesen Worten nicht davongelaufen wäre und sich in sein Zimmer geflüchtet hätte, würde der Streit wohl noch nicht so bald sein Ende erreicht haben.

Nun war wieder der Sonntag-Nachmittag gekommen, aber da es regnete, konnte natürlich kein Spaziergang unternommen werden. Frau Hillner war zum Kaffee ausgebeten, der Regierungsrat saß in seinem Arbeitszimmer, und Clara, Emil und Rudolf wußten nicht recht, was sie beginnen sollten.

„Wie dumm“, rief Emil ärgerlich, „daß die Grusinsche Prinzessin sich in den Kopf gesetzt hat, heute an ihre Tante Pompadur zu schreiben, sonst wären wir vier und könnten ein Kartenspiel vornehmen.“

Emil war nämlich zuerst auf den Gedanken gekommen, Lorchchen die Grusinsche Prinzessin zu nennen, und er war so stolz auf diesen Einfall, daß er diese Bezeichnung für seine Cousine häufig wiederholte. Clara und Rudolf aber nannten Lorchchen gewöhnlich, so wie die beiden Kleinen, Lore.

„Geh doch und bitte Lore, daß sie jetzt mit uns spielen kommt!“ rief Clara ihrem jüngeren Bruder zu; „sie kann ja später ihre Schreiberei fortsetzen.“

Rudolf lief fort, kehrte aber bald ohne Lorchchen zurück. „Das ungefällige Mädchen will nicht kommen!“ sagte er. „Lore behauptet, daß sie heute durchaus ihren Brief beenden muß, damit er morgen zur Post gebracht werden kann.“

„Wißt Ihr was,“ meinte Emil, „mir kommt da ein Gedanke, wie wir die eigensinnige Prinzess doch dazu zwingen wollen, ihre langweilige Schreiberei bei Seite zu werfen.“

Die drei Geschwister steckten die Köpfe zusammen und es fand eine Beratung statt, bei der viel gelacht wurde. Endlich schien man einig zu sein und trennte sich nach verschiedenen Richtungen.

Gleich darauf betrat Clara das Zimmer, in welchem Lorchon saß. „Verzeih', wenn ich Dich störe,“ sagte sie, „aber ich muß etwas aus meinem Schrank holen, ich gehe sogleich wieder.“

„Ich werde mich durch Deine Anwesenheit im Schreiben nicht stören lassen,“ erwiderte Lorchon, „bleibe so lange Du willst.“

Clara kramte eine Weile an ihrem Schrank und ihrer Kommode und verließ dann mit verschiedenen Kleidungsstücken auf dem Arm das Zimmer.

Eine halbe Stunde verstrich. Lorchon war mit dem Entwurf zu ihrem Briefe fertig und machte sich nun an das Abschreiben, als an die Thür ihres Zimmers geklopft wurde.

„Wer ist da? Was wollt Ihr?“ fragte Lorchon.

Rudolf trat ein und schloß die Thür hinter sich. Seine kleine schwächliche Gestalt steckte in einem Rock des Papas und er trug einen Cylinder auf dem Kopfe.

Er machte ein Compliment und sagte: „Herr und Frau Tschlipukli wünschen ihre Visite zu machen.“

Bei diesen Worten öffnete er die Thür, und von Emil und Clara, die sich zu beiden Seiten versteckt hielten, hineingeschoben, trippelten Willi und Lisa in dem lächerlichsten Aufputz in's Zimmer. Willi hatte

einen von Papier angefertigten spitzen Hut auf dem Kopf und ein von einer Schürze hergestelltes Mäntelchen hing ihm über der Schulter. Auf Lisas Lockenköpfchen saß eine Haube von der Mama und ein großes Tuch schleppte lang hinter ihr her.

Lorchen sprang auf, eilte auf die Kinder zu und herzte sie.

„Lisa hat Haube auf Topf!“ rief die Kleine triumphirend.

Aber Willi riß sich die spitze Mütze vom Kopf und erklärte: „Ich mag das dumme Ding nicht“.

Lorchen lachte herzlich. „Das war ein netter Spaß, Rudi,“ sagte sie, „aber nun führe die kleinen Geschwister fort, ich möchte weiter schreiben.“

Lisa und Willi weigerten sich aber entschieden, das Zimmer zu verlassen; sie wollten bei Lore bleiben und konnten erst durch freundliches Zureden von dieser dazu gebracht werden, sich von Susanna, die ihren Pfleglingen gefolgt war, wieder fortführen zu lassen.

Endlich schloß sich die Thür hinter ihnen und Lorchen schrieb weiter; aber kaum war sie auf der dritten Seite ihres Briefes angelangt, als Rudolf in demselben Anzuge wie vorher wieder in's Zimmer trat.

„Der Grusinsche Prinz Tschitschaporski wünscht seine Aufwartung zu machen!“ meldete er, und hinter ihm erschien Clara in einem Costüm, das eher alles Andere, als die eben genannte Persönlichkeit, darstellen konnte.

Sie hatte Emils Beinkleider an und trug dazu hohe Stiefel. Eine kleine, blaue Tischdecke war in ein Mäntelchen umgewandelt worden und bedeckte Claras linke Schulter; um ihre Taille war eine rote Schärpe geschlungen und auf dem Kopfe trug sie einen Turban, der aus einem Schnupstuche und verschiedenen Bändern angefertigt war.

Lorchen war bei Rudolfs Meldung von ihrem Sitz aufgesprungen und rief in ungeduldigem Tone: „Bitte, laßt mich doch in Ruhe, ich komme ja gar nicht weiter mit meinem Briefe“.

Clara eilte auf sie zu und beugte ein Knie vor ihr. „Holde Prinzessin,“ sagte sie, „warum ziehst Du Dich in die Einsamkeit zurück? Komm, die Gefährten erwarten Dich!“

Dabei wollte sie Lorchens Arm ergreifen und sie mit sich fortziehen, aber diese machte sich ziemlich unsanft von ihr los.

„Laß mich!“ wiederholte sie.

„Du wirst es bereuen, Prinzessin, daß Du mir nicht gefolgt bist!“ rief Clara pathetisch und eilte aus dem Zimmer.

Lorchen nahm ihren Platz wieder ein, aber sie war zu ärgerlich und aufgereggt, um gleich weiter schreiben zu können.

Allmählich wurde sie ruhiger und griff abermals zur Feder, da öffnete sich die Thür zum drittenmal.

„Tante Pompadur wünscht ihre angeflogene Nichte zu sehen!“ meldete Rudolf.

Lorchen sprang in die Höhe, als wäre sie von einer Schlange gebissen worden, und sah eine Gestalt vor sich, in der sie nur mit Mühe Emil erkennen konnte. Er hatte einen grauen, faltigen Rock von Susanna an; ein Mäntelchen von Clara verdeckte seine Taille. Die Locken zu beiden Seiten der Stirn waren, natürlich äußerst unvollkommen, aus Flachs hergestellt, und das Gesicht erschien mit Hülfe eines Pinsels und verschiedener Farben so zugerichtet, daß es dem eines tätowirten Indianerhäuptlings nicht unähnlich sah.

„Pfui! schäme Dich, Emil!“ rief Lorchen in ausbrechender Hestigkeit. „Daß Ihr mich fortwährend beim Schreiben stört, ist nicht hübsch von Euch; daß Du aber Tante Marie, die ich so sehr liebe, verspottest, ist schlecht von Dir, und das will und werde ich nicht ertragen.“

„Was gedenkst Du denn zu thun, Leonore?“ fragte Emil, und ahmte dabei die Redeweise und den russischen Accent von Frau Drlowski nach.

Lorchen hielt sich die Ohren zu und lief zur Thür, fand aber diese verschlossen.

„Deffnet die Thür, ich will hinaus!“ rief sie außer sich.

„Zuerst mußt Du anhören, was Deine Tante Pompadur Dir zu sagen hat!“ versetzte Emil in derselben Weise wie vorhin. Dabei führte er Lorchen zu dem

Stuhl zurück, auf dem sie bisher ihren Platz gehabt hatte. „Setze Dich, mein Kind!“ fügte er in gebieterischem Tone hinzu.

Als Lorch nicht gutwillig Folge leisten wollte, eilten Clara und Rudolf, welche beide Emil in's Zimmer begleitet hatten, hinzu und hielten sie auf dem Stuhl fest.

„Du besitzt Fehler, welche Du durchaus ablegen mußt, Leonore,“ begann Emil nun in salbungsvollem Tone; „Du bist empfindlich, heftig, ungefällig und eigenfinnig! Willst Du Besserung geloben und nächstens, ohne Deine Gefährten zu Gewaltmaßregeln zu zwingen, an ihrem Spiel teilnehmen?“

In diesem Augenblick befreite Lorch durch einen unvorhergesehenen Ruck ihre Arme aus den sie fesselnden Händen Claras und wollte sich wieder die Ohren zuhalten, stieß aber dabei an den Tisch, und das Tintenfaß fiel um. Der schwarze Inhalt ergoß sich über ihren bald vollendeten Brief.

Lorch stieß einen Schrei aus und Clara und Rudolf standen ganz bestürzt da, aber Emil sagte: „Mein Kind, sieh' dieses Mißgeschick als eine Strafe dafür an, daß Du so ungefällig warst, nicht der an Dich ergangenen Bitte Folge zu leisten. Hoffentlich empfindest Du jetzt Reue und besserst Dich in Zukunft. Lebe wohl, angeflogene Nichte“.

Emil machte einen Knix und verließ mit gravitärischem Schritt das Zimmer, die Geschwister folgten ihm

und Lorchon blieb allein; aber sie befand sich in einer Stimmung, die aller Beschreibung spottet.

Unter strömenden Thränen versuchte sie den Schaden, welchen die Tinte angerichtet hatte, wieder gut zu machen; bei dem Tisch gelang es ihr auch so ziemlich, aber der Brief war natürlich untauglich geworden.

Sie nahm einen neuen Briefbogen zur Hand und setzte sich wieder an den Tisch; aber, statt zu schreiben, stützte sie das Köpfchen in die Hand und überließ sich ihren Gedanken, welche sie wieder zurück nach Grusina führten.

O Tante Marie! warum bin ich nicht bei Dir geblieben! rief sie in leidenschaftlichem Schmerz. Wie soll ich das Leben hier ertragen?

Ihre Thränen flossen heftiger. Empfindlich und heftig bin ich wohl, dachte sie, aber eigensinnig und ungefällig? Nein! das ist ungerecht von Emil. Wie anders, wie ganz anders war doch Reginald, als hier Alle sind. Und Tante Marie! ach, sie war immer so herzensgut gegen mich; sie hätte nie geduldet, daß man mir unrecht that. O, wenn die Zeit, welche ich hier verleben muß, doch recht rasch verginge und ich wieder nach Grusina zurückkönnte! —

Ich will sehr, sehr fleißig sein, um schnell fertig zu werden, und — setzte sie zögernd hinzu — ich möchte auch geduldig und nachsichtig sein, wenn ich nur könnte. Was soll ich thun? Setzt zu den Anderen gehen und Karten mit ihnen spielen? Nein! das kann ich nicht,

dazu haben sie mich zu tief gekränkt und verletzt; aber schreiben kann ich jetzt auch nicht.

Sie sprang auf und lief im Zimmer auf und nieder. Aber am Ende haben sie es gar nicht so böse gemeint, dachte sie weiter; vielleicht glaubten sie gar nicht, daß ihr unzeitiger Scherz mir so sehr weh thun würde. O Mama, wenn ich Dich doch für einen Augenblick bei mir haben und Dich fragen könnte, was ich thun soll! Und wieder rief sie sich die Worte der Mutter in's Gedächtniß zurück: der Umgang mit Deinen Vettern und Cousinen wird eine heilsame Schule für Dich sein, und die einzige Waffe, um Deine Empfindlichkeit und Heftigkeit zu bekämpfen, ist das Gebet.

Lorchen faltete ihre Hände und betete ein Vater= unser. Dabei wurde sie ruhiger und ihre Thränen verstegten.

Sie wußte nun, was sie thun sollte. Sie ging in die Kinderstube und spielte eine halbe Stunde mit den Kleinen. Dabei wurde ihr wieder leicht um's Herz und ihr Gesichtchen hatte den gewohnten freundlichen Ausdruck, als sie darauf ihre Cousine und ihre Vetter aufsuchte. Sie fand dieselben beim Dominospiel.

„Bist Du endlich mit Deinem langweiligen Brief fertig?“ fragte Clara.

„Ich habe jetzt gar nicht geschrieben!“ versetzte Lorchen.

„Warum denn nicht?“

„Weil ich nicht konnte.“

„Willst Du denn nun mit uns Karten spielen?“ fragte Rudolf und schnitt dadurch die Fortsetzung des Gespräches ab. „Domino finde ich sehr langweilig.“

„Ich spiele mit Euch, was Ihr wollt!“ erwiderte Lorchchen.

„Aha, Tante Pompadurs Strafpredigt hat gewirkt!“ rief Emil lachend.

Lorchchen erröthete, entgegnete aber nichts.

„Verstehst Du, „Lustig meine Sieben“ zu spielen?“ fragte Clara.

„Ja, ich habe es in Lipkowa häufig mit den Eltern gespielt, wenn meine Spielgefährtin Mascha bei uns war.“

„Das ist wunderschön, dann können wir gleich anfangen.“

Bei dem Spiel ging es sehr munter zu und Lorchchen lachte ebenso herzlich, wie die Anderen. — —

„Warum kleidest Du Dich nicht aus, Lore? Willst Du noch arbeiten?“ Diese Frage richtete Clara an ihre Cousine, als sie bemerkte, daß Lorchchen am Abend, nachdem die beiden jungen Mädchen ihr Zimmer betreten hatten, die Lampe auf ihrem Tisch in Brand setzte.

„Ich möchte meinen Brief an Tante Marie fertig schreiben!“ versetzte Lorchchen.

„Muß denn das durchaus noch heute geschehen?“

„Ich habe Tante Marie beim Abschiede versprochen, ihr nach zwei Wochen einen Brief zu senden, und — wie Du weißt — bin ich an den Schultagen so beschäftigt, daß ich nicht zum Schreiben kommen kann. Wenn ich

mein Wort halten will, muß ich also meinen Brief noch heute Abend beenden.“

Clara kleidete sich aus, ohne ein Wort zu erwidern; als sie aber schon im Bette lag, richtete sie sich wieder auf und rief den Namen ihrer Cousine.

Lorchen eilte zu ihr und fragte: „Was wünschest Du, Clara?“

„Es war gar nicht hübsch von uns, daß wir Dich vorhin nicht schreiben ließen,“ sagte Clara; „nun mußt Du es in der Nacht thun. Verzeih!“

„Ich hätte auch nicht so empfindlich sein und so viel Thränen darüber vergießen sollen,“ gestand Lorchen ein, „dann wäre mein Brief schon längst fertig. Aber sei nur ganz ruhig, Clara, es ist ja erst halb zehn und ich bin noch gar nicht schläfrig. Gute Nacht!“

Sie küßte ihre Cousine herzlich und setzte sich dann an ihren Arbeitstisch. Nun konnte sie ihren Brief, ohne gestört zu werden, abschreiben, und sie beendete diese Arbeit in weniger als einer Stunde.

Dann kleidete sie sich leise und vorsichtig aus, um ihre Cousine, die bereits fest schlief, nicht zu erwecken; löschte die Lampe aus und schlüpfte in ihr Bett. Sie fühlte sich froh und zufrieden, und — sobald sie ihr Vaterunser zu Ende gebetet hatte — schlossen sich ihre Augenlider und sie schlummerte ein.

Am folgenden Sonnabend erhielt Frau Hillner mit ihren beiden ältesten Kindern eine Einladung zu Seltens; Lorchen wurde ebenfalls aufgefordert.

Rudolf machte ein langes Gesicht und äußerte sich sehr unzufrieden darüber, daß er nicht auch gebeten war.

„Es ist Helmas Geburtstag, und da sie schon dreizehn Jahre alt ist, werden natürlich nur die Größeren gebeten!“ meinte Clara. „Es soll getanzt werden, wie mir Isabella schon lehtthin, als wir im Garten zusammentrafen, sagte.“

„Ich verstehe ja auch zu tanzen!“ fiel ihr Rudolf in die Rede.

„Aber Du bist noch zu klein, um eingeladen zu werden, wenn eine größere Gesellschaft gegeben wird.“

„Lorchen wird ebenfalls zu Hause bleiben!“ sagte die Tante.

„Wenn Du erlaubst, Tantchen, thue ich es gern!“ rief Lorchen. „Ich hatte ohnehin gar keine Lust hinzugehen.“

„Es wäre für Dich auch im höchsten Grade unpassend, eine Tanzgesellschaft mitzumachen, da Du tiefe Trauer hast. Seltens haben Dich nur aus Rücksicht für uns eingeladen und werden es ganz natürlich finden, daß Du zu Hause bleibst. Die Schulaufgaben zu Montag müssen aber gemacht sein, ehe Ihr zu Seltens geht!“ setzte Frau Hillner, zu ihren ältesten Kindern gewendet, hinzu.

Emil wurde, wie das immer der Fall war, rasch mit seinen Arbeiten fertig; aber Clara saß noch, als ihre Mutter sich bereits anzukleiden begann, in ihrem Zimmer über ihre Schulbücher gebeugt da.

„Diese dumme russische Uebersetzung!“ rief sie ärgerlich, „sie ist so schwer; ich glaube, ich werde vor einer Stunde nicht damit fertig werden.“

„Kann ich Dir nicht ein wenig helfen?“ fragte Lorch, welche an dem anderen im Zimmer befindlichen Tisch ihre Schulaufgaben machte.

„Wenn Du das wolltest!“ erwiderte Clara erfreut. „Dir wird das Russische so leicht; es wäre ganz reizend von Dir.“

Mit Lorchens Hülfe kam die Uebersetzung sehr bald zu Stande und Lina wurde herbeigerufen, um Clara das Haar zu machen; aber das Mädchen war noch mit dem Ankleiden ihrer Herrin beschäftigt.

„Wann soll ich denn fertig werden, wenn Lina nicht kommt!“ rief Clara in mißvergnügtem Tone.

„Kannst Du Dich denn nicht allein ankleiden?“ fragte Lorch. „Das Haar mache ich Dir, wenn Du damit zufrieden bist.“

„Nein, das geht nicht. Wenn ich ausgebeten bin, trage ich das Haar immer anders, als für gewöhnlich, und Lina weiß schon, wie sie es zu machen hat; aber beim Ankleiden könntest Du mir wohl helfen.“

Das geschah, und als Lina nach einer Weile erschien, fand sie Clara bereits angekleidet; es blieb ihr nur noch übrig, dem kleinen Fräulein das Haar zu arrangiren.

Nun stand Clara in einem weißen Kleide mit einer roten Schärpe und einem gleichfarbigen Bande, welches ihr lose flatterndes, hübsches, dunkel gelocktes

Haar zusammenhielt, da und machte Lorchchen einen tiefen Knix.

„Wie gefalle ich Dir?“ fragte sie.

„Du gefällst mir immer, Clara!“ versetzte Lorchchen.

„Mama sagt, daß mich Weiß am besten kleidet; aber ich glaube, ich kann anziehen, was ich will, mir steht Alles.“

Lorchchen wußte auf diese selbstzufriedenen Worte ihrer Cousine nichts zu erwidern. Sie hatte sich, nach Art aller Kinder, immer gefreut, wenn sie ein neues, hübsches Kleid anziehen durfte; aber ob die Farbe ihr stand, darüber hatte sie nie nachgedacht.

„Bist Du endlich fertig, Clara?“ ertönte jetzt Emils Stimme hinter der Thür. „Mama wartet auf Dich.“

Als Frau Hillner mit ihren beiden ältesten Kindern das Haus verlassen hatte, sagte Rudolf: „Was fangen wir beide nun an, Lore?“

„Ich habe noch zu lernen!“ erwiderte diese. „Bist Du denn schon ganz fertig, Rudi?“

„Noch nicht ganz!“ versetzte er. „Aber ich denke, wenn wir Kaffee getrunken haben, benutzen wir beide die Zeit, wo es noch hell ist, um unten im Hof Ball zu spielen. Später, wenn die Lampen angezündet werden, haben wir ja noch Zeit genug zum Lernen.“

Das war nun wohl nicht nach Lorchchens Sinn. Sie hätte gern jetzt gleich ihre Schulaufgaben gemacht, um später ungestört lesen zu können, ein Vergnügen, das sie sich hier nur selten gestatten durfte, aber sie erinnerte

sich an Emils gute Lehren. Nein! sie wollte nicht un-  
gefällig sein und spielte mit ihrem kleinen Vetter im  
Hof Ball, bis es zu dämmern begann. Als die beiden  
Kinder das Haus wieder betraten, brannte im Eßzimmer  
bereits die Hängelampe.

„Laß uns nun unsere Arbeiten machen, Rudi!“  
sagte Lorch.

„Gleich! gleich!“ entgegnete er; „ich möchte nur  
sehen, wie viele Male ich den Ball wieder auffangen  
kann, ohne ihn fallen zu lassen, wenn ich ihn an die  
Wand werfe.“

„Thu' das nicht, Rudi; Du könntest hier im  
Zimmer mit diesem großen Ball Schaden anrichten.“

„Ach was, ich werde ja vorsichtig sein!“ versetzte  
Rudolf. Er warf den Ball an die Wand und zählte  
von eins bis fünfzig.

„Einundfünfzig!“ rief er triumphirend; aber in dem-  
selben Augenblicke flog der Ball auf eine Etagere und  
warf eine daselbst befindliche schöne Blumenvase um.

Lorch und Rudolf eilten rasch herzu und machten  
beide ein bestürztes Gesicht, als sie bemerkten, daß beim  
Fallen ein Stück aus der Vase herausgebrochen war.

Rudolf versuchte das ausgebrochene Stück wieder  
hineinzupassen, und es gelang ihm. „So,“ sagte er  
und stellte die Vase wieder hin; „nun sieht Niemand,  
daß sie zerbrochen ist.“

„Ja, für den Augenblick,“ versetzte Lorch, „aber  
heil wird sie dadurch doch nicht.“

Rudolf erwiderte nichts auf diese Bemerkung. „Ich will jetzt meine Schularbeiten machen!“ sagte er nur etwas kleinlaut.

Lorchen ging ebenfalls auf ihr Zimmer und arbeitete so fleißig, daß ihr doch noch am Abend ein Stündchen zum Lesen blieb.

Als Clara um Mitternacht mit der Mutter und Emil heimkehrte, lag ihre Cousine schon längst in ihrem Bette und schlief.

„Du kannst Dir gar nicht denken, wie wunderhübsch es bei Seltens war!“ sagte Clara am anderen Morgen zu Lorchen. „Es waren lauter ordentliche Tänzer da; sogar ein paar Gymnastasten aus den oberen Klassen. Wie schade, daß Du nicht auch dort sein konntest, Lore!“

„Mir thut es gar nicht leid,“ entgegnete Lorchen; „ich bin viel lieber zu Hause, als unter lauter fremden Menschen, und zu tanzen verstehe ich auch nicht.“

„Hast Du denn noch nie getanzt, Lore?“

„Nein!“ versetzte diese. „Wenn in Lipkowa ein paar kleine Mädchen aus der Nachbarschaft zum Besuch bei mir waren, hat Mama sich wohl bisweilen an's Klavier gesetzt und einen Tanz gespielt. Dann haben wir uns mit einander herumgedreht, aber ordentlich zu tanzen verstehe ich nicht.“

„Warte nur, wenn das Trauerjahr erst vorüber ist, werden wir beide, Emil und ich, Dich schon eintanzen.“

Als die Familie beim Kaffeetisch saß, sagte Frau

Hillner: „Von Lina erfahre ich soeben, daß die Blumen-  
vase hier auf der Etagère zerbrochen ist. Sie behauptet,  
dieselbe sei noch gestern Morgen heil gewesen, aber heute  
beim Staubwischen habe sie bemerkt, daß ein Stück  
herausgebrochen wäre. Wißt Ihr etwas davon, Kinder?“

„Nein!“ riefen alle Drei wie aus einem Munde,  
nur Lorchchen schwieg.

„Lina wird die Vase wohl selbst zerbrochen haben,  
und — um sich weiß zu brennen — will sie die Schuld  
auf uns schieben!“ meinte Clara.

„Das habe ich mir auch gleich gedacht!“ stimmte  
ihr die Mama bei. „Hätte Lina ihre Schuld offen ein-  
gestanden, so würde ich es ihr verzeihen haben; aber da  
sie so entschieden läugnet, bin ich fest entschlossen, ihr  
einen Rubel von ihrem Gehalt abzuziehen. Von selbst  
kann die Vase nicht zerbrechen; Ihr Kinder habt sie  
nicht zerbrochen, also ist natürlich Lina die Schuldige.“

„Das glaube ich nicht,“ mischte sich jetzt der Regie-  
rungsrat in das Gespräch; „ich halte Lina für aufrichtig  
und meine nicht, daß sie Dich belügen wird. Erwinnere  
Dich, liebe Frau, daß sie, als sie lehtthin meine Tasse  
zerbrach, sofort zu uns kam und offen ihre Schuld  
eingestand.“

Bei diesen Worten musterte Herr Hillner scharf die  
Gesichter der am Tisch sitzenden Kinder, und seine Augen  
blieben auf Lorchchen, die mit gesenkten Blicken dasaß, haften.

„Leonore!“ rief der Onkel, „Du weißt, wie der  
Unfall geschehen ist. Hast Du die Vase zerbrochen?“

„Nein!“ entgegnete Lorch und schaute dem Regierungsrat offen in's Antlitz.

„Aber Du warst dabei, als es geschah?“

„Ja!“ sagte sie leise.

„Wer that es?“

„Rudi spielte gestern Nachmittag, als wir allein waren, mit dem Ball und dabei flog dieser auf die Etagère, wo die Vase steht.“

„Rudi,“ sagte der Papa in ernstem Tone, „nach dem Kaffee kommst Du mit mir auf mein Zimmer.“

Rudolf sah sehr rot aus und hielt sich das Schnupftuch vor die Augen, als er das Arbeitszimmer seines Vaters wieder verließ.

„Ich wußte gar nicht, daß Du so eine Klatschpastete bist!“ sagte er, als er zufällig mit Lorch allein war.

„Das heißt doch nicht klatschen, Rudi!“ verteidigte sich Lorch. „Da der Onkel mich fragte, mußte ich ja die Wahrheit sagen. Du hättest es doch gewiß auch nicht ruhig mit ansehen können, wenn Lina ganz unschuldigerweise bestraft worden wäre.“

„Ach, das hätte Mama gar nicht gethan!“ erwiderte Rudolf. „Es ist den Leuten, wenn etwas im Hause zerbrochen war, schon oft gesagt worden, sie müßten es von ihrem Gehalt bezahlen, aber es ist nie dazu gekommen.“

„Wenn ich aber nicht gesprochen hätte, wäre doch der Verdacht auf Lina sitzen geblieben.“

„Und nun ist es herausgekommen, daß ich gelogen habe. Ist das etwa besser, Lore?“

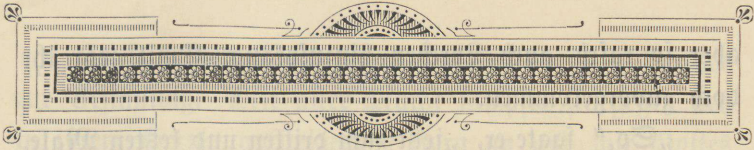
„Nein, es ist sehr schlimm, Rudi!“ versetzte Lorchen.  
„Ich meine aber nicht, daß es herausgekommen ist, sondern daß Du überhaupt gelogen hast. Du hättest der Tante gleich Alles offen bekennen müssen. Meine Mama sagte mir, daß Lügen eine große Sünde sei, welche Gott nicht ungestraft lassen könne.“

„So, fange Du nun auch noch an, mir gute Lehren zu erteilen!“ rief Rudolf ärgerlich. „Ich habe genug an Papas Strafpredigt und brauche mir von Dir gar nichts sagen zu lassen.“

Als Herr und Frau Hillner am Nachmittage mit ihren Kindern eine Spazierfahrt unternahmen, mußte Rudolf zu Hause bleiben und ein russisches Gedicht, welches der Papa ihm aufgegeben hatte, lernen.

Lorchen warf ihrem kleinen Vetter einen mitleidigen Blick zu, mußte aber zu ihrer Verwunderung bemerken, daß er gar nicht zerknirscht aussah, sondern daß sich in seinem Gesicht nur Troß und Mißvergnügen abspiegelten.





8.

**L**ore, schau', was ich hier habe!"  
"Mit diesen Worten trat Emil in das Zimmer, in welchem seine Cousine und seine Schwester mit ihren Schularbeiten beschäftigt saßen.

Lorchen sprang hastig auf. „Ein Brief aus Grusina!" rief sie jubelnd und eilte auf Emil zu.

„Halt!" versetzte dieser; „kleine Mädchen müssen sich in der Geduld üben, also paß auf. Wenn Du den Brief auffangen kannst, sollst Du ihn haben."

„Laß das, Emil, und gieb mir meinen Brief!" rief Lorchen, deren Gesicht vor Aufregung und Ungeduld glühte, aber schon flog dieser hoch empor.

Emil fing den Brief gewandt wieder auf. „Verpaßt!" sagte er lachend.

Clara war ebenfalls aufgesprungen und schaute sehr belustigt zu.

„Nun paß aber recht auf, Lore, ich werfe zum zweitenmal!"

Der Brief flog wieder fast bis zur Oberlage empor,

aber so rasch auch Lorchchen hinzusprang, Emil war ihr doch zuvorgekommen.

„So,“ sagte er, „jetzt zum dritten und letzten Male. Nun sei aber fix, Lore!“

Diesmal wurde der Brief mit solcher Gewalt emporgeworfen, daß er an die Oberlage stieß. Lorchchen streckte die Arme empor, aber schon hatte ihr Vetter den Brief über ihrem Kopf aufgefangen.

„Schicksals Lücke!“ Bei diesen Worten steckte Emil den Brief ruhig in seine Tasche.

„Emil!“ rief Lorchchen und ihre Wangen färbten sich vor heftiger Aufregung noch höher; „gieb mir augenblicklich meinen Brief.“

„Laß doch diesen befehlenden Ton, kleine Grusinsche Prinzessin,“ erwiderte er lachend; „damit richtest Du bei mir nichts aus, schadest Dir im Gegentheil nur selbst.“

„Pfui! schäme Dich, Emil!“ versetzte Lorchchen mit blitzenden Augen. „Wie darfst Du meinen Brief einstecken und behalten?“

„Behalten werde ich das wichtige Dokument gewiß nicht,“ entgegnete er; „ich bewahre es nur auf, bis Du Dich ein wenig in der Geduld, dieser äußerst wichtigen Tugend, geübt hast. Willst Du das nicht, so stehen Dir ja noch zwei Wege offen: Du kannst entweder sehr böse werden und mit den Füßen stampfen, wie es Deine Cousine Clara häufig thut, oder hinlaufen und mich bei Mama und Papa verklagen, wie das Rudolfs löbliche Art ist.“

Diese letzten Worte ihres Veters brachten Lorch zu Besinnung. Mit aller Macht kämpfte sie gegen den in ihrem Herzen aufsteigenden Born an und mit Gottes Beistand gelang es ihr, Siegerin zu bleiben.

„Ich werde etwas Anderes thun!“ sagte sie mit einer Stimme, in welcher die heftige Bewegung ihres Innern nur noch leise nachzitterte. „Ich bitte Dich, gib mir meinen Brief, Emil.“

Dieser schaute überrascht in das freundlich zu ihm aufschauende Gesichtchen seiner Cousine. „Ja, wenn Du bittest, Lore,“ versetzte er, „das ist eine ganz andere Sache. So, da hast Du Deinen Brief!“ Er zog denselben aus seiner Rocktasche hervor und warf ihn in die von ihr hingehaltene Schürze. „Du könntest so Manches von unserer kleinen Grusinschen Prinzessin lernen!“ wandte er sich darauf an seine Schwester.

Clara lachte spöttisch. „Es wäre für Dich allerdings sehr bequem,“ erwiderte sie, „wenn ich mir Deine Ungezogenheiten ebenfalls ruhig gefallen ließe, aber ich bin kein solches Schäflein.“

„Da hast Du recht, Clara. Es würde mir auch nie einfallen, Dich mit einem so sanften Tierchen zu vergleichen, viel eher mit einem Bock.“

„Ich verbitte mir Deine Grobheiten!“ rief Clara ungeduldig.

„Aha, das Böcklein streckt schon die Hörner aus.“

„Schweig still, ungezogener Junge!“ schrie Clara

heftig und eilte auf Emil zu, aber dieser stand bereits in der Thür.

„Einem wütenden Bock geht man am besten aus dem Wege!“ rief er noch in das Zimmer hinein und schlug dann die Thür hinter sich zu.

Clara brach in Thränen aus und schob Lorchen, die sie umfassen und küssen wollte, ziemlich unsanft von sich.

„Geh!“ sagte sie, „Emil ist schon so wie so ein naseweiser, eingebildeter Junge und nun kommst Du auch noch her und hältst seine Kante.“

„Das thue ich ja gar nicht!“ erwiderte Lorchen.

„Du hättest ihn gehörig abtrumpfen sollen; statt dessen spielst Du ihm gegenüber die Demütige, ganz so, als wenn er Dir gegenüber im Recht gewesen wäre.“

„Meine Mama sagte, daß Unrecht leiden besser ist, als Unrecht thun,“ versetzte Lorchen, „und Tante Marie hat mich ermahnt, im Verkehr mit Euch geduldig und nachsichtig zu sein, und jeden Streit, so viel an mir ist, zu vermeiden.“

„Geh mir mit Deinen guten Lehren!“ rief Clara. „Ich bekomme von meinen Brüdern schon genug von dieser Sorte zu hören, und nun willst Du auch noch anfangen. Laß mich jetzt in Ruhe, ich will weiter arbeiten.“

Lorchen setzte sich wieder an ihren Arbeitstisch und öffnete ihren Brief. Ueber dem Lesen der liebevollen, gütigen Worte, welche Tante Marie ihr schrieb, vergaß sie bald Alles um sich her.

„Dein Brief hat mir große Freude bereitet,“ schrieb die Tante unter Anderem; „sprich Dich nur immer offen gegen mich aus, mein liebes Kind, das wird Dein Herz erleichtern und mir die Möglichkeit bieten, Dir auch noch ferner, wie es in Grusina geschah, meinen mütterlichen Rat zu erteilen. Es ist mir lieb, von Dir zu hören, daß Dein Onkel und Deine Tante gütig und freundlich gegen Dich sind. Suche Du ihnen dagegen durch Gehorsam und ein gefälliges, freundliches Betragen stets Freude zu bereiten. Fahre nur fort, wenn es Deine Zeit gestattet, täglich wenigstens ein halbes Stündchen in der Kinderstube zu verbringen. Ich sehe es gern, wenn kleine Mädchen Vergnügen daran finden, sich mit ihren jüngeren Geschwistern oder anderen Kindern zu beschäftigen; das entspricht so recht der weiblichen Natur und bewahrt das jugendliche Gemüt davor, schon vor der Zeit nach Dingen zu haschen, die einem späteren Alter vorbehalten sind. — Daß Du im täglichen Umgange mit Deiner Cousine und Deinen Vettern nicht Alles so finden würdest, wie Du Dir gedacht hast, konnte ich schon voraussehen, finde aber durchaus keinen Grund, darüber zu klagen; im Gegenteil, ich halte es für gut und heilsam, daß Du Dich schon frühzeitig fügen und die Schwächen und Fehler Anderer mit Nachsicht ertragen und mit Liebe überwinden lernst.“

Hier hielt Lorch an und überlas diese Stelle noch einmal. O, wie recht hatte doch die Tante. War es ihr nicht noch eben mit Gottes Beistand gelungen, ihren

Better durch ein paar freundliche Worte dahin zu bringen, seinen ihr gegenüber zu weit getriebenen Scherz aufzugeben? Wenn Gott ihr doch immer helfen wollte! —

Aber man wird mit seinen Fehlern nicht so rasch fertig, und ein Sieg, den wir über unser schwaches und troziges Herz errungen haben, bringt noch keine vollständige Umwandlung hervor. Diese Erfahrung zu machen blieb auch Lorchchen nicht erspart; sie hatte im täglichen Verkehr mit ihrer Cousine und ihren Bettern noch oft unter ihrer eigenen Empfindlichkeit zu leiden und ließ sich von ihrer Hestigkeit fortreißen; sie kämpfte jedoch redlich gegen diese Fehler an, und wer es nur ernst damit nimmt, der kommt, wenn auch nur allmählich, doch vorwärts.

Und Lorchchen kam vorwärts. Sie lernte es immer besser, Emils Neckereien geduldig zu ertragen, oder denselben mit einem harmlosen Scherzwort zu begegnen und ihnen dadurch die Spitze abzubrechen; sie war freundlich und gefällig gegen Clara, obgleich deren Selbstüberhebung und unliebenswürdiges Wesen sie oft innerlich verletzten; sie schwieg, wenn sie bemerkte, daß Rudolf hestig zu werden begann, und machte ihn erst auf sein Unrecht aufmerksam, wenn er wieder ruhiger geworden war, verstand sich auch oft dazu, in den Freistunden irgend ein Spiel, das er gern hatte, mit ihm vorzunehmen, obgleich sie lieber gelesen oder ihre Zeit anders angewandt hätte.

Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß die Herzen ihrer beiden Better und ihrer Cousine

sich nach und nach Lorchchen immer mehr zuwandten. Auch in der Schule wurde sie von ihren Gefährtinnen gern gesehen und die Lehrer und Lehrerinnen hatten alle Ursache, mit ihren Leistungen zufrieden zu sein.

So verging in unausgesetzter Arbeit eine Woche nach der anderen; der Herbst mit seinen immer seltener werdenden sonnigen Tagen entchwand, Sturm und Regen folgten und dann fielen die ersten Schneeflocken, die Vorboten des Winters.

„In voriger Nacht hat es stark gefroren!“ sagte Emil eines Morgens, als er beim Kaffeetisch erschien. „Bald wird man die Schlittschuhe hervorsuchen können.“

„Ich bitte mir aber aus, daß dieses nicht früher geschieht, als bis ich es gestatten werde!“ entgegnete der Regierungsrat.

„Lorchchen, verstehst Du auch Schlittschuh zu laufen?“ wandte sich Rudolf an seine Cousine.

„Ja!“ versetzte sie; „in Lipkowa durfte ich, wenn das Wetter es zuließ, täglich eine Stunde Schlittschuh laufen. Papa zeigte mir das Schlittschuhlaufen an und sorgte selbst dafür, daß auf unserm Teich immer der Schnee abgeseigt wurde.“

„Das Schlittschuhlaufen ist ein herrliches Vergnügen!“ rief Rudolf. „Ich mag den Winter sonst nicht leiden, aber weil er uns die Eisbahn erbaut, will ich ihn mir schon gefallen lassen.“

„Und ich liebe den Winter, weil er uns das

Weihnachtsfest bringt!“ fiel ihm Clara in die Rede.  
 „Das hast Du wohl ganz vergessen, Rudi?“

„Nein, vergessen habe ich das nicht,“ erwiderte Rudolf; „aber bis dahin ist noch lange Zeit. Für's erste denke ich nur an das Schlittschuhlaufen.“

Das Gespräch mußte abgebrochen werden, da es Zeit war, sich zum Gange in die Schule zu rüsten; aber wie sehr diese Sache Rudolf beschäftigte, ersah man daraus, daß er, als man beim Mittagstisch saß, den Faden wieder anknüpfte.

„Der Fluß ist wirklich schon fast zugefroren!“ sagte er. „Wir versuchten, ganz große Eisstücke hinaufzuwerfen und sie sanken nicht unter.“

„Eisstücke zu werfen will ich Dir gestatten, Rudi,“ versetzte Herr Hillner; „aber selbst auf den Fluß zu gehen, verbiete ich Dir auf's strengste. Ich gestatte weder Dir, noch Emil, früher die Schlittschuhe zu gebrauchen, als bis die Gymnasiafen-Eisbahn eingerichtet ist. Dann kann ich sicher sein, daß kein Unglück geschieht, und erlaube Euch daher hinzugehen.“

Beide Knaben schwiegen, aber am Nachmittage erbat sich Rudolf die Erlaubniß, zu einem Kameraden hingehen zu dürfen, da er mit diesem zusammen eine schriftliche Arbeit machen wolle.

Um die Kaffeezeit stellte sich Rudolf wieder ein, aber er trug einen anderen Anzug und sah noch bleicher aus, als gewöhnlich.

„Warum hast Du denn Deine neuen Kleider angezogen?“ fragte Clara.

„Ich konnte doch in dem alten Rock nicht zu Karl Brenner hingehen,“ entgegnete Rudolf, „und überdies ist der tägliche Anzug auch nicht ganz heil.“

„So gib ihn doch an Lina, damit sie ihn ausbessert!“ sagte Frau Hillner.

„Das habe ich schon gethan, Mama.“

„Wie Du bleich aussiehst, Rudi!“ meinte diese. „Fehlt Dir etwas?“

„Mir ist nur sehr kalt, Mama.“

„Rudi, Du bist doch nicht auf dem Eise gewesen?“ fragte der Regierungsrat und sah seinen Sohn scharf an.

„Nein, Papa!“

Am Abend klagte Rudolf über heftige Schmerzen in allen Gliedern und am folgenden Morgen fühlte er sich so krank, daß er im Bett bleiben und der Arzt geholt werden mußte.

„Es ist eine arge Erkältung,“ erklärte der Doktor, „und ich fürchte, der Knabe wird noch viele Schmerzen erdulden müssen, ehe wir das Uebel heben können.“

Und so war es auch, der arme Rudolf hatte den Gelenkrheumatismus, eine Krankheit, welche langwierig und sehr schmerzhaft ist.

In den ersten Tagen nach Rudolfs Erkrankung saß Frau Hillner viel an dem Bette des Knaben; als aber der Arzt erklärte, daß durchaus keine Gefahr vorhanden sei, machte sie nach wie vor ihre Besuche, und da weder

der Papa, noch seine Geschwister und Lorchchen an den Wochentagen viel freie Zeit übrig hatten, so war der kleine Kranke hauptsächlich auf Linas Pfllege angewiesen und mußte oft stundenlang ganz allein, von Schmerzen gefoltert, daliegen.

Dazu kam noch, daß in die Zeit seines Krankseins gerade Claras Geburtstag fiel. Schon lange vorher hatte Frau Hillner ihrer Tochter das Versprechen gegeben, an diesem Tage eine Kindertanzgesellschaft zu veranstalten, und da es ja, wie der Arzt erklärte, mit Rudolfs Genesung, wenn auch langsam, so doch immer vorwärts ging, war ihrer Ansicht nach gar kein Grund vorhanden, das Clara gegebene Wort nicht zu halten, und so wurden alle Vorbereitungen getroffen.

Der Geburtstag fiel auf einen Wochentag, daher wurde die Feier auf den folgenden Sonnabend verschoben, und zwar auf diesen Tag, damit die Kinder am Sonntag nach dem Tanz gehörig ausruhen und wieder frische Kräfte zum Lernen sammeln konnten.

Der Sonnabend-Nachmittag war gekommen. Clara, Emil und Lorchchen hatten schon an den vorhergehenden Tagen die Aufgaben zu Montag gemacht und standen nun erwartungsvoll in ihren Festkleidern im Saal.

Clara trug ein neues, hell rosa Wollenkleid, welches sie zum Geburtstage erhalten hatte. Sie stellte sich vor den großen Spiegel, welcher im Saale hing, und schaute wohlgefällig lächelnd hinein.

Emil schlich leise heran, bildete aus seinem Schnupf-

tuche zwei lange Ohren und stellte sich so, daß er nicht im Spiegel sichtbar war. Plötzlich streckte er den Arm aus und hielt die Ohren hinter Claras Kopf.

Diese wandte sich rasch um. „Laß die dummen Späße, Emil!“ rief sie ärgerlich.

Er lachte. „Wie undankbar Du bist,“ entgegnete er; „ich habe Dir ja nur zu Deinem Recht verhelfen wollen, denn ein Böcklein ohne Hörner ist ein Uding.“

„Wenn Du nicht gleich still bist, Emil, so werde ich ernstlich böse!“ rief Clara, deren Wangen sich höher färbten.

„Heute bin ich so ziemlich sicher, daß es nicht geschieht!“ erwiderte er ruhig. „Ärger schadet der Schönheit und Du möchtest hübsch sein.“

„Emil!“

„Zu Befehl, Fräulein Schwester!“ Emil stellte sich bei diesen Worten vor Clara hin und salutirte nach Soldatenart.

Glücklicherweise ertönte in diesem Augenblicke der Klingelzug und Emil eilte in's Vorzimmer, um die Thür zu öffnen.

Die ersten Gäste erschienen und diesen folgten bald andere. Da die meisten Mütter und auch einige Väter ihre Kinder begleiteten, hatten Herr und Frau Hillner vollauf mit dem Empfange und der Unterhaltung ihrer Gäste zu thun und die Jugend blieb sich selbst überlassen.

Lorchen kannte viele der kleinen Mädchen, da dieselben zusammen mit ihr und Clara die Schule besuchten;

die Knaben waren ihr aber fast alle fremd. Uebrigens zogen sich diese auch bald, nachdem die Begrüßung vorüber war, in ein anderes Zimmer zurück und die kleinen Mädchen standen in Gruppen beieinander und plauderten.

Lorchen hatte sich von der Tante die Erlaubniß erbeten, bei der Bewirtung der Gäste mithelfen zu dürfen, und so eilte sie denn, als Lina in der Thür erschien und ihr einen Wink gab, in ihre Stube, band sich ein weißes Schürzchen vor, um das neue hübsche Trauerkleid von Tante Marie, welches sie angelegt hatte, nicht zu verderben, und wartete darauf im Speisezimmer, bis die älteren Herren und Damen dort erschienen.

Lina schenkte Chokolade und Kaffee ein und Lorchen durfte die gefüllten Tassen auf einem Theebrett den Gästen reichen. Ihr Gesichtchen strahlte dabei vor Freude, denn sie gehörte zu den kleinen Mädchen, die es sehr lieben, wenn man ihnen gestattet, in der Wirtschaft Hülfe zu leisten. In Lixkowa und Grusina hatte sie das täglich thun dürfen, aber hier kam das nur selten vor.

Nachdem die älteren Damen und Herren bewirtet waren, folgten die jungen Gäste, und Lorchen hatte zu ihrer Freude jetzt noch mehr zu thun, als bisher; denn die Teller, auf denen sich Berge von Gelbbrodschnitten und Kuchen befanden, wurden im Handumdrehen leer und mußten mehrmals auf's neue gefüllt werden.

Endlich waren auch die jugendlichen Gäste befriedigt und kehrten in den Saal zurück. Lina goß nun für

Rudolf eine Tasse Chokolade ein, und Lorchchen erbot sich, dieselbe ihrem kleinen Vetter zu bringen.

„Ich dachte schon, Ihr hättet mich in dem Trubel, welcher heute im Hause herrscht, ganz vergessen!“ sagte Rudolf, und sein bleiches Gesicht klärte sich auf, als Lorchchen sich an sein Bett setzte und ihm das Theebrett, auf welchem sich die Chokolade befand, hinhielt.

„Wie konntest Du so etwas glauben, Rudi?“ versetzte Lorchchen. „Wir mußten nur zuerst die großen und kleinen Gäste abfertigen, daher hast Du etwas länger warten müssen, als sonst; hoffentlich schmeckt Dir die Chokolade jetzt dafür um so besser. Warte, ich werde Dir die Kissen zurechtlegen, damit Du bequemer sitzen kannst.“

„Ich danke Dir, Lore!“ erwiderte Rudolf und schlürfte dabei seine Chokolade. „Bitte, erzähle mir nun, wer Alles gekommen ist.“

Lorchchen nannte alle Gäste, deren Namen sie kannte.

„Karl Brenner und Arthur Selten kamen auf einen Augenblick zu mir herein, aber es war ihnen wohl langweilig, hier bei mir zu sitzen; sie gingen gleich wieder fort,“ sagte Rudolf.

„Wahrscheinlich wurden sie zur Chokolade gebeten,“ meinte Lorchchen.

„Nun werden sie gleich zu tanzen beginnen und dann wird niemand mehr zu mir kommen. Ach, Lore! wie traurig ist es doch, krank zu sein, allein dazuliegen und Schmerzen zu leiden, während die anderen Alle froh und lustig sind,“ klagte Rudolf.

„Armer Rudi!“ sagte Lorchchen bedauernd. „Ich werde später zu Dir kommen und Karten oder Domino mit Dir spielen. Vielleicht möchtest Du auch, daß ich Dir etwas vorlese?“

„Du bist ein gutes kleines Mädchen, viel besser, als Clara und Emil!“ entgegnete Rudolf.

„Sie können ja heute beide nicht bei Dir sein, da sie bei ihren Gästen bleiben müssen,“ meinte Lorchchen entschuldigend; „aber mir steht es frei, zu thun, was ich will; auch tanze ich ja nicht.“

„Also Du kommst wieder, Lore!“

Mit diesen Worten entließ Rudolf seine Cousine, als sie das Theebrett mit der geleerten Tasse wieder fortrug.

„Ja, ich komme!“ versetzte sie und nickte ihrem kleinen Vetter beim Hinausgehen freundlich zu.

Lorchchen band ihre Schürze ab und kehrte wieder zur Gesellschaft zurück.

Die Klavierspielerin, welche für den Abend angenommen war, begann eben eine Polka zu spielen. Gleich darauf schwebte Clara mit einem hübschen großen Knaben durch den Saal, mehrere andere Paare folgten.

Die älteren Damen zogen sich beim Beginn des Tanzes in's Nebenzimmer zurück und saßen plaudernd beisammen, während die Herren im Arbeitsgemach des Regierungsrats Karten spielten.

Lorchchen flüchtete sich in eine Ecke des Saales und schaute von dort dem Tanze zu. Ja, es muß wohl

schön sein, nach den Klängen der Musik so dahinzustiegen, dachte sie, aber die Française, welche nun folgte, gefiel ihr viel weniger, als die Rundtänze. Das war ja eigentlich gar kein Tanzen, nur ein Herumspazieren und Complimente machen, meinte Lorch, und was konnten die kleinen Mädchen in den Pausen mit den fremden Jungen sprechen? Sie hätte das gar nicht verstanden, nein; sie war, im Grunde genommen, ganz froh, daß sie nicht mit dabei zu sein brauchte, sondern still dastehen und zuschauen konnte.

Jetzt erschien auch Susanna mit Willi und Lisa, welchen beiden ihr Feststaat angelegt war, im Saale. Lorch winkte die Kleinen zu sich heran, nahm Lisa auf ihren Schooß, setzte Willi neben sich auf einen Stuhl und plauderte und scherzte mit den Kindern. Als aber in den Tanzpausen ein Mädchen nach dem anderen herbeieilte, um die Kleinen zu lieblosen, und zuletzt noch ein großer Knabe sich zu Lisa herabbeugte und sie küßte, verzog das Kind sein Mündchen und brach in Thränen aus. Willi aber rieb sich die Wange, welche Isabella Selten soeben geküßt hatte, und erklärte sehr entschieden, er wolle nicht länger im Saale bleiben.

Lorch nahm die Kinder an die Hand und führte sie wieder zu Susanna, die in der Thür stand, welche vom Saale in das Wohnzimmer führte, und von dort aus dem Tanze zuschaute. Auf dem Arme ihrer treuen Pflegerin fühlte sich Lisa bald wieder so geborgen, daß sie laut aufjauchzte, wenn die tanzenden Paare an ihr

vorüberflogen; Willi aber verbarg sich hinter Susannas Rock und guckte aus den Falten desselben hervor.

Indessen hatte man die zweite Françoise beendet und es folgten wieder einige Rundtänze. Lorchchen hatte nun genug zugeschaut; sie kehrte zu ihrem kranken Vetter zurück, in dessen Gemach die Klänge der Tanzmusik nur sehr gedämpft hineindrangen.

Rudolf bat seine Cousine, ihm etwas vorzulesen. „Die Schmerzen sind heute wieder sehr arg!“ sagte er. „Bei der geringsten Bewegung thun mir die Gelenke so weh, daß ich laut schreien möchte; daher ist es am besten, wenn ich ganz still liege.“

Lorchchen holte aus Emils Bibliothek ein Buch herbei, rückte ihren Stuhl an den Tisch, auf dem die Lampe stand, und begann zu lesen; aber sie war noch nicht weit gekommen, als der kleine Kranke sie mit den Worten unterbrach:

„Lege das Buch fort, Lore, ich kann doch nicht aufmerksam sein.“

„Hast Du so arge Schmerzen, Rudi?“ fragte Lorchchen teilnehmend.

„Die Schmerzen sind arg,“ versetzte er; „aber das ist's nicht allein, Lore, mich drückt etwas und liegt mir die ganze Zeit über, wo ich krank bin, schwer auf dem Herzen. Ich denke, mir wird leichter werden, wenn ich's Dir sage.“

Lorchchen schaute erwartungsvoll in das bleiche, traurige

Gesicht ihres Veters, der eine Weile still dalag und die Augen geschlossen hielt.

„Es wird mir sehr schwer, es auszusprechen!“ flüsterte er endlich. „Erinnerst Du Dich noch, Lore, wie Du mir vor einiger Zeit sagtest, lügen sei eine große Sünde; nun, siehst Du, ich habe gelogen, und in all' der Zeit, wo ich oft unter den heftigsten Schmerzen ganz allein im Bett liegen mußte, ist es mir immer mehr klar geworden, daß Gott mir diese Krankheit geschickt hat, um mich für mein Vergehen zu bestrafen. Ich habe schon versucht zu beten, aber es will gar nicht gehen. Die Lüge, welche ich ausgesprochen habe, schwebt mir immer vor Augen und liegt mir wie eine Last auf dem Herzen Ach, Lore! was soll ich thun?“

„Was hast Du denn gesagt, Rudi?“ fragte Lorchchen.

„Ich habe nicht allein eine Lüge ausgesprochen,“ entgegnete Rudolf, „sondern auch etwas gethan, was sehr unrecht war. Trotz Pappas Verbot war ich an dem Tage, wo ich erkrankte, doch auf dem Eise; aber kaum hatte ich mit meinen Schlittschuhen den Fluß betreten, so brach ich durch, und wäre sicher ertrunken, wenn ein vorübergehender Mann mir nicht zu Hülfe gekommen wäre. Ich gelangte wieder an's Ufer, war aber natürlich durch und durch naß — und, da das Wetter bitterkalt war, beinahe zum Eiszapsen erfroren. So rasch ich auch lief, waren doch meine Glieder noch ganz erstarrt, als ich zu Hause anlangte und dort meine Kleider wechseln konnte.“

„Und bis jetzt hat Niemand etwas davon erfahren, daß Du in's Wasser gefallen bist?“ fragte Lorch.

„Nein, Niemand. Emil war zufällig an dem Tage ausgebeten, so war ich allein in unserem Zimmer und konnte meine Kleider und Wäsche vor dem Ofen, der damals gerade geheizt wurde, trocknen.“

„O Rudi, wie konntest Du so lange Zeit vergehen lassen, ohne Dein Unrecht einzugestehen?“ rief Lorch.

„Ich kann und werde es auch jetzt Niemand sagen, als Dir allein!“ erwiderte Rudolf. „Wenn Du meinst, Lore, daß es die Eltern durchaus wissen müssen, so kannst Du es ihnen erzählen.“

„Nein, Rudi, das ist nicht das Rechte!“ sagte Lorch. „Deinem Papa gegenüber hast Du eine Lüge ausgesprochen und gegen sein ausdrückliches Gebot bist Du auf's Eis gegangen, nun mußt Du ihm auch selbst Dein Unrecht bekennen. Glaube mir, es wird Dir erst wieder leicht um's Herz werden, wenn Du das gethan hast.“

„Aber es ist so furchtbar schwer,“ meinte Rudolf; „ich glaube indessen auch, daß Du recht hast, Lore. Denkst Du aber nicht, daß Papa sehr böse sein wird!“

„Dazu hat er ja auch alle Ursache, Rudi,“ versetzte Lorch; „aber wenn er Dich schilt, so thut er es doch nur, weil er Dich lieb hat, und gern möchte, daß Du Deinen Fehler ablegst.“

Rudolf lag eine Weile ganz still da; dann sagte er: „Ich will morgen früh mit Papa sprechen. Aber

nun geh' zurück in den Saal, Lore," fügte er hinzu; „es scheint mir, als hätten die Schmerzen etwas nachgelassen; ich will jetzt versuchen, ein wenig zu schlafen.“

Lorchen sah wieder eine Weile dem Tanze zu und plauderte in den Pausen, welche eintraten, bald mit einer, bald mit der anderen Schulgefährtin. Als darauf einige Erfrischungen herumgereicht wurden, dachte sie sogleich wieder an ihren kranken Vetter, und war sehr froh, als sie ihm einige Bisquitplätzchen und Marmeladen, sowie ein Glas Himbeerlimonade bringen durfte.

Rudolf schlief nicht und sah Lorchen dankbar an, als sie ihm die Limonade reichte.

„Das hat geschmeckt!“ sagte er. „Weißt Du, ich wartete schon sehr auf Dich, Lore,“ fuhr er fort, „denn schlafen konnte ich doch nicht. Ich mußte immer auf die Musik hinhorchen und dabei denken, wie froh und lustig ich heute hätte sein können, wenn ich nicht so ungehorsam gewesen und auf's Eis gegangen wäre. Und dann schwebte mir wieder der Augenblick vor, wo ich morgen mit Papa sprechen und ihm Alles bekennen sollte. Ach, Lore! ich fürchte mich so sehr davor.“

Lorchen sprach ihrem Vetter Mut zu und plauderte darauf mit ihm, bis Lina kam. Sie brachte Thee und einige Butterbrödchen für den kleinen Kranken, und erklärte, sie werde bei Rudolf bleiben, bis er sein Abendbrod genossen habe. Dann wollte sie ihm das Bett aufmachen, da sie später, wo der Tisch gedeckt werden müsse, keine Zeit dazu haben würde.

Lorchén wünschte ihrem kleinen Better eine gute Nacht. „Bitte nur den lieben Gott, daß er Dir beistehen wolle!“ flüsterte sie ihm zu; „mir hilft das Gebet immer.“

Darauf kehrte sie in den Saal zurück. Bis zum Abendessen dauerte der Tanz fort; nach demselben wurden jedoch nur einige ruhige Spiele vorgenommen, an denen Lorchén sich auch beteiligen konnte.

Nachdem die Kinder sich auf diese Weise gehörig vom Tanzen erholt hatten, brachen alle Gäste auf und die Lichter in dem großen Kronleuchter im Saale wurden ausgelöscht.

„Nun ist der schöne Tag, auf den ich mich so lange vorher gefreut hatte, vorbei,“ sagte Clara, „wie schade. Aber Du bist gewiß gar nicht traurig darüber, Lore; Du hast Dich wohl recht gelangweilt, da Du nicht tanzen durftest?“

„O nein!“ entgegnete Lorchén; „im Gegenteil, ich bin sehr zufrieden und vergnügt gewesen.“

Als die Familie am folgenden Morgen beim Kaffeetisch saß, sagte Emil dem Papa, daß Rudi den Wunsch habe, ihn zu sehen. Der Regierungsrat erhob sich, um das Verlangen seines Sohnes zu erfüllen, und Lorchéns Herz schlug schneller vor Aufregung und Mitgefühl.

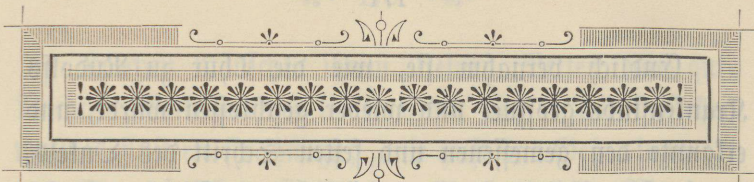
Während alle Anderen das Eßzimmer verließen, blieb sie allein dort zurück. Sie machte sich anscheinend bei den Blattpflanzen zu schaffen und reinigte mit einem Staubwedel die Blätter; aber damit hielt sie alle Augenblicke an und horchte auf jedes Geräusch.

Endlich vernahm sie, wie die Thür zu Rudolfs Krankenstube geöfnet und wieder geschlossen wurde, und erkannte den gemessenen und festen Schritt des Onkels, der in sein Arbeitszimmer zurückkehrte. Sie legte rasch den Staubwedel wieder an seinen Platz zurück und eilte zu ihrem kranken Vetter.

Rudolf saß aufgerichtet im Bett und breitete ihr, als er sie erblickte, die Arme entgegen.

„Ich danke Dir, Lore,“ sagte er, „daß Du mir geraten hast, selbst mit Papa zu sprechen. Er war so lieb und gut, o! Du kannst Dir gar nicht denken, wie gut, und hat mir Alles verziehen. Mir ist zu Mute, als wäre ich plötzlich ganz gesund geworden! Aber es war zu schrecklich, was ich vorher ausgestanden habe; lügen will ich nicht mehr, nie, nie wieder!





9.

**W**eihnachten! welch ein Zauber liegt doch in diesem Wort. Die alten Herzen werden wieder jung und den kleinen Kindern ist es zu Mute, als ob alle Pracht und alle Geheimnisse der Märchenwelt sich am Christabend vor ihnen enthüllen müßten; aber die größeren stecken die Köpfe zusammen, schaffen und arbeiten mit fröhlichen Gesichtern in der Stille, und es zieht eine Ahnung davon, daß Geben doch noch seliger ist als Nehmen, in die jugendlichen Seelen.

Auch im Hillnerschen Hause wurden bereits viele Vorbereitungen zum herannahenden Weihnachtsfest getroffen.

Clara und Lorchchen hatten schon Wochen vorher alle freien Stunden dazu benützt, um kleine Handarbeiten anzufertigen, und Emil und Rudolf, welcher letzterer wieder ganz hergestellt war, hielten sich beide, mehr als sonst, in ihrem Zimmer auf. Von dort drang häufig das Geräusch, welches die Laubsäge verursacht, zu den Ohren der kleinen Mädchen.

Nun waren die Schulen geschlossen worden und die Kinder kehrten mit ihrem Censur-Zeugniß nach Hause

zurück. Emils Augen leuchteten, als er den Eltern seine Censur überreichte. Dieselbe war wie immer, so auch dieses mal, sehr gut ausgefallen und Emil in eine höhere Klasse versetzt worden.

Vater und Mutter umarmten ihren ältesten Sohn; dabei sagte aber Herr Hillner: „Es freut mich sehr, daß Du Deine Geistesgaben dazu anwendest, um Dir nützliche Kenntnisse zu erwerben; vergiß es aber nie, mein Sohn, daß Du Dir diese Gaben nicht selbst verliehen hast, sondern daß sie nur ein Geschenk Gottes sind, für welches Du ihm innig danken mußt, auf das Du aber niemals stolz sein darfst.“

Rudolfs Censur ließ Manches zu wünschen übrig, aber er war ebenfalls in eine höhere Klasse versetzt worden, und da der Regierungsrat sehr gut wußte, daß ihm das Lernen bedeutend mehr Arbeit und Mühe verursachte, als seinem älteren Bruder, und noch überdies seine Krankheit ihm hinderlich gewesen war, sprach sich der Papa auch über die Leistungen seines zweiten Sohnes ganz zufrieden aus.

Clara sah sehr mißvergnügt aus; sie meinte, ihr sei großes Unrecht zugefügt worden, weil ihre Censur lange nicht so gut war, als die ihrer Cousine.

„Daß Du in die fünfte Klasse hinübergekommen bist, Lore, ist ja ganz natürlich,“ sagte sie zu ihrer Cousine in einem Tone, der ihr Mißvergnügen deutlich verriet, „da Du so viele Privatstunden genommen hast und im Russischen so weit bist.“

„Ich hoffe, Du freust Dich darüber, daß Deine Cousine jetzt mit Dir in einer Klasse ist!“ meinte der Regierungsrat und schaute seine Tochter mit einem mißbilligenden Blicke an.

„Gewiß freue ich mich, Papa,“ entgegnete Clara; „ich bin nur unzufrieden damit, daß die Lehrer und Lehrerinnen so ungerecht und parteiisch sind. Ich bin doch gewiß ebenso fleißig, wie Lore, aber die Lehrer und Lehrerinnen mögen sie mehr leiden, als mich, und geben ihr daher eine bessere Censur, als —“

„Laß Dir ein= für alle Mal gesagt sein, Clara,“ unterbrach sie der Papa in ernstem Tone, „daß ich es nicht dulde, wenn Du Dich über Deine Lehrer und Lehrerinnen tadelnd aussprichst! Sie haben sehr viel mehr Einsicht, als solch ein kleines Mädchen, wie Du bist, und ich wünsche und verlange von Dir, daß Du sie hochstellst und Dich ohne Murren ihrem Urtheil unterwirfst.“

Clara schwieg; aber es blieb ein Stachel in ihrem Herzen zurück, der sich wunderbarerweise gegen die unschuldige Ursache ihres Aergers, gegen Lorchen, kehrte. Hatte sich vorher das Verhältniß zwischen beiden Cousinen ziemlich freundlich gestaltet, so zog sich Clara nun wieder mehr von Lorchen zurück und konnte oft recht unfreundlich und abstoßend gegen sie sein.

Lorchen vergoß heimlich so manche Thräne, und versuchte es, das Herz ihrer Cousine durch doppelte Freundlichkeit zurückzugewinnen, aber es wollte ihr nicht gelingen.

Die letzten Tage vor dem Feste vergingen den größeren Kindern sehr rasch. Sie mußten noch recht fleißig sein, um mit Allem fertig zu werden; auch gab es noch viel Einkäufe in den Läden zu machen, wobei die Sparbüchsen bis auf den Grund geleert wurden.

Lorchen erhielt, ebenso wie Emil, Clara und Rudolf, monatlich ihr bestimmtes Taschengeld, und da außerdem Frau Drlowski ihr noch beim Abschiede ein mit kleinen Scheinen und Silbergeld gefülltes Portemonnaie geschenkt hatte, war sie im Stande, für Jeden im Hause eine hübsche und passende Gabe zu besorgen.

Während den größeren Kindern auf diese Weise die Zeit fast zu rasch entchwand, zählte Willi Tage und Stunden, und Lisa fragte alle Augenblicke, ob der Tistbaum nun bald brennen werde.

Endlich sollte die Ungeduld der Kleinen befriedigt werden. Der Saal war schon am frühen Morgen geschlossen worden und durfte, außer von Herrn und Frau Hillner, von Niemand betreten werden. Wenn der Regierungsrat auch an anderen Tagen vom Morgen bis zum Abend in seinem Arbeitszimmer beschäftigt war, zum Weihnachtsfeste ließ er es sich nicht nehmen, eigenhändig den Baum für seine Kinder zu schmücken und mit Hülfe seiner Gattin die Gaben auf den dazu bestimmten Tischen zu ordnen.

Dann ging er mit seiner Frau und den älteren Kindern, sobald nachmittags der Kaffee eingenommen

war, in die Domkirche, um dem schönen Gottesdienste, der dort jährlich am Christabend stattfand, beizuwohnen.

Lorchen ward es ganz feierlich zu Mut, als sie mit ihren Verwandten die hell erleuchtete Kirche betrat und die beiden großen, wie mit strahlenden Funken übersäeten Christbäume im Altarraume erblickte; dazu der vielstimmige, von den Klängen der schönen Orgel begleitete Gesang.

Als die Feier in der Kirche beendet war, kehrte die Familie in zwei Fuhrmannsschlitten nach Hause zurück.

Hier angelangt, eilten die Kinder in ihre Zimmer, um die von ihnen vorbereiteten Geschenke herbeizuholen; dann wurde die Mama gebeten, die sorgfältig in Papier gewickelten und mit dem Namen des Empfängers versehenen Gegenstände auf die betreffenden Plätze zu legen.

Nun folgte noch eine Viertelstunde des Harrens, welche alle Kinder, die größeren und die kleinen, im Gßzimmer verbrachten; dann ertönte das Läuten der Glocke und die Thür zum Saal wurde weit geöffnet.

Lorchen stand überrascht und staunend da. Es war auch in Lipkowa am Christabend immer ein Weihnachtsbäumchen für sie angezündet worden; aber eine solche Pracht, wie hier, hatte sie noch nie gesehen.

Der Baum reichte bis zur Oberlage und an der Spitze befand sich ein schwebender Engel. Die Zweige waren mit dem verschiedenartigsten Naschwerk geschmückt, mit Gold- und Silberfäden umspinnen und mit zahllosen Lichtern versehen, deren heller Glanz von dem gegenüberliegenden Spiegel zurückgestrahlt wurde.

Lorchen stand noch immer im Anschauen versunken da, als sie neben sich die Stimme des Onkels vernahm.

„Willst Du Dir nicht auch Deine Geschenke ansehen, Leonore, wie es Deine Cousine und Deine Vettern bereits thun?“

Lorchen folgte dem Onkel, der sie zu einem Tischchen führte. „Dieses hier sind Deine Geschenke, mein Kind!“ sagte er.

Vor allen anderen Dingen fiel Lorchen eine Notenzmappe in's Auge. „Wer hat Dir meinen Wunsch verraten, Onkelchen?“ fragte sie und küßte seine Hand.

„Weißt Du nicht, Leonore,“ versetzte er lachend, „daß vor Weihnachten allerlei kleine Geisterchen im Hause herumhuschen und einem die geheimsten Wünsche Derer, denen man gern eine Freude bereiten möchte, in's Ohr flüstern. Aber nun schaue Dir die anderen Sachen auch einmal an; vielleicht hat noch Jemand, außer mir, eine geheime Botschaft erhalten.“

Ja, es waren lauter Dinge, welche Lorchen sich gewünscht hatte. Von der Tante fand sie eine hübsche, schwarzseidene Schürze auf ihrem Tischchen und von Rudolf zwei mit der Laubsäge gearbeitete Bilderrahmen, welche dazu bestimmt waren, die Cabinetportraits von Lorchens Eltern aufzunehmen. Von Clara erhielt sie eine selbstangefertigte Tasche, in welche sie, wenn sie zur Handarbeitsstunde ging, ihr Nähzeug hineinlegen konnte, und von Emil eine Zeichnung und ein Kästchen mit Postpapier, da sie, wie er ihr lachend zuflüsterte, doch

nicht leben könne, ohne alle fünf Finger lang an ihre Tante Pompadur zu schreiben.

Lorchen, die ihren Vetter jetzt näher kennen gelernt und die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß seine spöttischen Bemerkungen ihr gegenüber nicht böse gemeint waren, reichte ihm lächelnd die Hand hin.

„Ja, an Tante Marie zu schreiben, ist für mich eine große Freude,“ erwiderte sie, „und ich danke Dir herzlich, daß Du daran gedacht und mir das Postpapier zu diesem Zwecke geschenkt hast. Ich will es recht fleißig benutzen und Dir dadurch den Beweis liefern, daß Deine Gabe mir sehr willkommen ist.“

„Komm, Leonore, versuche doch, ob Deine neue Schürze Dir auch paßt!“ sagte die Tante, als Lorchen ihr zum Dank für das hübsche Geschenk die Hand küßte.

Aber als Lorchen die Schürze vom Tisch nahm, stieß sie einen Ruf der Ueberraschung aus. Unter derselben lag ein ziemlich ansehnliches, mit einer Schnur umwundenes und mit Siegeln versehenes Päckchen.

„Aus Grusina!“ rief Lorchen in freudigster Aufregung.

Sa, das Päckchen kam wirklich aus Grusina und enthielt mehrere nützliche und hübsche Geschenke von Tante Marie und sechs Paar Strümpfe von Frau Weiß, welche diese für ihre kleine Gehülfin in der Wirtschaft gestrickt hatte. Was aber Lorchen die größte Freude bereitete, war eine Photographie von der Tante und Reginald, welche, wie in dem beigefügten Briefe stand,

Frau Drlowski bei ihrer Rückreise in St. Petersburg für ihre Pflegetochter hatte anfertigen lassen.

Lorchen war sehr glücklich und konnte gar nicht müde werden, das ihr so liebe Bild anzuschauen, bis zuletzt Rudolf ihren Arm faßte und rief: „Willst Du denn immer hier bei Deinem Tischchen stehen bleiben, Lore? Komm' und sieh Dir doch auch unsere Sachen an.“

Sie war sogleich dazu bereit und wanderte von einem Tisch zum anderen. Es gewährte ihr Freude, alle die hübschen Sachen zu bewundern, welche ihre Cousine und ihre Vetter erhalten hatten; am längsten hielt sie sich aber an dem Tischchen der Kleinen auf.

Sie kniete neben Lisa nieder und half ihr, Nelli alle die schönen neuen Sachen anlegen, welche für sie bereit lagen; sie ließ sich von ihrer kleinen Cousine alle die reizenden Wirtschaftsgeräte von Blech, welche in einer Holzschachtel enthalten waren, zeigen, und lachte herzlich, als Lisa ihr mit einer wichtigen Miene, welche ihr ganz allerliebste stand, erklärte, daß dies eine Tanne zum Tasseetothen und das da eine Tasserolle sei. Dann half sie Willi beim Loschießen seiner Pistole, zog ihm die Husarenuniform, welche er erhalten hatte, an, schnallte ihm den Säbel um und marschirte mit ihm im Saale auf und nieder.

Indessen waren die Lichtchen am Baume tief herabgebrannt und eins nach dem anderen begann zu verlöschen. Der Regierungsrat erklärte, daß die beiden Kleinen für heute vom Weihnachten Abschied nehmen und zur Ruhe

gehen müßten — und, so schwer es Willi und Lisa auch wurde, alle die schönen neuen Spielsachen im Stiche zu lassen, hatten sie doch zu viel Respekt vor dem Papa, um seinem Gebot Widerstand zu leisten. Sie wünschten den Eltern und Geschwistern eine gute Nacht und, zum Lohn für ihren Gehorsam, schob Mama jedem der Kinder eine Düte mit Naschwerk in das Händchen. Vollkommen befriedigt und glücklich trippelten die Kleinen nun an Susannas Seite davon.

Die größeren Kinder blieben noch im Saale beisammen, und jetzt wurden die hübschen Geschenke, welche sie erhalten hatten, erst so recht gründlich betrachtet, bis der Ruf zum Abendessen diese angenehme Beschäftigung unterbrach.

Als Lorchon am Abend in ihrem Bett ruhte, führten ihre Gedanken sie wieder zurück in die Vergangenheit. Sie mußte des vorigjährigen Weihnachtsfestes, welches sie in Lipkowa verlebt hatte, gedenken. Wenn der Baum, den Vater und Mutter damals für ihr Töchterchen schmückten, auch viel kleiner war und lange nicht so hell strahlte, als heute hier im Saale die riesige Tanne, es war doch schön gewesen, ach, so schön! wie es hier in Riga niemals sein konnte. Der Onkel und die Tante waren gut und freundlich gegen sie, aber Vater und Mutter vermochten sie ihr doch nicht zu ersetzen. Der Onkel saß den ganzen Tag in seinem Arbeitszimmer und die Tante las oder machte Besuche, und Niemand dachte daran, daß sie ein kleines, leidenschaftliches Herz

befah, welches sich so sehr, so unbeschreiblich nach Liebe sehnte.

Freilich der Onkel und die Tante machten keinen Unterschied und behandelten sie gerade ebenso, wie ihre eigenen Kinder; aber ihre Cousine und ihre Vetter waren es wohl gar nicht anders gewohnt, während sie, als ihre Eltern noch lebten, von steter Liebe und Sorge umgeben war. Wie oft hatten Vater und Mutter ihr einziges Kind umarmt und geküßt und lieblosend ihr Köpfschen gestreichelt, — das war nun Alles vorbei, vorbei für immer. —

Aber nein! Lorchens wollte nicht undankbar sein, noch besah sie ja eine mütterliche Freundin, deren Herz in warmer Liebe für sie schlug.

Tante Marie! sie flüsterte leise den Namen und breitete sehnsuchtsvoll die Arme aus. Ach, wie viel Jahre mußten noch dahingehen, bis sie nach Grufina zurückkehren konnte! Aber sie hatte ja jetzt das Bild, das liebe Bild, und wie schön war es doch, daß sie an Tante Marie schreiben und Briefe von ihr empfangen konnte. Ja, sie hatte alle Ursache, Gott zu danken! Mit solchen Gefühlen im Herzen betete sie ihr Vaterunser und war bald süß und fest eingeschlummert.

Am 28. December war Lorchens Geburtstag und die Tante fragte sie, ob sie einige Schulgefährtinnen bei sich zu haben wünsche?

„Wenn Du erlaubst, liebe Tante, möchte ich Helma und Isabella Selten einladen.“

Die Tante gestattete es und erteilte Emil den Auftrag, das Briefchen, welches Lorch an Helma schrieb, derselben zu überbringen.

„Wir beide, der Onkel und ich, sind heute ausgebeten,“ fügte Frau Hillner darauf zu Lorch gewendet hinzu; „aber ich denke mir, das wird Euch ganz angenehm sein, da Ihr dann völlig ungenirt seid. Lina soll die Chokolade für Euch kochen, und Du, Leonore, kannst als Geburtstagskind die Wirtin machen.“

Das war wieder eine große Freude für Lorch. Als sich am Nachmittage ihre Gäste eingestellt hatten, holte sie Willi und Lisa aus der Kinderstube und setzte die Kleinen neben Clara an den Gtisch, auf welchem die Chokolade bereits dampfte.

„Bitte, gieb ein wenig Acht auf die Kleinen,“ bat sie ihre Cousine, „bis ich die Chokolade eingeschenkt habe; dann will ich es selbst thun.“

„Warum hast Du Willi und Lisa nicht in der Kinderstube gelassen?“ fragte Clara. „Sie hätten dort ebenso gut ihre Chokolade trinken können.“

„Da heute mein Geburtstag ist und Tante Emilie mir erlaubt hat, die Wirtin zu machen, sind die Kleinen ebenso meine Gäste, wie Ihr alle; ich möchte daher, daß sie mit uns trinken. Nicht wahr, Willi und Lisa, Ihr seid gern hier zum Besuch bei Lore und möchtet nicht wieder zurück in Eure Stube?“

„Nein! nein!“ rief Willi, und Lisa fügte hinzu: „Lore Burtstag!“

Nachdem Lorchén ihre kleinen und größeren Gäste mit Schokolade bewirtet hatte, forderte sie Helma und Isabella auf, zu bestimmen, was für ein Gesellschaftsspiel vorgewonnen werden sollte.

„Du als Geburtstagskind mußt zuerst ein Spiel vorschlagen, Leonore!“ riefen Helma und Isabella wie aus einem Munde.

„Wenn ich bestimmen darf,“ versetzte Lorchén, „dann wünsche ich, daß wir zuerst etwas spielen, woran auch Willi und Lisa teilnehmen können.“

„Aber Lore,“ wandte Clara ein, „die Kleinen verstehen ja nichts zu spielen, außer: „Alle meine Gänzchen kommt nach Hause,“ oder: „Adam hatte sieben Söhne,“ und Du wirst uns doch nicht zumuten wollen, solche Spiele vorzunehmen.“

„Warum nicht?“ rief Helma fröhlich; „ich finde Lorchéns Vorschlag ganz reizend und meine, wir machen den Anfang mit: „Alle meine Gänzchen kommt nach Hause“.

„Meine Dänzchen kommt nach Hause!“ wiederholte Lisa und klatschte in die Hände.

„Wie ist denn dies Spiel?“ fragte Lorchén, „ich kenne es nicht.“

„So ein großes Mädchen und versteht nicht, „Alle meine Gänzchen“ zu spielen!“ sagte Willi.

„Die Censur, welche Dir Dein kleiner Vetter erteilt, fällt ganz anders aus, als die in der Schule!“ scherzte Emil. „Auf diesem Gebiet wirst Du noch Manches nachzuholen und zu lernen haben, Lore.“

Lorchen lachte herzlich und ließ sich darauf das Spiel erklären.

Emil erbot sich, den Wolf zu machen, und Helma stellte die Gänsemama vor.

Es wurde viel beim Spiel gescherzt und gelacht, nur Clara sah unzufrieden und gelangweilt aus.

„Wie lange gedenkt Ihr dies kindliche Vergnügen noch fortzusetzen?“ fragte sie.

„Ich meine ebenfalls, daß wir es jetzt mit den Gänschen genug sein lassen!“ stimmte Emil ihr bei. „Es giebt ja auch noch andere Spiele, an denen Willi und Lisa sich beteiligen können; zum Beispiel: „Kak’ und Maus,“ oder: „Schuster zu Hause“.

Nachdem sich die Kleinen bei den nun folgenden Spielen müde gelaufen hatten, waren sie ganz befriedigt und kehrten mit Susanna in die Kinderstube zu ihren Spielsachen zurück.

„Endlich sind wir die kleinen Plagegeister los!“ sagte Clara und ihr Gesicht hellte sich auf. „Ich kann und werde es nie begreifen, wie man Freude daran finden kann, sich mit Kindern abzugeben; für mich giebt es gar nichts Langweiligeres auf der Welt, als dieses.“

„Wenn Du aber einmal eine Lehrerin werden solltest, dann müßtest Du Dich doch mit Kindern beschäftigen!“ meinte Isabella.

„Ich werde nie eine Lehrerin werden!“ versetzte Clara.

„Ich möchte es auch nicht,“ sagte Isabella; „aber Mama meint, daß man nie wissen kann, was in Zukunft geschieht. Daher sollen wir recht viel lernen und unser großes Examen machen, damit wir, falls es nötig sein sollte, uns einmal selbst unser Brod erwerben können.“

„In diesen Fall werde ich hoffentlich niemals kommen!“ erwiderte Clara zuversichtlich.

„Wollen wir nicht jetzt für's erste die Zukunft ruhen lassen und uns mit angenehmeren Dingen beschäftigen!“ unterbrach Emil, welcher eben die Karten zum Quartett-Spiel gemischt und ausgegeben hatte, die Unterhaltung.

Alle erklärten sich dazu bereit und nun folgte ein Spiel, welches Kopf und Gedächtniß in Anspruch nahm, dem anderen, bis Lina meldete, das Abendessen sei aufgetragen.

Als man eben vom Tisch aufgestanden war, erschien Arthur Selten, um seine Schwestern abzuholen, und Lorchon sagte mit herzlichem Bedauern, daß der schöne Tag schon zu Ende sei, ihren Gästen Lebewohl.

Eine halbe Stunde darauf kehrten Herr und Frau Hillner nach Hause zurück.

„Nun, wie war es, Kinder?“ fragte Frau Hillner. „Seid Ihr recht vergnügt gewesen?“

„Es war ganz angenehm, Mama!“ meinte Clara.

„D, es war herrlich, Tante!“ versicherte Lorchon. „Ich danke Euch sehr für die schöne Geburtstagsfeier!“ Dabei küßte sie dem Onkel und der Tante die Hand.

Am Neujahrstage wurden Herr und Frau Hillner, sowie die vier ältesten Kinder zum Kaffee und Abends zu einer befreundeten Familie eingeladen; der Regierungsrat erklärte jedoch, daß er sich nicht ganz wohl fühle und zu Hause bleiben wolle.

„Laß Dich aber dadurch nicht zurückhalten, die Gesellschaft zu besuchen, liebe Frau,“ wandte er sich an seine Gattin, „und nimm auch die Kinder mit. Mein Unwohlsein ist der Art, daß ich keiner Pflege bedarf; ich habe nur Kopfsweh und sehne mich nach Ruhe.“

„Darf ich nicht auch zu Hause bleiben, Tante?“ fragte Lorchchen.

„Gewiß darfst Du das, mein liebes Kind!“ versetzte Frau Hillner. „So lange das Trauerjahr nicht um ist, finde ich es ganz richtig, daß Du keine größere Gesellschaft besuchst, wenn es mir auch leid thut, Dich so allein zurückzulassen.“

„Ich bleibe aber viel lieber zu Hause, als daß ich unter lauter fremde Menschen gehe!“ erwiderte Lorchchen.

Als die Tante mit ihrer Tochter und ihren beiden Söhnen fortgegangen war, schlich Lorchchen auf den Fußspitzen zu der Thür, welche in das Zimmer des Onkels führte und welche halb offen stand. Sie steckte ihr Köpfchen durch die Thürspalte und sah ihren Onkel auf der im Zimmer befindlichen Couchette liegen. Er sah bleich und müde aus, schlief aber nicht.

„Was wünschest Du, Leonore?“ fragte der Regierungsrat, als er seine kleine Nichte in der Thür stehen sah.

„Ich möchte Dich fragen, Onkel, ob Du Kaffee oder Thee trinken willst?“

„Ich bitte um ein Glas Thee und ein paar Zwiebacken.“

Lorchen eilte davon und kehrte nach kurzer Zeit mit einem Theebrett, auf dem sich das Gewünschte befand, zurück.

Sie trug ein kleines Tischchen herbei und stellte das Theebrett darauf. Dann rückte sie die Lampe, welche auf dem Schreibtisch stand und deren heller Schein gerade auf das Gesicht des Onkels fiel, zur Seite.

Seine Augen folgten mit Wohlgefallen der kleinen Gestalt, die sich bemühte, so leise als möglich aufzutreten.

„Du scheinst ja ein ganz besonderes Talent für Krankenpflege zu besitzen, Leonore!“ sagte der Regierungsrat.

„Mama war so oft und viel leidend,“ versetzte Lorchen, „und da ich immer um sie war, habe ich es gelernt, wie man für Kranke sorgen muß.“

Der Onkel hatte sich indessen auf die Couchette gesetzt und trank seinen Thee.

„Ich danke Dir, Leonore!“ sagte er. „Aber nun geh', mein Kind, ich bin jetzt versorgt und Du sollst nun auch Deinen Kaffee trinken.“

„Wenn ich das gethan habe, darf ich dann zu Dir zurückkehren, Onkel?“

„Was willst Du denn bei mir machen? Du wirst Dich ja langweilen.“

„Könnte ich Dir nicht etwas vorlesen, Onkel?“

„Nein, mein Kind! mir schmerzt der Kopf und das Zuhören würde mich angreifen.“

„Dann möchtest Du vielleicht schlafen?“ fragte Lorch.

„Nein, einschlafen will ich jetzt nicht, dadurch würde ich mir die Nacht verderben.“

„Wünschst Du nicht vielleicht, daß ich Piquet mit Dir spiele, Onkel?“

„Verstehst Du denn das?“ fragte er.

„Ja,“ entgegnete Lorch, „ich habe dies Spiel in Grusina erlernt.“

„Nun gut, Leonore, trinke Deinen Kaffee und dann komm' wieder.“

Lorch lief davon, stellte sich aber nach kurzer Zeit wieder bei dem Onkel ein. Dieser hatte indessen die Karten schon bereit gelegt und das Spiel begann.

„Du bist ja eine ganz fixe Piquet-Spielerin, Leonore!“ sagte der Onkel.

„Ich habe in Grusina wochenlang jeden Abend mit Tante Marie Piquet gespielt.“

„Dann sollst Du es jetzt mit mir auch bisweilen spielen, wenn ich mich müde gearbeitet habe und meine Augen der Erholung bedürfen,“ erwiderte der Regierungsrat; „das heißt, wenn Du Zeit und Lust dazu hast, Leonore.“

„O, ich werde gewiß Zeit haben, Onkel,“ versetzte Lorch; „ich kann jetzt schon viel rascher arbeiten, als im Anfange, und bin Abends immer frühzeitig fertig.“

Lorchen war sehr glücklich, als nach beendetem Spiel der Onkel sie auf die Stirn küßte und zu ihr sagte: „Ich danke Dir, mein Kind; diese kleine Zerstreuung hat mir wohlgethan und mit meinem Kopfschmerz scheint es auch etwas besser zu sein. Du bist ein liebes kleines Mädchen.“

Lorchen mußte daran denken, wie ungern sie in Grufina das Piquet-Spiel erlernt und wie sie gemeint hatte, es könne ihr gar keinen Nutzen bringen, wenn sie dasselbe verstände, und nun hatte ihr dies Spiel nicht allein damals Tante Mariens Zufriedenheit, sondern auch eben wieder eine so selten gespendete und doch so sehr ersehnte Liebkosung ihres Onkels eingetragen.

Sie ließ es sich nicht nehmen, auch am Abend wieder für den lieben Kranken zu sorgen und ihm selbst die Tasse Bouillon und das weichgekochte Ei, welches er sich ausgebeten hatte, auf sein Zimmer zu bringen.

Dann wünschte sie dem Onkel eine gute Nacht und kehrte sehr befriedigt in ihr Zimmer zurück.

Herrn Hillners Unwohlsein erwies sich übrigens nicht als so unbedeutend, als er anfangs vermutet hatte. Es hielt mehrere Tage an, und da die Schulen erst nach einer Woche ihren Anfang nehmen sollten, konnte Lorchen den Onkel noch häufig bedienen und so manche Partie Piquet mit ihm spielen.

Die Tante und Emil wechselten sich übrigens mit ihr darin ab, dem Kranken Gesellschaft zu leisten, auch Rudolf verbrachte bisweilen eine Viertelstunde bei dem

Papa; nur Clara kam selten in das Zimmer des Vaters und, wenn sie einmal dort war, sah man es ihr an, daß sie sich unbehaglich fühlte und nicht recht wußte, was sie sagen oder thun sollte.

Endlich war der Regierungsrat so weit hergestellt, daß der ihn behandelnde Arzt ihm gestattete, wieder einige Stunden am Tage an seinem Schreibtisch zu verbringen; doch, fügte dieser hinzu, müsse Herr Hillner sich in Zukunft durchaus mehr schonen, da seine Gesundheit durch zu vieles und angestrengtes Arbeiten sehr angegriffen sei.

„Unser lieber Doktor ist auch gar zu ängstlich und vorsichtig!“ sagte der Regierungsrat, als der Arzt ihn verlassen hatte, zu seiner Gattin. „Ich fühle mich wieder vollkommen wohl und habe nun lange genug ausgeruht. Jetzt gilt es nachholen, was ich versäumt habe; ich kenne meine Natur und weiß, daß mir das Arbeiten nicht schadet.“

Und so hörten die Besuche und das Piquet-Spiel in Herrn Hillners Arbeitszimmer auf, und die gewohnte rastlose Thätigkeit nahm wieder ihren Anfang.

Der letzte freie Tag vor dem Wiederbeginn der Schulen war gekommen. Lorchon kam aus der Kinderstube, wo sie mit Willi und Lisa Verstecken gespielt hatte, und wollte nun die Vormittagsstunden dazu benutzen, um einen Brief an Tante Marie zu schreiben; aber, als sie ihr Zimmer betrat, vernahm sie heftiges Schluchzen und erblickte Clara, welche beide Ellbogen

auf ihren Tisch gestützt hatte, ihr Gesicht mit den Händen verdeckt hielt und weinte.

Lorchen eilte auf ihre Cousine zu. „Was fehlt dir, Clara?“ fragte sie und beugte sich zu ihr nieder, um sie zu küssen.

Aber Clara stieß sie unsanft zurück. „Geh!“ rief sie, „Du bist hauptsächlich daran schuld, daß ich diese Thränen vergießen muß.“

„Ich?“ versetzte Lorchen ganz bestürzt.

„Ja, Du mit Deinen Taubenaugen. Warum läßt Du Dir alle Ungezogenheiten von Emil ruhig gefallen? Ehe Du in's Haus kamst, hat er sich nie so viel gegen mich herausgenommen und ist niemals so grob und unausstehlich gegen mich gewesen, wie jetzt, und Rudi, der dumme Junge, hält auch immer seine Kante. Alle fünf Finger lang werfen sie mir vor, daß ich nicht so bin, wie Du, und stellen Dich mir als Muster auf. Aber ich leide das nicht, ich mag gar nicht so sein, wie Du, ich bin keine Heuchlerin und Schmeichlerin.“

„Wie darfst Du so etwas von mir sagen?“ entgegnete Lorchen und ihre Wangen begannen vor Aufregung zu glühen. „Wenn ich mir alle nur erdenkliche Mühe gebe, um meine Empfindlichkeit zu bemeistern und jeden Streit zu vermeiden, so heißt das doch nicht heucheln.“

„Ja,“ fiel ihr Clara in die Rede, „Emil gegenüber bist Du lammfromm, aber wenn ich Dir etwas sage, da spielst Du gleich die Gefränkte; von mir magst Du die Wahrheit nicht hören.“

„Aber das ist ja gar nicht die Wahrheit!“ rief Lorch in ausbrechender Heftigkeit. „Du bist immer unfreundlich und unartig gegen mich gewesen, obgleich ich Dir nie etwas zu Leide that; ich habe bisher Alles von Dir hingenommen und ertragen; aber daß Du mich eine Heuchlerin nennst, dulde ich nicht. Nimm diesen Ausspruch zurück.“

„Das werde ich nicht thun,“ versetzte Clara; „im Gegentheil, wenn Du es auch nicht hören willst, ich wiederhole es noch einmal: Du bist eine Heuchlerin und Schmeichlerin. Alle hier im Hause hast Du schon herumgekriegt, nur ich allein halte die Augen offen und lasse mich nicht bethören. Hast Du mir nicht noch eben gesagt, daß ich immer unfreundlich und unartig gegen Dich bin, und doch wolltest Du noch vor einem Augenblick mich umfassen und küssen; ist das etwa nicht Heuchelei?“

„Schweig!“ rief Lorch außer sich, „und laß mich nun auch reden. Ja, ich bin freundlich gegen Dich gewesen und wollte Dich noch eben küssen, aber das war keine Heuchelei, sondern ich that es, weil Du meine Cousine bist, und ich bis jetzt immer hoffte, es würde mir doch zuletzt noch gelingen, Deine Liebe zu gewinnen. Vor Weihnachten schien es mir auch, als wenn Du mir ein klein wenig gut wärest, aber jetzt ist das Alles wieder anders geworden; so unartig und häßlich, wie eben jetzt, bist Du noch nie vorher gegen mich gewesen. Ich habe das nicht um Dich verdient, denn ich habe Dich

wirklich lieb gehabt, und daß Du mir dies auf solche Weise vergiltst, das ist schlecht von Dir, Clara, grundslecht.“ —

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und Frau Hillner trat ein.

„Was muß ich hören?“ sagte sie in strafendem Tone zu Lorchchen. „Wie kann ein kleines Mädchen sich so gehen lassen und so heftig werden? Pjui! schäme Dich, Leonore.“

Lorchchen senkte den Blick zu Boden und schwieg. Thräne um Thräne stahl sich aus ihren Augen und tropfte auf die in heftigem Schmerz gerungenen Hände.

„Ich wünsche eine Antwort zu hören!“ fuhr die Tante fort. „Was gab die Veranlassung zu Eurem Streit?“

Lorchchen konnte vor heftiger Aufregung nicht sprechen, aber Clara entgegnete an ihrer Stelle: „Emil ist immer ungezogen gegen mich und Lore bestärkt ihn darin. Als ich sie bat, es nicht zu thun, wurde sie gleich heftig.“

„Ist das wahr, Leonore?“ fragte Frau Hillner.

„Daß ich heftig geworden bin? ja!“ brachte Lorchchen mühsam und mit von Thränen fast erstickter Stimme hervor.

„Um solch' einer Kleinigkeit willen!“ sagte Frau Hillner. „Trockne gleich Deine Thränen, Leonore, gieb Deiner Cousine einen Kuß, und bitte sie, daß sie Dir Deine Heftigkeit ihr gegenüber verzeiht.“

Aber Lorchchen rührte sich nicht von der Stelle.

„Ich hätte gar nicht gedacht, daß Du so verstoßt sein kannst!“ fuhr die Tante fort. „Ich lasse Dich jetzt allein mit Clara, und hoffe, daß Du Dich besinnen und Dein Unrecht einsehen wirst.“

Frau Hillner verließ das Zimmer und die beiden kleinen Mädchen blieben allein.

Claras Thränen waren versiegt, aber Lorchens weinte, als müsse ihr das Herz brechen. So namenlos unglücklich und elend hatte sie sich noch gar nicht gefühlt, seit sie in Niga im Hause ihrer Verwandten war. Was sollte sie thun? Wie die Tante es wünschte, zu Clara gehen und sie um Verzeihung bitten? Nein! das konnte sie nicht, war ihr doch von ihrer Cousine bittres Unrecht zugesügt worden.

Wieder dachte sie an die Worte ihrer Mutter: „Besser Unrecht leiden, als Unrecht thun,“ und an Tante Mariens Ermahnungen, geduldig und nachsichtig zu sein. Und sie hatte sich eben wieder von ihrer Heftigkeit hinreißen lassen.

Wie schwer, wie unendlich schwer ist es doch, seine Fehler zu bekämpfen, dachte Lorchens, und aus ihrem kleinen, tief bekümmerten Herzen stieg abermals die Bitte zu Gott empor, daß er ihr helfen möge.

Allmählich wurde sie ruhiger, und als ihre Cousine ziemlich geräuschvoll ihren Stuhl zurückschob und, ohne sie eines Blickes zu würdigen, das Zimmer verließ, setzte sich Lorchens an ihren Tisch und begann ihren Brief zu schreiben.

Sollte sie Tante Marie Alles mittheilen? Nein! verflagen wollte sie ihre Cousine nicht; vermochte es jedoch nicht zu hindern, daß die traurige Stimmung, in der sie sich befand, sich auch in ihrem Briefe wieder- spiegelte, und der Wunsch, recht bald nach Gruffina zurückkehren zu können, sich häufig wiederholte.

Eben war sie mit ihrem Briefe fertig geworden, als Lina mit der Meldung in der Thür erschien, das kleine Fräulein werde zum Mittage erwartet.

Nach dem Essen sollte Lorchchen jedoch die Erfahrung machen, daß der heutige unangenehme Austritt mit Clara noch nicht seinen Abschluß gefunden hatte.

„Leonore! komm' mit mir auf mein Zimmer!“ sagte der Regierungsrat zu seiner kleinen Nichte, als man sich vom Tische erhob.

Lorchchen erschrak und folgte in banger Erwartung dem voranschreitenden Dunkel. Als beide sein Arbeitszimmer erreicht hatten, schloß Herr Hillner die Thür.

„Leonore!“ begann er, „ich erfahre von Deiner Tante, daß Du Dich heute in einer Weise betragen hast, die für Jeden, besonders aber für ein kleines Mädchen durchaus unpassend ist. Was veranlaßte Dich, so heftig gegen Deine Cousine zu sein?“

„Clara that mir unrecht, Dunkel!“ versetzte Lorchchen mit bebender Stimme.

„Deine Cousine behauptet dasselbe von Dir!“ entgegnete der Regierungsrat. „Ich will die Sache nicht genauer untersuchen, da ich die Ueberzeugung habe, daß,

wo zwei Kinder mit einander streiten, in den meisten Fällen beide im Unrecht sind. Das habe ich auch Clara gesagt, kann Dich aber keineswegs von Schuld freisprechen, Leonore. Auch wenn Du gereizt wurdest, durftest Du nie so heftig werden und solche Worte aussprechen, wie Deine Tante sie heute aus Deinem Munde vernommen hat. War das aber einmal geschehen, so mußttest Du Clara Abbitte leisten, was Du, wie ich höre, bis jetzt noch nicht gethan hast. Ich erwarte von Dir, daß Du, nach dem, was ich Dir jetzt gesagt habe, nicht länger zögern wirst, meinen ausdrücklichen Wunsch zu erfüllen.“

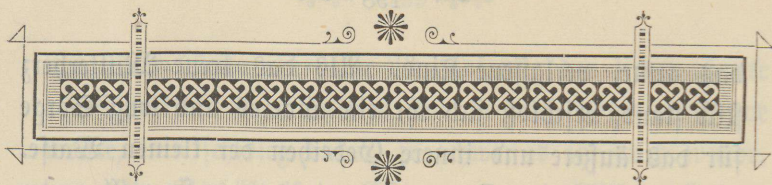
Lorchen stand einen Augenblick wie betäubt da, dann küßte sie, ohne ein Wort zu erwidern, die Hand des Onkels und verließ das Zimmer.

Sie hatte einen schweren Kampf mit ihrem kleinen trohigen Herzen zu bestehen; aber mit Gottes Beistand gelang es ihr, den Groll und die Bitterkeit, welche ihre Seele erfüllten, niederzukämpfen und Clara aufzusuchen.

„Verzeih' mir, daß ich so heftig gegen Dich war!“ sagte sie mit Thränen in den Augen.

Clara reichte ihr die Hand hin. „Sei künftig nicht so empfindlich!“ erwiderte sie, und duldete es, daß Lorchen ihr einen Kuß gab.





## 10.

Die Schulen waren wieder eröffnet worden und die älteren Kinder im Hillnerschen Hause hatten mehr, denn vorher, mit ihren Aufgaben zu thun, da alle, außer Clara, in eine höhere Klasse versetzt worden waren. Niemals vergeht jedoch die Zeit so rasch und unvermerkt, als wenn sich in einförmiger Erfüllung der Pflichten Stunde an Stunde reiht.

Das erfuhr auch Lorchchen. Eine Woche nach der anderen entschwand ihr wie im Fluge, die Kälte ließ nach, der Schnee in den Straßen begann zu schmelzen, und ehe sie sich dessen versah, war der 9. März gekommen, jener für sie so bedeutungsvolle Tag, wo sie vor einem Jahre mit ihrer Mutter Lipkowa verließ.

Damals hatte ungeachtet der Trauer um den theuren Vater ihr Herz noch so hoffnungsfreudig geschlagen bei dem Gedanken an die Reise und alles Schöne, das sie in der neuen Heimat erwartete; fühlte sie sich doch so sicher geborgen unter dem Schutze der geliebten Mutter. Und dann traf sie der Schlag, der schwerste in ihrem jungen Leben; aber Gottes Vaterhuld sorgte gnädig für

das arme, verlassene Kind. Als das treue Mutterherz still stand, erschloß sich ihr ein anderes und trug Sorge für das äußere und innere Gedeihen der kleinen Waise. Liebende Arme umfingen sie und trugen sie voll zarter Schonung über die ersten, schweren Wochen und Monate hinweg, bis sie stark genug war, um den Kampf, der ihr im Hause ihrer Verwandten bevorstand, zu beginnen.

Wenn Lorchén auch noch viel zu jung war, um über Gottes Führungen nachzudenken, und in Allem, was sie traf, seine Hand zu erkennen, überkam sie doch jedesmal eine Ahnung von seiner großen Güte, sobald sie einen Brief aus Grusina erhielt. Ach! sie war auch ihren Verwandten hier in Riga zugethan, und vorzugsweise an dem Onkel, dem Bruder der teuren Mutter, hing ihr kleines Herz; aber sie wußte ja nicht, ob man sie auch lieb hatte, und besonders nach dem letzten Auftritt mit Clara kam sie sich oft wie ein fremder Eindringling vor, der im Hause nur geduldet wurde.

Wie anders war es dagegen in Grusina gewesen. Sie hatte die feste Ueberzeugung, daß Tante Marie sie liebte wie eine leibliche Tochter, und wie dankbar war sie ihr dafür und stellte sie hoch, wie sonst Niemand in der Welt. Darum kostete es ihr auch immer die größte Ueberwindung, ruhig zu bleiben, wenn Emil, wie er auch jetzt noch häufig that, sich spöttische Bemerkungen über ihre angeflogene Tante Pompadur erlaubte, oder sie mit ihrer großen Vorliebe für Grusina neckte; aber sie hatte die Erfahrung gemacht, daß ein Widerspruch

von ihrer Seite oder eine Verteidigung der lieben Tante die Spottlust ihres Veters nur in noch höherem Grade weckte, und schwieg daher, so schwer es ihr auch wurde.

Ihr Verhältniß zu Clara war und blieb nach dem letzten unangenehmen Auftritt, trotz der darauf erfolgten Versöhnung und der Mühe, welche Lorchon sich gab, ihre Cousine freundlicher gegen sich zu stimmen, doch immer ein kühles.

Wäre Lorchon in der Schule oder von ihren Vettern zurückgesetzt worden, so hätte Clara es für ihre Pflicht gehalten, für ihre Cousine einzutreten; aber daß sie von den Lehrern und Lehrerinnen ihres Fleißes und bescheidenen Betragens wegen oft gelobt und gern gesehen und von ihren Mitschülerinnen mehr geliebt wurde, als sie, erweckte ihren Neid, und daß Emil die kleine Grusinsche Prinzessin bevorzugte und sie bei jedem Streit, der zwischen ihnen stattfand, ihr immer als Muster der Geduld und Verträglichkeit hinstellte, verletzte ihre Eitelkeit. Mit Rudolf stand Lorchon seit seiner Krankheit und dem guten Räte, den sie ihm damals erteilte, auf bestem Fuße; und daß er, ebenso wie Emil, seine Vorliebe für sie bei jeder Gelegenheit offen zur Schau trug, ärgerte Clara und vermehrte noch ihre Abneigung gegen ihre Cousine. Nur die Liebe von Willi und Lisa mißgönnte Clara derselben nicht; im Gegenteil, sie war ganz zufrieden damit, daß die beiden Kleinen sich nicht, sobald sie ihrer ansichtig wurden, wie das bei Lorchon der Fall war, wie die Kletten an sie anklammerten und sie

bestürmten, mit ihnen zu spielen. Lorchchen fühlte sich dagegen nie glücklicher, als wenn Lisa die Armchen um ihren Hals schlang und rief: „Ich hab' Dich lieb!“ und Willi sich dicht an sie schmiegte und sagte: „Du bist unsere Lore!“

Wieder verging eine Woche nach der anderen und es wurden Monate daraus. Der Frühling kleidete Bäume und Wiesen in sein prächtiges grünes Gewand, die ersten Lenzesblumen steckten die Köpfschen hervor und die Vögel stimmten ihre Jubellieder an.

Die sonntäglichen Spaziergänge in den Schützen-garten nahmen wieder ihren Anfang, bisweilen machte auch Herr Hillner mit seiner Familie eine Ausfahrt nach einem in der Nähe der Stadt belegenen Vergnügungsorte; aber als der Frühling seinem Bruder, dem Sommer, Platz machen mußte, die Strahlen der Sonne immer sengender brannten und es in den Zimmern drückend heiß zu werden begann, da saß der Regierungsrat oft, statt wie sonst rastlos zu arbeiten, müde zurückgelehnt in seinem Lehnstuhl, oder er ruhte, mit einem Zeitungsblatte in der Hand, auf seiner Couchette.

Der herbeigerufene Arzt erklärte, daß Herr Hillner sich durchaus ein paar Monate vollständige Ruhe und Erholung gönnen müsse. Ein Aufenthalt auf dem Lande, in einer Gegend, wo viel Fichtenwald sei, würde auch allen Kindern, besonders dem seit der letzten Krankheit noch mehr als sonst bleich und leidend aussehenden Rudolf wohlthun, fügte der Doktor, welcher schon seit

Sahren Hausarzt beim Regierungsrat war, hinzu, und dieser letzte Umstand veranlaßte, wie er ganz richtig vorausgesehen hatte, seinen Patienten noch mehr, als sein eigenes Unwohlsein, dazu, dem ärztlichen Rate zu folgen.

Ein für die Hillnersche Familie passender Sommeraufenthalt wurde durch die Vermittelung der Zeitung bald aufgefunden, und so zog der Regierungsrat mit den Seinen, nachdem die Schulen geschlossen waren, auf das nur vier Werst von einer Eisenbahnstation belegene Gut Fichtenberg, dessen Besitzer mit seiner Familie nach Deutschland gereist war und der seinen Verwalter beauftragt hatte, das Wohnhaus, falls sich ein Liebhaber finden sollte, für die Sommermonate zu vermieten.

Das Gut Fichtenberg hatte eine hübsche Lage und entsprach vollständig den Anordnungen des Arztes, denn es war rings von Wald, in welchem das Nadelholz vorherrschte, umgeben. Herr und Frau Hillner sprachen sich sehr zufrieden über die Wahl aus, welche sie getroffen hatten; am glücklichsten waren aber die Kinder, sowohl die großen, wie die kleinen, welche sich, was in der Stadt ganz unmöglich war, hier den ganzen Tag im Freien tummeln konnten. Zudem fanden sie in den drei Kindern des Verwalters, einem Mädchen von zehn und zwei Knaben von zwölf und vierzehn Jahren, noch Gespielen in Fichtenberg vor, mit denen sie sich sehr rasch einlebten.

Die kleine Johanna Lundmann war ein nachgiebiges und schüchternes Kind, das sich Clara schon vom ersten

Augenblicke an unterordnete und daher auch sehr bald deren Gunst gewann.

Gustav und Fritz, ein paar muntere Knaben, die in Fichtenberg aufgewachsen waren und dort jeden Strauch im Garten, jeden hübschen Platz und Weg im Walde kannten, standen dagegen schon nach wenig Tagen mit Emil und Rudolf auf vertrautem Fuße.

Zum Verdruß der Hillnerschen Knaben mußten aber die Söhne des Verwalters den größten Teil des Tages entweder den Papa auf die Felder begleiten oder ihm bei den Arbeiten im Garten zur Hand sein, weshalb sie eigentlich nur am Sonntage oder in den Abendstunden mit ihnen zusammensein konnten. Johanna wurde ebenfalls dazu angehalten, ihre Zeit nicht müßig zu verbringen; sie mußte entweder der Mutter in der Wirtschaft behülflich sein oder sich mit einer Handarbeit beschäftigen; ihr wurde aber, wenn Clara darum bat, häufiger als den Brüdern die Erlaubniß erteilt, sich an den Spaziergängen oder den Spielen, welche die Kinder aus der Stadt unternahmen, zu beteiligen.

An dem ersten Sonntage, welchen die Hillnersche Familie in Fichtenberg verlebte, machte Gustav am Nachmittage den Vorschlag, die Gesellschaft zu einem im Walde belegenen See hinzuführen, wo man zu Boot fahren könne. Als Gustav hinzufügte, daß der See nur eine Werst vom Wohnhause entfernt liege, erklärten sich Herr und Frau Hillner bereit, seiner Aufforderung Folge zu leisten, und die ganze Gesellschaft machte sich auf

den Weg; ausgenommen die Kleinen, welche an der Bootfahrt nicht teilnehmen und indessen mit Susanna im Garten spielen sollten.

Gustav schritt als Führer Arm in Arm mit Emil voran, dann folgten Herr und Frau Hillner; hinter ihnen die drei kleinen Mädchen, Johanna in der Mitte, und zuletzt Rudolf und Triß.

Das Wetter war herrlich und der Spaziergang um so angenehmer, als man, vor den Sonnenstrahlen geschützt, auf einem schmalen Waldpfade unter schattigen Bäumen dahinwandeln konnte.

Es währte auch gar nicht lange, so erreichte die kleine Gesellschaft den ziemlich ansehnlichen See mit seinen schilfbewachsenen Ufern. Ein Steg führte eine Strecke weit in's Wasser hinein und von hier aus konnte man bequem das Boot, welches, wie Gustav erzählte, der Besitzer des Gutes erst vor ein paar Jahren hatte anfertigen lassen, besteigen.

„Herr von Breitenfeld that das nicht eher, als bis alle seine Kinder erwachsen waren,“ fügte Gustav hinzu, „da er vorher immer fürchtete, es könne ein Unglück geschehen. Der See soll nämlich bodenlos tief sein und einen schlammigen Grund haben, so daß, wenn Jemand hineinfällt, an eine Rettung gar nicht zu denken ist. Papa hat mir auch erst in diesem Jahre, wo ich groß und vernünftig genug dazu bin, gestattet, das Boot zu benutzen; Triß darf aber allein niemals fahren.“

Bei diesen Worten löste Gustav die Kette, mit der

das Boot, in dem die Anderen bereits saßen, an dem Stege befestigt war, sprang selbst hinein und ergriff die Ruder.

Lorchen fand die Bootfahrt wundervoll und konnte sich gar nicht satt daran sehen — wie, wenn Gustav die Ruder in den Wasserspiegel tauchte und wieder heraus hob, zahllose Tropfen herabrieselten und gleich Brillanten in der Sonne erglänzten.

Nach einer Weile löste Fritz den Bruder ab; darauf machte Emil ebenfalls den Versuch, zu rudern, und freute sich, als es nach kurzer Zeit schon recht gut damit ging.

Troßdem die Sonne noch hoch am Himmel stand, war es doch auf dem See kühl und erfrischend, und die Kinder fanden es so wunderschön auf dem Wasser, daß sie sich gar nicht dazu entschließen konnten, wieder an's Ufer zurückzukehren.

Endlich erklärte aber der Regierungsrat, daß er heimzukehren wünsche, und Gustav lenkte das Boot wieder dem Stege zu.

In der Nähe des Ufers blühten zahllose Wasserrosen und Clara sprach den Wunsch aus, ein paar von diesen Blumen zu pflücken. Gustav ruderte nahe zu einer Stelle heran, wo die Wasserrosen ihre Köpfe zwischen dem Schilf hervorsteckten, und Emil und Fritz pflückten einige von den Blüten für die kleinen Mädchen; darauf legte das Boot an und nachdem dasselbe wieder am Stege befestigt war, begab sich die Gesellschaft auf den Heimweg.

„Das war ein hübscher Spaziergang und die Bootfahrt war ebenfalls sehr angenehm,“ sagte der Regierungsrat, als er mit seiner Familie an dem auf der Veranda gedeckten Kaffeetisch saß; „aber mir geht es gerade so, wie Herrn von Breitenfeld. Dieser unergründlich tiefe See erregt in mir ein Gefühl des Bangens und der Besorgniß. Obgleich Gustav schon vierzehn Jahre alt ist, würde ich ihm doch, wenn er mein Sohn wäre, noch nicht gestatten, allein auf dem See zu fahren. Euch aber, meine Kinder, untersage ich auf's strengste, ohne daß ich selbst dabei bin, das Boot zu benutzen. Da Euch das Fahren auf dem See so große Freude gewährt, bin ich gern bereit, Euch an schönen Tagen zu begleiten, das heißt, wenn Gustav und Friß Zeit haben mitzukommen; denn Emil ist noch zu ungelübt, um das Rudern allein zu übernehmen, und Rudi nicht kräftig genug, um ihm zu helfen.“

Einige Tage darauf saßen die vier älteren Hillnerschen Kinder in einer schattigen Laube im Garten beisammen und hielten eine große Beratung. Am 4. Juli war der Geburtstag des Papas und eine Woche darauf derjenige der Mutter. Nun sollten diese beiden Feste an einem Tage gefeiert werden und die Kinder beabsichtigten, die Eltern mit lebenden Bildern zu überraschen.

Daß Scenen aus verschiedenen Märcchen dargestellt werden sollten, darin waren sie Alle einig; aber wer von ihnen in jedem der Bilder mitwirken sollte, diese Frage

erweckte die größte Meinungsverschiedenheit zwischen Clara und ihrem älteren Bruder.

„Ich finde, daß Johanna sehr gut zum Rottkäppchen paßt!“ meinte Clara.

„Meiner Ansicht nach eignet sich unsere kleine Grünsinsche Prinzessin viel besser dazu,“ versetzte Emil; „aber Du hast einmal Johanna wie eine Gluckhenne ihr Küchlein unter Deine Flügel genommen und nun suchst Du natürlich den besten Bissen für sie aus.“

„Johanna ist so nett!“ erwiderte Clara.

„Ja, sie ist sehr nett!“ spottete Emil ihr nach; „sie trinkt keine Tinte und ist keinen Lichttalg, auch hat sie das Pulver nicht erfunden; was ich übrigens am allernettesten von ihr finde, denn hätte sie es erfunden, so könnte man damit gewiß nicht schießen.“

„Emil! wie kannst Du so ungezogen sein!“ rief Clara heftig. „Was hast Du gegen Johanna?“

„Willst Du mir nicht zuerst sagen, meine verehrte Schwester, was Du gegen Lore hast?“ fragte Emil.

Clara hielt es für besser, auf diese Frage nichts zu erwidern. „Lore kann ja in einem anderen Bilde stehen!“ meinte sie. „Laß sie das Aschenbrödel machen.“

„Sehr gütig von Dir!“ versetzte Emil. „Nein, Lore! das Aschenbrödel sollst Du nicht machen, das kann Clara selbst thun.“

„O, nein Emil!“ fiel ihm Lorch in die Rede, „Clara will ja im Dornröschen mitwirken und ich mache das Aschenbrödel sehr gern.“

„Ich glaube, Du wärest bereit, auch die Hexe in Hänsel und Gretel vorzustellen?“

„Gewiß, warum denn nicht?“

„Die Hexe wird sie ohnehin machen müssen,“ sagte Clara und warf ihrem Bruder einen triumphirenden Blick zu, „da wir Willi und Lisa gewiß nur dazu bringen werden, ruhig zu stehen, wenn ihre geliebte Lore mit dabei ist.“

Emil lachte. „Da erkennt man wieder so recht die Wahrheit des Sprichwortes: ‚Undank ist der Welt Lohn!‘“ entgegnete er. „Du, Lore, hast es Dir ruhig gefallen lassen, wenn die kleinen Plagegeister Dich quälten, und der Lohn dafür ist, daß Du nun als Hexe auftreten sollst.“

„Aber das ist ja ganz prächtig!“ rief Lorchchen. „Ich freue mich so darauf, mit den lieben Kleinen in einem Bilbe zu stehen. Ich will schon mein Möglichstes thun, um Willi und Lisa still zu halten, und werde sie allmählich an meinen Anblick als Hexe gewöhnen; denn ich muß doch recht abschreckend aussehen. O, es wird zu drollig sein!“

„Und den Wolf im Rotkäppchen mache ich!“ sagte Rudolf. „Fritz hat mir erzählt, daß sein Papa eine Schlittendecke aus Wolfsfell besitzt, die ich zu diesem Zwecke benutzen kann.“

„Wer soll aber den Prinzen im Dornröschen machen?“ fragte Clara.

„Ich denke, dazu wird Gustav sich am besten eignen!“ meinte Emil, „und ich stelle den Koch und Fritz den Küchenjungen vor.“

Clara hatte nichts dagegen einzuwenden, sie sah im Gegentheil sehr befriedigt aus; denn Gustav war ein hübscher Junge, und sie wünschte, das Bild, in welchem sie die Hauptperson darstellte, möge gut ausfallen.

So endete diesmal durch Lorchens Vermittelung die Beratung, welche anfangs auf Krieg zu deuten schien, ganz friedlich und zu allgemeiner Zufriedenheit.

Die Kinder gingen jetzt zu Frau Lundmann, und diese war sehr gern dazu bereit, aus Schränken und Kommoden Alles hervorzusuchen, was sich zum Herstellen der Bilder verwenden ließ; auch versprach sie bereitwillig, den kleinen Mädchen beim Anfertigen der Anzüge zu helfen.

Gustav nahm es dagegen auf sich, den Vater darum zu bitten, daß er von einem Knechte kleine Bäume und größere Zweige, welche den Bildern als Hintergrund dienen sollten, aus dem Walde holen ließ.

Durch seine Vermittelung erhielten die Hillnerschen Kinder auch die Erlaubniß, ein paar Zimmer, welche in dem geräumigen Wohnhause des Herrn von Breitenfeld leer standen und nicht mit vermietet waren, zu der von ihnen geplanten Ueberraschung zu benutzen, und hier wurden nun in aller Stille die nötigen Vorbereitungen getroffen.

Es traf sich sehr günstig, daß der Regierungsrat kurz vor dem Tage, an welchem die Feier stattfinden sollte, in Geschäften nach Riga hinüberfahren mußte, und die Freude der Kinder war keine geringe, als er seine Gattin aufforderte, ihn zu begleiten.

Da die Eltern am Morgen davonfuhren und erst am Abend wiederkehren sollten, hatten die Kinder den ganzen Tag über Zeit, ihre Anzüge zu vollenden und eine Probe mit dem Stellen der Bilder zu machen, wobei Frau Lundmann, die viel Kunstsinne und Verständniß für solche Dinge besaß, thätigen Beistand leistete.

Nun war der festliche Tag gekommen und die Familie nahm auf der Veranda, welche die Kinder schon am Abend vorher mit Kränzen und Guirlanden geschmückt hatten, den Morgentee ein.

Dann schlüpfen Emil, Clara, Lorch und Rudolf in den Garten und von dort aus stahlen sie sich heimlich in das Verwalterhaus, um ihre Gespielen zu holen und mit ihnen noch einmal die Zimmer, in denen bereits Alles zur abendlichen Ueberraschung vorbereitet war, zu besichtigen.

Da es nichts mehr zu thun gab, die Kinder sich aber vor Erwartung der kommenden Dinge nicht dazu aufgelegt fühlten, ein Spiel vorzunehmen, schlichen die Stunden des Tages ziemlich langsam dahin; aber endlich brach er doch an, der so sehnlich erwartete Abend.

Das erste Bild: „Aschenbrödel“ stand bereit. Lorch saß in einem einfachen grauen Kleide und weißen Schürzchen, mit bloßen Füßen, an einem Tisch und las Erbsen aus. Die Tauben wurden durch einige ausgestopfte Vögel, welche Gustav geliefert hatte, ersetzt.

Herr und Frau Hillner, sowie der Verwalter und die ganze Dienerschaft in Fichtenberg bildeten die Zuschauer,

und zur Freude der Kinder fanden Alle das Bild sehr hübsch.

Dann folgte nach einer kleinen Pause das zweite Bild: „Kotkäppchen“. Die kleine Johanna machte sich in dem gestreiften Röckchen und dem roten Käppchen ganz gut; nur senkte sie, statt die Zuschauer anzublicken, die Augen schüchtern zu Boden. Am meisten wurde aber der Wolf bewundert; denn Frau Lundmann hatte es verstanden, Rudolf so in die Schlittendecke einzuhüllen, daß er wirklich diesem Raubtier ziemlich ähnlich sah. Er hockte, durch einen Baum halb verdeckt, am Boden; seine Arme, welche die Vorderfüße des Wolfes darstellten, waren mit Pelzwerk bekleidet, ebenso wie der Kopf, aus dem ein paar glühende Augen hervorleuchteten.

Das zweite Bild fand noch mehr Beifall, als das erste.

Nun trat eine längere Pause ein, denn das Herstellen des Pfefferkuchen-Häuschens erforderte einige Zeit.

Endlich wurden die Zuschauer wieder herbeigerufen und Willi und Lisa standen als Hänsel und Gretel, wie es ihnen eingeschärft worden war, wirklich einen Augenblick ganz unbeweglich da und schauten auf die Hexe, welche, in ein großes Tuch gehüllt, mit schwarz angemalten Runzeln im Gesicht und einem Besen in der Hand, wirklich sehr abschreckend aussah.

Nachdem sie eine Minute ganz still dagestanden hatte, mochte aber wohl Lisa der Ansicht sein, daß ihre Geduld nun genügend auf die Probe gestellt sei; sie

trippelte sehr vergnügt auf die Hexe, vor der sie sich durchaus nicht zu fürchten schien, zu, tippte ihr mit dem Fingerchen auf die Hand und fragte: „Betommt Lisa nu Toffertuchen?“

Willi hielt es unter so bewandten Umständen ebenfalls für überflüssig, länger still zu stehen; er spazierte ungenirt umher und brach von einem der Pfefferkuchen, welche an das Häuschen geheftet waren, ein Stückchen ab. Daß er den auf diese Weise eroberten Leckerbissen sofort in das Mündchen steckte, versteht sich von selbst.

Alles lachte und der Regierungsrat klatschte in die Hände. „Das war ein reizendes Bild!“ sagte er.

Lisa wurde von Allen geherzt und geküßt, aber Willi entschlüpfte den Armen, welche ihn festhalten wollten, und lief davon.

Nun kam das letzte Bild an die Reihe. Clara lag in einem weißen Kleide mit einem Rosenkranz im Haar auf einer Couchette und vor ihr kniete in phantastischem Costüm Gustav als Prinz und hielt mit der Hand die Zweige, welche das Lager halb verdeckten, zurückgebogen. Im Vordergrund erblickte man den Koch mit der weißen Schürze, welcher die Hand erhoben hielt, als sei er eben im Begriff, dem Küchenjungen, der vor ihm stand, eine Ohrfeige auszuteilen.

Auch dieses Bild gefiel allgemein und Herr und Frau Hillner dankten allen Kindern herzlich für die nette Ueberraschung, welche sie ihnen bereitet hatten; aber diese waren selbst so vergnügt bei den Vorbereitungen gewesen,

daß sie untereinander verabredeten, wenigstens noch einmal, so lange sie hier in Fichtenberg beisammen wären, etwas Ähnliches zu veranstalten.

Auf Frau Lundmanns Rat kam denn auch wirklich, als die Ferienzeit sich ihrem Ende zuneigte, ein Zigeunerlager im Walde zu Stande, mit welchem Herr und Frau Hillner auf einem Spaziergange überrascht wurden. Dieser kleine Scherz fiel ebenfalls gut aus und erregte viel Heiterkeit.

Der Beginn des Augustmonats hatte einige trübe, regnerische Tage gebracht und die Kinder mußten viel im Zimmer sitzen, was ihnen um so schwerer fiel, als ja die in Fichtenberg so schön verlebte Zeit nun bald ihren Abschluß finden sollte. Aber dann kamen wieder schöne Tage, die Sonne schien hell und freundlich, und die Familien Hillner und Lundmann, welche sich bei längerem Beisammensein immer mehr befreundet hatten, unternahmen zusammen Spaziergänge und Bootfahrten.

Nun war der Morgen vor dem zur Abreise bestimmten Tage angebrochen. Die Kinder beschloßen, gleich nach eingenommenem Morgenkaffee in den Wald zu gehen und forderten Gustav, Fritz und Johanna auf, sie zu begleiten; aber die beiden Knaben erklärten, daß der Roggen vom Felde eingeführt werden müsse und daß sie nur nach Hause gekommen wären, um mit den leeren Wagen wieder zurückzufahren. Rudolf lief rasch zu seinen Eltern und erbat sich die Erlaubniß, Gustav und Fritz begleiten zu dürfen; Johanna wurde es dagegen gestattet,

mit den anderen kleinen Mädchen in den Wald zu gehen.

„Ich hätte eigentlich jetzt auch viel mehr Lust, mit den anderen Jungen auf's Feld zu fahren, als Euch zu begleiten!“ meinte Emil.

„Das wäre sehr ungefällig von Dir!“ entgegnete Clara in gereiztem Tone. „Wenn Du nicht mitkommst, müssen wir auch zurückbleiben; denn allein können wir Mädchen doch nicht in den Wald gehen.“

Schon schwebte Emil eine Bemerkung auf den Lippen, welche sicherlich Clara wieder zu einer unfreundlichen Erwiderung gereizt hätte, als er Lorchens bittendem Blick begegnete.

„Dann wird mir schon nichts Anderes übrig bleiben, als bei Euch den Ritter zu spielen!“ versetzte er mit einem leichten Seufzer. „Also kommt!“

Die Vier wanderten nun in den Wald hinein und gelangten zufällig auf den Pfad, welcher zum See führte.

Als das Wasser durch die Bäume hindurchschimmerte, sagte Lorch: „Kommt, laßt uns ein Sträußchen von Waldblumen pflücken und es als Abschiedsgruß in das Wasser werfen!“

Dieser Vorschlag fand Beifall. Die Blumen wurden gepflückt und bald schwammen die vier Sträußchen auf dem Wasserspiegel.

„Wie gern möchte ich zum Abschiede noch einige Wasserrosen haben und sie morgen nach Riga mitnehmen!“

sagte Clara. „Sie wachsen so nahe am Ufer, man könnte sie so leicht erreichen.“

„Wir könnten mit dem Boot bis dahin fahren!“ meinte Emil.

„Aber das dürfen wir ja nicht!“ rief Lorch, „der Onkel hat es verboten.“

„Auf dem See spazierenfahren dürfen wir natürlich nicht,“ versetzte Clara; „aber uns ein paar Wasserrosen hier ganz nahe am Ufer holen, das ist doch etwas Anderes; dabei ist ja gar keine Gefahr.“

„Ich werde die Wasserrosen holen und Ihr bleibt indessen hier am Ufer stehen!“ entschied Emil.

„Warum sollen wir denn zurückbleiben?“ fragte Clara. „Nein, ich komme jedenfalls mit!“

Bei diesen Worten schritt sie dem Stege zu, aber Lorch ergriff ihre Hand. „Bitte, thu' es nicht!“ bat sie; „und auch Du, Emil, geh' nicht in das Boot, Dein Papa hat es doch so streng verboten.“

„Sei doch nicht närrisch, kleine Grusinsche Prinzessin!“ erwiderte Emil. „Wir werden ja nicht spazierenfahren, sondern mit dem Boot ganz am Ufer bleiben; da kann uns ja gar nichts geschehen.“

„Wenn Du solch ein Hasenfuß bist, so bleib' doch zurück!“ rief ihr Clara zu und sprang in das Boot. Johanna folgte ihr.

Lorch zögerte einen Augenblick, aber dann stieg sie ebenfalls hinein; sie wollte ihrer Cousine nicht

Veranlassung geben, sie zum zweitenmale einen Hasensfuß zu nennen.

Emil löste nun die Kette, sprang in das Boot und ergriff die Ruder. In einer Minute war die Stelle erreicht, wo die Wasserrosen blühten. Die Blumen saßen aber so fest im Boden des See's, daß man sie nur schwer herausreißen konnte. Emil holte sein Messer hervor und schnitt die Rosen, welche er mit dem Arm erreichen konnte, ab. „Hast Du nun genug, Clara?“ fragte er.

„Sieh' nur, Emil,“ entgegnete diese; „dort, noch näher zum Ufer hin, sind so schöne Wasserrosen; schneide mir noch ein paar von denen ab.“

Emil versuchte dorthin zu rudern, vermochte es aber nicht, da das Wasser so nahe am Ufer zu flach war. Er beugte sich über den Rand des Bootes, streckte den Arm aus und erfaßte richtig eine Rose. „Die muß ich noch haben!“ rief er; aber in demselben Augenblicke verlor er, da er sich zu weit über den Rand gebeugt hatte, das Gleichgewicht und stürzte in's Wasser.

Die drei Mädchen stießen einen lauten Schrei aus, aber da tauchte Emils Kopf und sein Oberkörper schon wieder, jedoch ein paar Fuß vom Boot entfernt, aus dem Wasser empor.

„Seid nur ruhig!“ rief Emil den Mädchen zu. „Es ist hier nicht tief, ich komme schon wieder heraus.“

Er versuchte, sich dem Boote zu nähern, sank aber

dabei eine Handbreit tiefer. „Um Gotteswillen, ich versinke!“ rief er verzweiflungsvoll.

Clara und Johanna rangen jammernd die Hände, aber Lorchen griff nach den Rudern.

„Halte Dich ruhig, Emil!“ rief sie ihrem Vetter zu. „Ich will versuchen, Dir mit dem Boot näher zu kommen.“

Aber vergebens arbeitete sie mit aller ihr zu Gebote stehenden Kraft; das Fahrzeug saß fest im Schlamm.

„Wenn ich nur den über mir hängenden Ast ergreifen könnte!“ rief Emil jetzt hinüber; „aber er ist zu hoch. O Gott! hilf mir!“

„Emil versinkt!“ schrie Clara außer sich.

Lorchen schaute zu ihrem Vetter hinüber und ihr Herz stand fast still, als sie ebenfalls zu bemerken glaubte, daß er wieder ein paar Zoll tiefer gesunken war.

In ratloser Verzweiflung sprang sie auf und blickte wie hilflos zum Himmel empor; dann maß sie mit den Augen die Strecke, welche von der Stelle, auf der sich Emil befand, bis zum Ufer führte. Plötzlich kam ihr ein rettender Gedanke.

„Rühre Dich nicht, Emil!“ rief sie ihrem Vetter zu. „Ich komme Dir zu Hülfe!“

Nur ein paar Schritte vom Boote entfernt hatte Lorchen einen großen Stein erblickt, der aus dem Wasserspiegel hervorragte. Zu diesem bildete sie nun mit dem Ruder eine Brücke und glitt darauf in reitender Stellung, nicht achtend, daß sie sich Kleider und Füße durchnäste,

hinüber. Nun war sie auf dem Stein angelangt und hob die Arme zu dem Baumast empor, welcher über ihr in das Wasser hineinragte. Sie spannte alle ihr zu Gebote stehende Kraft an und es gelang. Der Ast bog sich tiefer und tiefer, bis Emil endlich den Halt, welcher sich ihm darbot, erfassen konnte. Wenn der Ast nur aushielt und nicht brach, war er gerettet; denn schon begann er aus dem Schlamm sich immer mehr emporzuarbeiten.

Nun hing er am Baumast und schob sich langsam, aber sicher vorwärts. In atemloser Spannung schauten die beiden kleinen Mädchen im Boote dem Vorgange zu und ein Freudenschrei entrang sich ihren Lippen, als Emil den Stein erreichte.

„Nun laß los!“ rief er seiner kleinen Retterin zu.

Der Ast schnellte in die Höhe, aber zugleich sank Lorchen, deren Kraft völlig erschöpft war, in die Kniee. Emil hielt sie fest, damit sie nicht von dem Stein hinunterglitt.

„Du bist ein tapferes kleines Mädchen, Lore,“ sagte er, „und wer Dich fortan einen Hasensfuß nennt, der hat es mit mir zu thun.“

Lorchen stand schon wieder auf ihren Füßen.

„Reicht das zweite Ruder herüber!“ rief Emil seiner Schwester und Johanna zu.

Die beiden Ruder wurden nebeneinander gelegt und Emil versuchte, einige Schritte auf dem zum Boote gebildeten Stege zu machen.

„Die Brücke wird uns Beide tragen!“ sagte er darauf zu Lorchchen. „Komm!“

Er nahm ihre Hand und langsam seitwärts schreitend, einen Fuß vorschiebend und den anderen nachziehend, erreichten sie beide das Boot.

„Nun laß Dir danken, Du liebe kleine Grusinsche Prinzessin!“ Bei diesen Worten schüttelte Emil kräftig Lorchchens Hand. „Was Du heute für mich gethan hast, vergesse ich Dir nie. Ohne Deine Hülfe hätte ich rettungslos im Schlamm versinken müssen.“

Clara umarmte und küßte Lorchchen jetzt ebenfalls zum Dank für die Rettung des Bruders. „Wie kamst Du auf diesen glücklichen Gedanken, Lore?“ fragte sie.

„Ich weiß nicht,“ versetzte Lorchchen; „ich glaube, Gott gab mir ihn ein; denn als ich eben hilfesusuchend zu ihm aufgeschaut hatte, erblickte ich den Stein, und da wurde es mir klar, was ich thun sollte.“

Emil hatte sich indessen auf die Ruderbank gesetzt und nach einigen Minuten angestrongter Arbeit gelang es ihm, das Boot aus dem Schlamm, in dem es festsaß, herauszubringen. Bald war nun auch der Steg erreicht, das Boot wurde wieder angefettet und die Vier traten mit beschleunigten Schritten den Heimweg an; denn Emil begann in seinen nassen Kleidern zu frieren und Lorchchen sehnte sich ebenfalls danach, ihren beschmutzten und übel zugerichteten Anzug zu wechseln.

„Wir wollen durch die Hinterthür hineingehen,“ sagte Clara, „damit Ihr Eure Kleider wechseln könnt,

ohne daß Mama und Papa Euch sehen. Wie gut, daß wir Rudi nicht mithatten, der würde gewiß gleich Alles ausklatschen. Wir Mädchen werden aber unsern Mund halten, dafür stehe ich Dir.“

„Allerdings bitte ich Euch, den Eltern nichts zu sagen, bis ich mich umgekleidet habe!“ versetzte Emil.

„Ich wünsche, Papa selbst meine Schuld zu bekennen.“

„Emil! das wirst Du doch nicht thun?“ rief Clara.

„Papa würde sich so furchtbar aufregen, es könnte ihm Schaden.“

„Das würde mir unbeschreiblich leid thun und wäre eine sehr harte Strafe für mich; an meinem Entschluß kann das aber nichts ändern. Ist man nicht davor zurückgeschreckt, ein Unrecht zu begehen, so muß man auch den Mut besitzen, es einzugestehen. Ich würde keine ruhige Minute haben, wenn ich die Geschichte vor den Eltern verheimlichen sollte.“

Und dabei blieb es. Kaum hatte Emil sich umgekleidet, als er die Eltern, welche im Garten in einer Laube saßen, aufsuchte.

Die kleinen Mädchen hielten sich indessen in der Nähe auf und warteten in nicht geringer Aufregung auf Emils Rückkehr.

Endlich sahen sie ihn auf dem Wege daherkommen. Sein Gesicht erschien sehr bleich. Sie eilten ihm entgegen.

„War Papa sehr böse?“ fragte Clara.

„Weniger böse, als traurig!“ versetzte Emil. „Es

war eine sehr schwere Viertelstunde. Wir dürfen nie wieder ungehorsam sein, Clara!" setzte er sehr ernst hinzu.

"Wird Papa mich sehr schelten?" fragte Clara ängstlich.

"Dich?" entgegnete Emil. "Von Dir war ja gar nicht die Rede, sondern ich habe dem Papa nur meine Schuld bekannt. Lorchchen, die Eltern wünschen Dich zu sehen; geh' zu ihnen!" setzte er, zu seiner Cousine gewendet, hinzu.

Emil schritt dem Hause zu und Lorchchen beeilte sich, den Wunsch des Onkels und der Tante zu erfüllen; aber Clara schaute dem Bruder sinnend nach.

Zum erstenmale in ihrem jungen Leben ging ihr eine Ahnung davon auf, daß Emil neben den ihm eigenen Fehlern doch auch sehr liebenswerte Eigenschaften besaß, und daß er besser war, als sie bisher geglaubt hatte; ja, besser als sie.

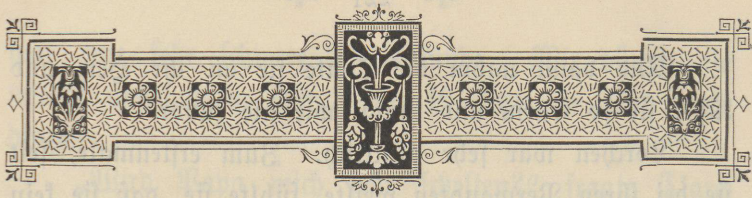
Diesen Gedanken, der das eitle kleine Mädchen tief demütigte, wollte sie gar nicht in sich aufkommen lassen; aber er war einmal da und ließ sich nicht verscheuchen. So blieb ihr nichts übrig, als ihn tief in ihrem Innern zu vergraben, damit wenigstens Niemand etwas davon erfahre.

Indessen ruhte Lorchchen an dem Herzen des Onkels, der ihr, als sie die Laube betrat, die Arme entgegenbreitete. "Leonore," sagte er tief bewegt, "mein tapferes kleines Mädchen, Gott segne Dich!"

Und dann nahm die Tante sie an ihr Herz und küßte sie so warm und innig, wie nie zuvor.

Lorchen war sehr glücklich. Zum erstenmale, seit sie bei ihren Verwandten weilte, fühlte sie, daß sie kein Eindringling mehr sei, sondern daß es ihr durch Gottes Gnade gelungen war, sich im Hause des Onkels das Kindesrecht zu erwerben.





## 11.

**M**ir wollen jetzt einen Zeitraum von mehr als zwei Jahren, wo sich im Hillnerschen Hause nichts besonders Bemerkenswerthes ereignet hat, überspringen und mit unserer Erzählung wieder an dem Tage beginnen, an welchem Lorchchen ihren fünfzehnten Geburtstag feierte.

Sie war seit dem Tage, wo die Hillnersche Familie von Fichtenberg Abschied nahm, bedeutend größer geworden und sah frisch und rosig aus. Da Lorchchen in ihrem Fleiß und Verneifer nicht nachgelassen hatte, war sie gut vorwärts gekommen und befand sich, ebenso wie Clara, bereits in der siebenten Klasse.

Der siebzehnjährige Emil hatte das Gymnasium schon durchgemacht und arbeitete gegenwärtig zum Abiturienten-Examen, welches er Anfang Juni zu machen hoffte. Dann wollte er nach Dorpat gehen und dort Medicin studiren, mit welcher Berufswahl seine Eltern ganz zufrieden waren.

Rudolf befand sich in der sechsten Klasse des Gymnasiums und der bald achtjährige Willi besuchte auch schon eine Knabenschule.

Die kleine Lisa, welche erst etwas über sechs Jahre alt war, verbrachte an den Wochentagen immer die Vormittagsstunden in einem Kindergarten und hatte zum heutigen Festtage eine Handarbeit angefertigt, auf welche sie überaus stolz war: ein kleines mit bunter Wolle brodirtes Nadelkissen. Lisa hatte übrigens mit diesem Geschenk ihren Zweck vollkommen erreicht; denn Lorchens Freude über die erste Arbeit ihres Lieblings war gewiß nicht minder groß, als die der kleinen Geberin.

Lorchen hatte außerdem noch von ihrer Cousine und den Vettern, sowie von dem Onkel und der Tante hübsche Geschenke erhalten; nur eines fehlte ihr am heutigen Tage, es war kein Brief aus Grufina eingetroffen. Sollte Tante Marie sie in diesem Jahre vergessen haben? Nein! der Brief konnte nur verspätet morgen oder übermorgen anlangen.

Obgleich Lorchen sich in den letzten Jahren viel besser, als es im Anfange der Fall war, mit ihren Verwandten eingelebt hatte und sich heimisch im Hause des Onkels fühlte, war der Briefwechsel mit Tante Marie doch immer gleich lebhaft und rege fortgeführt worden, und der Gedanke, daß sie, wenn ihre Schule beendet sei, nach Grufina zurückkehren könne, schwebte Lorchen noch immer als schönstes Ziel ihrer Wünsche vor Augen.

Es war dem jungen Mädchen zu Mute, als sei dort ihre eigentliche Heimat, und sie war der lieben Tante Marie so dankbar dafür, daß sie immer so eingehend und ausführlich schrieb und von Allem Bericht

erstattete, was, wie sie glaubte, Interesse für das ihr so liebgewordene Kind haben könne.

Bisweilen waren auch einige Zeilen von der alten Frau Weiß dem Briefe der Tante beigelegt, oder im Sommer, wenn Reginald in Grusina anwesend war, ein Blättchen von ihm, in welchem er sich in seiner muntern, neckischen Weise danach erkundigte, ob das Lilliputchen sich auch noch an den wilden, übermütigen Kameraden erinnere, und ob Leonore jetzt mehr Courage bekommen habe, als damals, wo sie bei dem von ihm abgefeuerten Schuß von der Bank geplumpft sei.

„Lore! Papa läßt Dich bitten, Du möchtest zu ihm auf sein Zimmer kommen.“

Lorchen war so in ihre Gedanken vertieft gewesen, daß sie es gar nicht bemerkt hatte, daß Rudolf in das Gemach getreten war, und bei seinen Worten erschrocken emporfuhr.

„Verzeih’, Lore, ich wollte Dich nicht erschrecken!“ sagte Rudolf.

„Das weiß ich, Rudi!“ entgegnete sie und lachte herzlich über seine klägliche Miene. „Mach’ kein solches Armensündergesicht, Du bist ja nicht schuld! Im Gegenteil, ich muß mich schämen, daß ich so schreckhaft bin.“

Dabei erhob sich Lorchen und beeilte sich, den Wunsch des Onkels zu erfüllen,

Der Regierungsrath saß auf seinem Lehnstuhl, als Lorchen eintrat. Sein Haar war noch mehr ergraut und seine Gestalt noch tiefer gebeugt, als vor zwei Jahren.

„Setze Dich zu mir, mein Kind,“ sagte der Onkel zu seiner jungen Nichte und lud sie mit einer Handbewegung ein, auf einem Stuhl ihm gegenüber Platz zu nehmen; „ich habe mit Dir zu reden.“

Er schwieg einen Augenblick, wie in Nachdenken versunken; dann begann er: „Wenn ich Dir schon heute etwas mitteile, was Du dem Wunsch Deiner Mutter gemäß erst an Deinem sechzehnten Geburtstage erfahren solltest, so geschieht das, weil ich mich in letzter Zeit häufig unwohl gefühlt habe und weil die Abnahme meiner Kräfte mir zu der Befürchtung Anlaß giebt, daß Gott meinem Leben vielleicht bald ein Ziel setzen wird. Zudem bist Du früher gereift, als andere Mädchen Deines Alters, was wohl daher kommen mag, daß Du nicht im Sonnenschein des Glückes aufgewachsen bist, sondern schon in jungen Jahren einen so schweren, unerfeglichen Verlust erlitten hast. Deine Mutter hat auf ihrem Sterbebette mir die Sorge für Dich übertragen; da ich aber nicht weiß, wie lange ich noch diese mir liebe Pflicht werde erfüllen können, halte ich es für notwendig, Dir zu sagen, in welchen Verhältnissen Du zurückbleibst, wenn ich meine Augen schliesse. Deine Eltern haben Dir ein kleines Vermögen hinterlassen, welches Frau Orłowski mir, als sie Dich zu uns brachte, im Namen Deiner Mutter übergab. Das Kapital ist in der Bank angelegt und, da ich Dein Vormund bin, befinden sich die betreffenden Papiere in meinem Besitze. Sollte ich sterben, so wird der Rechtsanwalt Selten an

meine Stelle treten; ich habe mit ihm bereits darüber gesprochen. Dein Vermögen ist nicht groß, mein Kind, nur zwölftausend Rubel, und wie gern hätte ich es dadurch vermehrt, daß ich jährlich die Interessen zum Kapital dazugeschlagen hätte, aber ich durfte das nicht; denn der Hausstand und die Erziehung meiner eigenen Kinder haben mir mehr gekostet, als ich im Stande war, dafür auszugeben. Das Vermögen meiner Frau, Alles, was ich mir selbst erspart hatte, ist daraufgegangen, und wenn Gott mich abrufte, bleiben die Meinigen ganz mittellos und arm zurück. Das ist es, was mein Haar vor der Zeit grau werden ließ und meine Gesundheit untergraben hat."

Der Regierungsrat fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Verzeih', Leonore," fügte er dann hinzu; „ich spreche da Dinge aus, die ich eigentlich gar nicht berühren sollte, denn sie passen nicht für das Ohr eines so jungen Wesens, wie Du bist. Ich wollte Dir nur sagen, mein Kind, daß die Zinsen von Deinem Kapital bis jetzt zu Deiner Erziehung verbraucht worden sind, und daß, wenn ich meine Augen schließe, Du sie ebenso anwenden kannst, also die Mittel haben wirst, nach wie vor die Schule zu besuchen, bis Dein Unterricht beendet ist."

Lorchen hatte schweigend zugehört. Sie war noch zu jung, um schon in vollem Maße das Glück zu würdigen, durch ein, wenn auch kleines Kapital in den Stand gesetzt zu sein, für sich selbst sorgen zu können

und nicht Anderen zur Last zu fallen; aber der Gedanke, daß ihre Eltern einfach gelebt und gespart hatten, um ihrem Kinde ein Vermögen zu hinterlassen, bewegte sie tief. Ob die Zinsen von ihrem Kapital verbraucht waren, oder nicht, erschien ihr vollkommen gleichgültig; als jedoch der Onkel von seinem Tode sprach und davon, daß er die Seinen dann ganz mittellos und arm zurücklassen müsse, vergaß sie darüber alles Andere.

Wie war denn das möglich? Herrschte nicht im Hause der größte Wohlstand und Tante Emilie dachte gar nicht daran, zu sparen, wie es ihre Mutter gethan hatte.

Sie schaute ganz verwirrt zu ihrem Onkel auf und sein Gesicht erschien ihr so bleich, seine Züge so gramvoll, daß sie erschrak. „Onkel,“ sagte sie und beugte sich auf seine Hand nieder, um sie zu küssen; „Du fühlst Dich gewiß sehr krank. Soll ich nicht Emil sagen, daß er den Doktor bittet, zu Dir zu kommen?“

„Nein, Leonore!“ erwiderte er, „das darfst Du auf keinen Fall thun. Ich bin gar nicht krank, nur etwas müde; aber das vergeht schon wieder, wenn ich am Nachmittage ausgeruht habe.“

„Aber,“ fügte Lorchchen zögernd hinzu, „Tante Emilie will heute mir zu Ehren eine Tanzgesellschaft veranstalten. Ich möchte aber gar nicht tanzen, wenn Du nicht wohl bist, und ich werde sogleich darum bitten, daß allen eingeladenen Gästen eine Absage zugesandt wird.“

„Nein, Leonore!“ sagte der Onkel sehr entschieden, „das wünsche ich nicht; auch bitte ich Dich, Deiner Tante kein Wort von dem zu sagen, was ich soeben mit Dir gesprochen habe. Am besten wäre es, wenn Du ganz vergessen könntest, was ich Dir von meinem Tode und den Verhältnissen, in denen die Meinigen zurückbleiben, gesagt habe. Siehst Du, Leonore, ich glaube, ich bin Hypochonder, und solche Kranke bilden sich allerlei ein und sehen Alles viel schwärzer, als es ist. Hoffentlich schenkt mir Gott noch ein recht langes Leben und ich sehe wenigstens meine drei ältesten Kinder erwachsen. Nun mach' kein so ernstes Gesichtchen mehr, mein liebes Kind, Du sollst heute an Deinem Geburtstage vergnügt sein. Ich freue mich auch sehr darauf, Euch, meine lieben Kinder, im Ballsaal zu sehen und will jetzt noch fleißig arbeiten, damit ich am Abend zuschauen kann, wie Ihr tanzt.“

Der Regierungsrat nickte Lorchchen zu und sie verließ das Zimmer. Sie war wie betäubt und wußte gar nicht, was sie von dem, was der Onkel ihr eben gesagt hatte, denken sollte. Anfangs war er so ernst und traurig gewesen, und nun? Sie begriff nur, daß er wünschte, die Tante solle nichts von seinem Unwohlsein erfahren; aber warum?

Erst viel später gelangte Lorchchen zu der Einsicht, daß der Onkel die Tante, welche noch sehr jung und ein verwöhntes Kind gewesen war, als er sie zu seiner Gattin machte, so sehr geliebt hatte, daß er, um

ihr jeden Wunsch zu erfüllen, über seine Kräfte arbeitete und ihr auch seine Krankheit verheimlichte, um ihr, so lange es irgend anging, jeden Schmerz und jede Sorge fern zu halten.

Gegenwärtig hatte daher Frau Hillner noch gar keine Ahnung von einem ihr bevorstehenden Schmerze. Sie traf im Hause alle nötigen Anordnungen zu der Tanzgesellschaft, welche am Abend stattfinden sollte, und ging dann in das Zimmer, welches Lorch und Clara bewohnten, um die Garderobe der Mädchen zu mustern und ihre Anzüge zu bestimmen.

„Ihr sollt heute beide Eure weißen Kleider anziehen, und Du, Clara, kannst Dein Haar mit einem rosa, Leonore dagegen mit einem blauen Bande aufbinden!“ sagte sie zu den beiden jungen Mädchen.

„Tante, ich möchte, wenn Du erlaubst, meinen Zopf behalten!“ versetzte Lorch.

„Meinetwegen, wenn es Dir so besser gefällt,“ entgegnete die Tante; „kleidsamer für ganz junge Mädchen und passender für eine Tanzgesellschaft finde ich aber loses Haar, so wie Clara es trägt. Thu' übrigens ganz, wie Du willst. Ach! beinahe hätte ich vergessen, Euch zu sagen, daß ich zum Gärtner geschickt habe, um einen Korb mit Blumen holen zu lassen. Sobald derselbe gebracht wird, soll Lina ihn auf Euer Zimmer tragen und Ihr könnt dann die Sträußchen zum Cotillon anfertigen.“

„O Mama!“ rief Clara, „das ist herrlich. Und was bekommen die Jungen?“

„Die Orden für die Knaben habe ich schon besorgt. Kommt, wollt Ihr sie sehen?“

Gewiß wollten sie das. Die beiden Mädchen folgten Frau Hillner in ihr Zimmer, und Lorchchen war noch viel zu sehr Kind, um nicht, als sie die reizenden Orden erblickte und darauf mit Clara die Sträußchen band, über das Vergnügen, welches der Augenblick ihr bot, alles Andere zu vergessen.

Sie stand sich jetzt mit ihrer Cousine recht gut, wenigstens äußerlich. Wenn Clara auch noch immer Lorchchen um die Liebe beneidete, welche ihr von allen Seiten zu Theil wurde, so hatte sie jetzt, wo sie älter war, doch gelernt, sich mehr zu beherrschen. Lorchchen suchte dagegen so viel als möglich Alles zu vermeiden, wovon sie wußte, daß es ihrer Cousine unangenehm war, und bemühte sich, Anderen gegenüber immer Clara in den Vordergrund zu stellen.

Der Abend war gekommen und der Saal erstrahlte im Lichterglanz.

Der Regierungsrath saß an der Seite seiner Gattin auf einer Causeuse und sah so frisch und belebt aus, daß er kaum wiederzuerkennen war. Er ließ sich alle Kinder in ihrem Feststaat vorführen und sprach mit jedem derselben ein paar freundliche Worte.

Als Lorchchen vor dem Onkel stand und mit einem halb ängstlichen, halb erstaunten Blicke zu ihm aufschaute,

sagte er scherzend zu ihr: „Nun, liebes Geburtstagskind, Du siehst mir ganz so aus, als ob die fünfzehn Jahre, welche Du mit Dir herumträgst, Dich schon zu drücken anfangen. Was soll aber erst werden, wenn Du sechzig Jahre zählst, wie Dein alter Onkel? Aber sieh' ihn Dir einmal an, er kann trotzdem noch ganz vergnügt sein, wenn er die Anderen um sich her froh und zufrieden sieht. Diese Freude, so hoffe ich, werdet Ihr Kinder mir heute alle machen, besonders Du, Leonore, der zu Ehren der Tanz stattfindet.“

Lorchen verstand den Wink. „Gewiß, lieber Onkel, ich bin sehr glücklich, da ich das Tanzen so gern habe!“ versetzte sie.

„Dann sei recht von Herzen froh, mein Kind!“

Allmählich versammelten sich die jugendlichen Gäste; es wurde Thee herumgereicht und dann begann der Tanz.

Lorchen hatte keinen Tanzunterricht genommen, aber ihre beiden Vetter und ihre Cousine waren bemüht gewesen, sie in dieser Kunst zu unterweisen, und Emil erklärte bald, daß sie ihren Lehrmeistern alle Ehre mache und noch leichter und besser tanze, als Clara. Das nahm seine Schwester ihm aber sehr übel und fand sofort an Lorchens Haltung und daran, wie sie die Füße setzte, allerlei zu tadeln. Lorchen ließ sich ruhig belehren und gab sich Mühe, die Vorschriften ihrer Cousine zu befolgen; dabei übte sie sich immer besser ein und war zuleßt wirklich eine sehr gewandte und anmutige Tänzerin.

Sie fand großes Vergnügen am Tanz, und als sie jetzt mit Arthur Selten durch den Saal dahinschwebte, strahlte ihr Antlitz von jugendlicher Lust.

Nach einigen Rundtänzen trat eine kleine Pause ein. Lorchen schritt Arm in Arm mit Isabella Selten im Saale auf und nieder, und als die beiden jungen Mädchen an dem Plaze, wo der Regierungsrat mit seiner Gattin saß, vorüberkamen, nickte der Onkel seiner Nichte freundlich zu.

Lorchen blieb stehen und küßte seine Hand und die der Tante. „Ich danke Euch so sehr für das herrliche Vergnügen, welches Ihr mir bereitet!“ sagte sie.

Diese Worte kamen ihr so recht aus dem Herzen. Ach, es war ja so leicht, den Wunsch des Onkels zu erfüllen und froh zu sein!

Die erste Française tanzte Lorchen mit Emil.

„Ich begreife gar nicht,“ sagte dieser zu seiner Cousine, „warum Clara immer ihr Haar so lose herumflatternd trägt, sie sieht aus wie eine Wilde. Ich werde ihr das nächstens sagen.“

„O bitte, thue es nicht!“ versetzte Lorchen; „Clara wird sich nur darüber ärgern, und eigentlich ist es auch nicht ihre Idee, sondern die Tante wünschte, daß Deine Schwester zum Tanz das Haar ganz aufgelöst trägt.“

„Wenn Mama es so haben will, dann läßt sich freilich nichts dagegen sagen,“ erwiderte Emil; „aber ich finde es jedenfalls viel hübscher, wenn junge Mädchen ihr Haar in einen Zopf flechten, wie Du es thust. Sage

mir doch, kleine Grusinsche Prinzessin," fuhr er fort, „was habt Ihr beide, Du und Clara, denn heute den ganzen Vormittag in Eurem Zimmer zu schaffen gehabt?"

„Das ist eine Ueberraschung für Euch Jungen!" entgegnete Lorchchen lachend.

„Ich dachte, es sei heute Dein Geburtstag und da hättest Du eher eine Ueberraschung zu erwarten, als wir!" meinte er. „Aha! ich ahne schon, was es ist; Ihr habt Sträußchen zum Gotillon gebunden. Aber das ist eigentlich gar keine Ueberraschung für uns, wir nehmen die Sträußchen ja nur in die Hand, um sie wieder an Euch Mädchen auszuteilen.“

„Aber Ihr werdet zum Dank dafür zu Rittern geschlagen und erhaltet Orden!" entgegnete Lorchchen. „Siehst Du, undankbarer Emil, ist das etwa keine Ueberraschung?"

„Gewiß," erwiderte er, „aber sie kann entweder Freude bereiten oder unangenehm ausfallen. Einer kann viele Orden erhalten und ein Anderer gar keinen.“

„O, wenn es auf mich allein ankäme, dann sollte jeder Junge einen haben!" rief Lorchchen.

„Und jedes Mädchen ein Sträußchen!" fiel er ihr lachend in die Rede. „Aber dann ginge ja der eigentliche Zweck der Orden und Sträußchen verloren; sie sollen doch eine Auszeichnung für Diejenigen sein, welche entweder am besten tanzen, oder es verstanden haben, sich am meisten beliebt zu machen.“

„Ich wünschte, ich bekäme nur ein Sträußchen!“  
 versetzte Lorch. „Aber könnte ich nicht vielleicht, wenn  
 ich mehr erhalte, die anderen wieder fortgeben?“

„Nein! das darfst Du nicht thun; kein Mädchen  
 würde auch von Dir einen Strauß annehmen. Du bist  
 ein närrisches Ding, kleine Grusinsche Prinzessin; ich  
 glaube, Du wärest im Stande, in den Wahltouren die  
 Jungen aufzunehmen, welche am schlechtesten tanzen,  
 wenn Du bemerken würdest, daß sie von den anderen  
 Mädchen zurückgesetzt werden?“

„Gewiß werde ich das thun!“ erwiderte Lorch;  
 „das ist doch ganz natürlich. Da heute mein Geburtstag  
 ist, halte ich es für meine Pflicht, so viel an mir liegt,  
 dafür zu sorgen, daß alle meine Gäste gleich froh und  
 lustig sind. Aber sieh' nur, Emil, wie unsere Kleinen  
 sich munter herumdrehen.“

Lorch lief auf Willi und Lisa zu, welche sich an  
 den Händen hielten und sich in einer Ecke des Saales,  
 unbekümmert um die Tanzenden, herumschwenkten. Sie  
 herzte die Kinder und flog dann, als eben wieder eine  
 Tour begann, zu ihrem Tänzer zurück.

Als die Française beendet war, folgten wieder einige  
 Rundtänze.

„Wo ist Helma?“ sagte Lorch zu Arthur Selten,  
 als sie mit diesem die zweite Française tanzte; „ich  
 bemerke sie nicht im Saale.“

„Vielleicht war meine Schwester müde und hat sich  
 in's Nebenzimmer zurückgezogen!“ erwiderte Arthur.

„Nein! das kann nicht sein; wir haben ja bis jetzt nur sehr wenig getanzt. Ich vermisse auch Emil!“ fügte Lorch zu.

„Wer weiß, was die Beiden vorhaben!“ versetzte Arthur lachend. „Gewiß einen Scherz; denn, wo es einen solchen auszuführen gilt, sind sowohl Emil, als auch Helma gleich bei der Hand. Ich werde meine Schwester am Schluß der Française auffuchen und sie soll mir Rede stehen.“

Dazu kam es aber gar nicht. Noch ehe die letzte Tour beendet war, trat Helma wieder in den Saal und blieb, als schäue sie dem Tanze zu, in der Thür stehen, bis man die Française beendet hatte. Dann trat sie zur Seite und hinter ihr tauchte ein kleines Pärchen in russischer Bauerntracht auf. Emil, der sich bisher versteckt gehalten hatte, schob jetzt die Kleinen in den Saal hinein und folgte ihnen.

Das Pärchen schritt auf Lorch zu. Willi, denn das war der kleine Russe, trat mit seinen hohen Stiefeln, in denen die Hosen steckten, ganz derb auf; aber Lisa in dem weißen Hemdchen mit breiten Ärmeln, dem farbigen Nieder und blauen Röckchen, trippelte etwas ängstlich neben ihm her. Willi schleppte einen ziemlich ansehnlichen Packen, und durch die Schnur, welche denselben zusammenhielt, hatte Lisa ebenfalls ihr Händchen geschoben.

Als die Kleinen vor Lorchten standen, begann Willi ein Verschen, welches Emil verfaßt und seinem kleinen Bruder einstudirt hatte, herzusagen:

„Trarara! trarara! trarara!

Die Post aus Grusina ist da.

Ich heiße Gregor und bin Postillon,

Und hier die Marfa, die kennst Du ja schon;

Sie hat mit mir die Reise gemacht,

Und dieses Päckchen für Dich gebracht.“

Darauf trat einen Augenblick Schweigen ein. Erst als Willi seiner kleinen Schwester einen Stoß mit dem Arm versetzte und Emil, zu dem sie ängstlich hinüberschaute, ihr mit der Hand zuwinkte, entschloß sich Lisa dazu, ihre Blödigkeit zu überwinden und ihr Verschen herzusagen:

„Da hast Du den Packen, löse die Schnur;

Er kommt von der Tante Pompadur!“

Alles hatte sich um die Kleinen zusammengedrängt und nun gab es ein fröhliches Durcheinander, ein Lachen und Fragen.

„Das war wirklich ein allerliebster Scherz. Wie habt Ihr denn das zu Stande gebracht, ohne daß ich etwas davon ahnte?“ fragte Clara.

„Das Päckchen langte schon vor einigen Tagen unter Papas Adresse hier an,“ berichtete Emil, „und da ich den Auftrag erhielt, dasselbe auf der Post zu empfangen, erbat ich mir von den Eltern die Erlaubniß, diesen kleinen Scherz veranstalten zu dürfen. Helma war so freundlich, mir dabei zu helfen und Willi und Lisa anzukleiden.“

„Und die Verse sind natürlich von Dir?“ fragte Clara.

„Leider muß ich mich zu der Schandthat bekennen, der Verfasser dieser Knüttelverse zu sein!“ versetzte Emil.

„Aber wer ist denn Tante Pompadur?“ Diese Frage ertönte nun von allen Seiten.

„Das ist Frau Drlowski in Grusina!“ entgegnete Emil, und nun machte er in so drolliger Weise eine Beschreibung von der äußeren Erscheinung der alten Dame, daß aus all' den jugendlichen Kehlen ringsumher ein herzliches Gelächter erscholl.

Lorchen kniete indessen vor dem russischen Bärchen, herzte Lisa und bewunderte anscheinend Willis Anzug; aber sie hielt nur mit Mühe ihre Thränen zurück. Ach! sie hätte sich so sehr über die kleine Ueberraschung gefreut, wenn Emil nur nicht den Namen „Tante Pompadur“ dabei gebraucht und dadurch die Veranlassung dazu gegeben hätte, daß jetzt Alle über Frau Drlowski lachten; sie war sehr traurig darüber, aber sie bezwang sich. Emil hatte ihr doch mit dem kleinen Scherz eine Freude bereiten wollen, und sie wußte ja, daß er es nicht böse meinte.

Sie erhob sich und trat auf Emil und Helma, die nebeneinander standen, zu. „Ich danke Euch!“ sagte sie und reichte Beiden die Hände. „Diese kleine Ueberraschung hat Dir gewiß viel Mühe bereitet, Emil, da Du den Kleinen die Verschen beibringen mußtest.“

„Eine leichte Aufgabe war das wohl nicht!“ versetzte Emil lachend, „und ich habe mir lebhaft die Qualen

eines armen Lehrers, der es mit a-b-c-Schützen zu thun hat, vorstellen können. Mit Willi ging es noch ziemlich gut, aber Lisa, das kleine Ding, hat ein Köpfschen, wie ein Sieb; es bleibt nichts haften, besonders das Wort „Pompadur“ wollte gar nicht hinein.“

Lorchen war ganz froh, als jetzt wieder die Musik begann. Sie griff rasch nach ihrem Päckchen und eilte auf ihr Zimmer.

„Nun, was enthielt Dein Päckchen?“ fragte Isabella, als Lorchen nach einer Weile wieder in den Saal zurückkehrte.

„Ein wunderhübsches Kleid und noch viele andere nette Dinge; was aber die Hauptsache für mich war, einen Brief von der lieben Tante Marie!“ entgegnete Lorchen.

Es wurde nur noch eine Francaise vor dem Abendessen getanzt und auf dasselbe folgte der Cotillon.

Lorchen hatte bereits fünf Sträußchen erhalten, als Emil ebenfalls mit einem solchen in der Hand vor sie hintrat. Sie streckte ihm abwehrend beide Hände entgegen.

„D, bitte Emil!“ rief sie.

„Fürchte Dich nicht, Lore!“ versetzte er lachend, „der Strauß ist gar nicht für Dich bestimmt. Ich habe mir diesmal ein ganz reizendes Gänseblümchen ausgesucht, das ich mit dieser Gabe beglücken will. Soll ich Dir anvertrauen, wer es ist? Die kleine dicke Emma Brenner.“

„Ach Emil, das ist hübsch von Dir!“ rief Lorchen, „sie hat noch kein Sträußchen erhalten.“

„Das will ich meinen!“ erwiderte Emil; „sie hätte auch gewiß von mir keins bekommen, wenn Du mir nicht vorhin eine so hübsche Rede gehalten hättest. Aber nun schau’ zu, Lore! spaßhaft genug wird es aussehen, wenn ich langer Strick mich mit dieser kleinen Pomeranze herumdrehe.“

Es sah wirklich so drollig aus, daß Lorchen lächeln mußte; aber dabei freute sie sich doch herzlich, als sie bemerkte, mit welchem glücklichem Ausdruck in ihrem runden Gesichtchen die kleine Emma auf das erhaltene Sträußchen niederschaute.

Clara hatte, ebenso wie Emma, nur eine Auszeichnung erhalten und schien durchaus nicht befriedigt.

„Mir hat man heute wohl nur so viele Sträußchen gegeben,“ sagte Lorchen zu ihrer Cousine, „weil mein Geburtstag ist. Ich wäre aber viel mehr damit zufrieden gewesen, wenn ich weniger und die Anderen mehr bekommen hätten.“

„Warum? machen Dir denn die Blumen keine Freude?“ fragte Clara.

„Gewiß; aber eben weil sie mir Freude machen, möchte ich sie nicht allein für mich haben, sondern wünsche, daß auch die Anderen Sträußchen bekommen.“

Als der Tanz zu Ende war, die Gäste das Haus verlassen hatten und die Hillnerschen Kinder den Eltern eine gute Nacht wünschten, sagte der Regierungsrat zu seinem ältesten Sohne:

„Emil, wie kommst Du darauf, Frau Drlowski „Tante Pompadur“ zu nennen?“

„Es ist nur ein Scherz, Papa!“

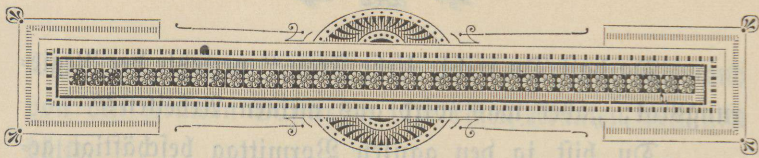
„Aber ein sehr unpassender, mein Sohn!“ entgegnete der Regierungsrat. „Frau Drlowski ist eine Dame, welche alle Achtung verdient, und sie zu verspotten, halte ich für ein Unrecht.“

„Ich nenne sie nur so,“ entschuldigte sich Emil, „weil sie einem Bilde, welches ich in einem alten Almanach fand und das die Pompadur vorstellt, sprechend ähnlich sieht.“

„Leonore!“ wandte sich der Onkel an seine Nichte, „ich hoffe, Du hast Deine Tante Marie, die Dir so viel Güte erwiesen hat, nie so genannt.“

„Niemals!“ versicherte Lorchchen. „Ich könnte das gar nicht; dazu stelle ich Tante Marie zu hoch und habe sie viel zu sehr lieb.“





## 12.

Es war wieder Frühling geworden. Der März- und Aprilmonat brachten Kälte und Regen, aber dafür war es im Mai um so schöner. Die Luft wehte mild und balsamisch, die Obstbäume in den Gärten waren mit Blüten wie übersät und, im dichtesten Gebüsch versteckt, flötete die Nachtigall.

Herr Hillner verbrachte täglich einige Stunden mit seiner Gattin — oder, wenn die Kinder einen freien Tag hatten, mit seiner ganzen Familie im Schützengarten.

„Unser eigensinniger Doktor will es so haben!“ sagte er scherzend zu seiner Frau. „Sie sind wahre Tyrannen, diese Aerzte; wenn so ein Mann der Wissenschaft sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat, dann giebt er nicht nach, und einem armen Laien, wie ich einer bin, bleibt nichts übrig, als sich zu fügen.“

„Aber es ist doch schön hier im Garten,“ meinte Frau Hillner, „und wir finden auch fast immer liebe Bekannte vor, mit denen man angenehm die Zeit verbringen kann.“

„Da hast Du recht, liebe Frau,“ versetzte der Regierungsrat; „aber was wird aus meinen Arbeiten?“

„Du bist ja den ganzen Vormittag beschäftigt gewesen,“ erwiderte sie, „und bedarfst der Erholung; denn Du siehst wirklich bleich und angegriffen aus.“

„Ich habe mein altes Kopfweh und da bin ich, wie Du weißt, immer bleicher, als gewöhnlich!“

Auf diese Weise suchte der Regierungsrat seine Gattin zu beruhigen; wer ihn aber sah, wenn er allein im Garten oder in seinem Zimmer weilte, und Gelegenheit hatte, zu bemerken, wie schmerzlich seine Lippen oft zuckten und wie er gänzlich erschöpft den Kopf in die Hand stützte, der mußte wohl dem Arzt, welcher dringend verlangte, sein Patient solle sich eine Zeit lang vollständige Ruhe gönnen, recht geben.

Zu Pfingsten, als Alles in schönster Blüte stand, begleitete die ganze Familie Hillner Emil zur Kirche, wo er mit vielen seiner Schulgefährten eingesegnet wurde.

Die letzten Tage des Mai entschwanden und der Junimonat brachte wieder einige Regentage. Man konnte nicht im Freien sein, aber dafür herrschte in den Wohnräumen der Hillnerschen Familie reges Leben.

Emil hatte sein Abiturienten-Examen glänzend bestanden und nun war ihm gestattet worden, seine Kameraden zu einem abendlichen Festessen mit einer darauf folgenden Bowle einzuladen.

Als der Regierungsrat mit den Seinen und den fröhlichen Genossen seines Sohnes an der festlich besetzten

Tafel saß, erschien er so munter und belebt, daß Niemand von den fremden Gästen in ihm einen Kranken vermutet hätte.

Nach dem Abendessen wurde die Bowle auf den Tisch gestellt. Der Regierungsrat ließ die Gläser füllen und brachte das Wohl seines Erstgeborenen aus und dann das aller anderen jungen Leute, welche zusammen mit Emil das Examen gemacht hatten. Dann forderte er die künftigen Corpsbrüder dazu auf, ein Burschenlied nach dem anderen anzustimmen. Das klang so frisch und fröhlich und die jungen Mädchen lauschten mit strahlenden Augen und glühenden Wangen dem Gesange.

Erst nach Mitternacht trennte man sich und Clara und Lorchchen saßen noch eine Weile auf ihren Betten und besprachen das große Ereigniß, daß Emil nun mit der Schule ganz fertig sei und im August als Student nach Dorpat ziehen werde.

„Ist es schon spät? müssen wir in die Schule?“ Mit dieser Frage fuhr Clara am folgenden Morgen aus dem Schlaf empor, als sie Lina vor ihrem Bette erblickte.

„Nein, Fräuleinchen! es ist noch früh; aber ich soll Sie wecken, weil der Herr in der Nacht schwer erkrankt ist.“

Die beiden jungen Mädchen erschrafen heftig und begannen, sich hastig anzukleiden.

„Was mag es nur sein?“ sagte Clara zu ihrer Cousine. „Papa war doch gestern Abend noch ganz wohl.“

Lorchchen mußte an das denken, was der Dunkel ihr an

ihrem Geburtstage gesagt hatte; aber sie wollte ihre bangen Befürchtungen ihrer Cousine gegenüber nicht aussprechen. Vielleicht war es auch gar nicht so schlimm, wie nach Linas Worten zu befürchten stand, und das alte Uebel, der Kopfschmerz, trat nur heftiger auf, als gewöhnlich.

Als die beiden jungen Mädchen das Schlafgemach des Regierungsrats betraten, kam Emil auf sie zu; er sah bleich und verstört aus.

„Papa ist sehr krank,“ sagte er mit leiser Stimme; „er erkennt Niemand und liegt da, ohne sich zu regen. Der Doktor war bereits hier und wird nach ein paar Stunden wiederkommen.“

„Was ist es denn?“ fragte Clara bebend.

„Ein Schlaganfall.“

Die jungen Mädchen folgten nun Emil an das Bett des Kranken. Er lag totenbleich und regungslos, aber mit offenen Augen da. Seine Gattin saß neben ihm und streichelte von Zeit zu Zeit die abgezehrte Hand, welche auf der Decke ruhte. Der Ausdruck ihres Gesichtes erschien wie erstarrt, und sie bemerkte es gar nicht, daß Clara und Lorchchen eine Weile an dem Bette des Kranken standen und dann tiefbetrübt das Zimmer wieder verließen.

Auf Emils Bureden entschlossen sich die beiden jungen Mädchen, etwas zu genießen und dann, wie gewöhnlich, ihren Gang zur Schule anzutreten.

„Ihr könnt doch nichts helfen,“ meinte er, „und wenn Papa wieder besser werden sollte, würde er nur unzufrieden damit sein, daß Ihr die Schule versäumt habt.“

Langsam schlichen die Stunden dieses für die Hillnersche Familie so schweren und traurigen Tages dahin. Der Arzt war mehrmals gekommen, hatte lange an dem Bette des Kranken gegessen und ihn beobachtet, aber keine Veränderung in seinem Zustande wahrgenommen, bis am Abend die Entscheidung eintrat und ein zweiter Schlaganfall dem Leben des Regierungsrats ein rasches Ende machte.

Von Frau Hillners verzweiflungsvollem Schmerz läßt sich keine Beschreibung machen. Sie fühlte erst jetzt, wo sie ihren Gatten nicht mehr besaß, in vollem Maße, was sie an ihm verlor, und wußte gar nicht, wie sie ohne ihn, der sie auf Händen getragen und jeden Stein aus ihrem Wege fortgeräumt hatte, das Leben weiter führen und ertragen sollte; aber der liebe Gott hilft in seiner Vaterhuld auch über die schwersten Stunden hinweg, — diese Erfahrung sollte Frau Hillner jetzt machen.

Es mußte für die Bestattung des teuren Heimgegangenen Alles angeordnet werden, und da Emil noch zu jung war, um schon allein irgend welche Bestimmungen zu treffen, lag die Haupt Sorge für Alles auf ihren Schultern. Freilich leistete auch der Rechtsanwalt Selten der Wittve seines Freundes thätigen Beistand; aber sie war doch jetzt das Haupt der Familie und an sie wandten sich alle Glieder derselben, wenn ein Beschluß gefaßt werden sollte.

Der Beerdigungstag war vorüber und der Regierungsrat ruhte, unter Blumen und Kränzen gebettet, auf

dem schönen, ein paar Werst von der Stadt entfernten Gottesacker.

Obgleich die Schulen bereits geschlossen und alle Kinder daheim waren, herrschte doch im Hause eine Stille, wie nie zuvor. Keiner wagte es, laut zu sprechen; selbst die sonst immer so munteren Kleinen schlichen mit betrübten Gesichtern umher.

Frau Hillner hatte den Tag nach der Bestattung mehrere Stunden mit dem Rechtsanwalt Selten in dem Arbeitszimmer ihres verstorbenen Gatten verbracht, und als sie dasselbe verließ, erschien ihr Antlitz noch gramvoller, als vorher. Am folgenden Tage war der Rechtsanwalt wieder gekommen, und als er davongegangen war, hatte Frau Hillner Emil und Clara zu sich rufen lassen.

Lorchen saß in ihrem Zimmer und schrieb an Tante Marie, der sie den Tod ihres Onkels mitteilen wollte. Da öffnete sich geräuschvoller, als es in letzter Zeit geschehen war, die Thür und Clara stürzte hinein.

Lorchen sprang erschrocken auf und schaute sich um. Da saß ihre Cousine auf einem Stuhl und weinte bitterlich.

„Was ist Dir, Clara!“ rief Lorchen, eilte auf ihre Cousine zu und umfaßte sie.

Diese vermochte vor heftigem Schluchzen kaum zu sprechen. „Mama hat eben“ — begann sie, „etwas so — Schreckliches gesagt“ —

„Deine Mama ist doch nicht krank?“ unterbrach sie Lorchen bestürzt und in banger Sorge.

„Nein! krank ist sie nicht — aber Mama sagt — daß wir ganz arm sind, und daß wir in Zukunft — nicht einmal das tägliche Brod haben werden.“

„Aber ich hörte doch gestern,“ wandte Lorch ein, „daß Herr Selten davon sprach, Deine Mama würde eine Pension bekommen.“

„Ja, das wohl!“ versetzte Clara; „aber die Pension wird so gering sein, meint Mama, daß wir unmöglich davon leben können. Ach Lore, wie ist das entsetzlich! Ich glaubte bis jetzt immer, wir wären reich, und nun sind wir ganz arm und werden am Ende noch hungern müssen. Mama will eine ganz kleine Wohnung nehmen, und ich soll, wie Herr Selten vorschlägt, mein großes Examen machen und Gouvernante werden; denke Dir, ich eine Gouvernante, — o! ich möchte mir die Augen aus dem Kopf weinen. Und der arme Emil, was soll der nun anfangen, da er kein Geld zum Studiren haben wird?“

Lorch empfand das innigste Mitgefühl mit ihrer Cousine. „Sei ganz ruhig,“ versetzte sie tröstend, „ich werde Euch helfen.“

„Du?“ fragte Clara erstaunt.

„Ja!“ erwiderte Lorch. „Dein Papa sagte mir an meinem letzten Geburtstage, daß ich ein Vermögen besitze, welches meine Eltern mir hinterlassen haben. Da ich nach Grufina gehe und dort kein Geld nötig habe, so gebe ich Euch Alles; dann seid Ihr nicht mehr arm und könnt leben, wie früher.“

„Lore, ist das wahr?“ fragte Clara und ihre Thränen begannen zu verfliegen. „Und Du willst uns wirklich helfen?“

„Gewiß!“ versicherte Lorchsen eifrig. „Was sollte ich wohl mit dem Gelde anfangen? Wenn ich in Grusina bin, giebt mir Tante Marie Alles, was ich brauche.“

„Laß uns zu Mama gehen und ihr das sagen!“ rief Clara lebhaft. „Sie macht sich solche Sorgen darüber, was aus uns werden soll.“

Clara bot ihrer Cousine den Arm, was sie sonst nicht zu thun pflegte, und Lorchsen legte bereitwillig den ihrigen hinein.

Frau Hillner schien durch die Aussicht, welche Lorchsen ihr eröffnete, aber keineswegs beruhigt oder getröstet zu werden. „Mein liebes Kind!“ sagte sie, „ich erkenne es dankbar als einen Beweis Deines guten Herzens an, daß Du uns helfen willst; muß Deinen Worten auch Glauben schenken, da ich von Dir höre, Dein lieber verstorbener Onkel habe Dir selbst die Mittheilung gemacht, daß Du ein Vermögen besitzest, obgleich ich bis jezt nichts davon wußte; aber Du bist ja noch lange nicht mündig, kannst also noch gar nicht die Erbschaft antreten, und noch viel weniger über dieselbe verfügen.“

„Aber der Onkel sagte mir,“ entgegnete Lorchsen, „daß, falls er sterben sollte, der Rechtsanwalt Selten mein Vormund werden würde. An ihn will ich mich wenden und ihn bitten, daß er mir gestattet, Dir, liebe Tante, das Geld zu geben.“

„Ein Vormund darf ebenfalls nicht frei über das Erbteil seines Mündels verfügen,“ wandte die Tante ein; „er muß dem Waisengericht Rechnung ablegen.“

Lorchen schwieg; aber sie faßte den festen Entschluß, noch an demselben Tage zu Herrn Selten hinzugehen und mit ihm zu sprechen. Er, der ja ein Freund des verstorbenen Onkels gewesen war, würde ihr gewiß einen Rat erteilen, wie sie der Tante helfen könnte.

Am Nachmittag, wo, wie Emil ihr sagte, der Rechtsanwalt gewöhnlich zu Hause arbeitete, machte sich Lorchen auf den Weg und war sehr zufrieden, als Helma ihr auf die an sie gerichtete Frage erwiderte, daß ihr Papa in seinem Zimmer sei.

Herr Selten begrüßte Lorchen in der gewohnten freundlichen Weise; als sie ihm aber ihr Anliegen vortrug, schüttelte er den Kopf.

„Zu allererst muß ich als Dein Vormund bestätigt werden, mein liebes Kind,“ sagte er; „wenn das aber auch geschehen ist, darf ich weder Dein Vermögen angreifen, noch Dir selbst gestatten, es zu thun. Erst wenn Du mündig, das heißt einundzwanzig Jahre alt geworden bist, trittst Du als Erbin ein und kannst dann mit Deinem Kapital machen, was Dir gefällt.“

„Erst wenn ich einundzwanzig Jahre alt bin?“ fragte Lorchen enttäuscht. „Aber was soll denn bis dahin aus der Tante und ihren Kindern werden?“

„Gott verläßt Niemand, mein liebes Kind, nur darf man die Hände nicht in den Schooß legen, sondern muß

nach Kräften arbeiten. Ich habe schon daran gedacht, Deiner Tante den Vorschlag zu machen, daß sie einige junge Mädchen vom Lande, welche hier die Schulen besuchen sollen, als Kostgängerinnen bei sich aufnimmt. Rechnet man noch die Pension dazu, welche die Wittwe eines Regierungsrats für sich und ihre noch unerzogenen Kinder erhält, so wird hoffentlich Deine Tante, wenn auch sehr eingeschränkt, mit den Ihrigen leben können. Natürlich muß Clara, sobald ihre Erziehung beendet ist, eine Stelle annehmen und Emil wird wohl ein paar Jahre Hauslehrer sein und sich selbst die Mittel zum Studiren erwerben müssen, ehe er nach Dorpat geht, was übrigens nichts schadet, da er noch sehr jung ist.“

„Und ich kann den Verwandten in keiner Weise helfen?“ fragte Lorchon traurig.

„Doch, mein Kind!“ versetzte der Rechtsanwalt. „Ueber die Zinsen Deines Kapitals steht mir, wenn ich Dein Vormund bin, die Verfügung zu, und ich glaube, es wird sich einrichten lassen, wenn wir uns mit den anderen Ausgaben für Dich auf das Notwendigste beschränken, daß Du der Tante ein größeres Kostgeld zahlst, als es bisher geschah. Das ist auch eine Hülfe, mein liebes Kind! Laß Dir übrigens sagen, Leonore, daß ich mich über Deinen Besuch gefreut habe. Der lebhafteste Wunsch, Deinen Verwandten mit Deinem Gelde Hülfe zu leisten, macht Deinem Herzen Ehre. Nun geh', mein Kind, Helma und Isabella werden gewiß schon mit Sehnsucht auf den Schluß unserer Unterredung warten.“

Lorchen küßte die Hand des Rechtsanwalts, der ja in Zukunft ihr Vormund sein sollte, hielt sich aber nicht lange bei ihren jungen Freundinnen auf, sondern eilte nach Hause, um dort Bericht zu erstatten.

Die Tante und Emil hatten keinen anderen Bescheid des Rechtsanwalts erwartet, aber Clara war sehr enttäuscht.

„Nun muß ich doch eine Gouvernante werden!“ jammerte sie. „Erst den Vater zu verlieren und dann noch arm zu sein, das ist zu hart. Wenn Papa nur am Leben geblieben wäre, er würde schon für uns sorgen; er würde es nicht zugeben, daß seine Kinder darben müssen.“

Für's erste war aber davon noch gar keine Rede. Die Wohnung hatte der Regierungsrat bis zum 1. September bezahlt und, da sich auch noch eine ziemlich ansehnliche Summe in baarem Gelde vorgefunden hatte, wurde die Wirtschaft ebenso fortgeführt, wie es bisher der Fall gewesen war. Frau Hillner hatte keine Ahnung davon, was Sparen heißt, und meinte, schon sehr viel gethan zu haben, wenn sie etwas weniger Naschwerk für die Kinder kaufte und am Sonntage die dritte Speise wegfallen ließ.

Emil war der einzige, welcher trotz seiner Jugend die Lage, in der sich seine Familie befand, klar in's Auge faßte. Er sprach nicht viel darüber, aber er ließ in aller Stille ein Gesuch um eine Hauslehrerstelle in die Zeitung einrücken.

Lorchen hatte indessen in ihrem Briefe der lieben

Tante Marie Alles mitgeteilt, was ihr junges Herz bedrückte: den plötzlichen Tod des Onkels, die traurigen Verhältnisse, in denen die Tante mit ihren Kindern zurückgeblieben war, und ihren Kummer darüber, daß ihr nicht gestattet wurde, ihren Verwandten mit dem Gelde, welches die Eltern ihr hinterlassen hatten, zu helfen.

Wie rasch entschwindet die Zeit, wenn man froh und glücklich ist; aber wie langsam schleichen die Stunden in einem Hause dahin, wo zwei liebe Augen sich geschlossen haben, besonders wenn es die des Vaters und Versorgers der Familie waren.

Herr Hillner hatte eigentlich nur wenig mit seiner Familie zusammen sein können, da er fast den ganzen Tag an seinem Arbeitstische verbringen mußte, und doch, wie erschien Allen die Lücke so groß und unausfüllbar, welche durch seinen Tod entstanden war, besonders seiner Gattin, die durch seine Liebe und stete Sorge um sie so sehr verwöhnt worden war.

Ein Glück war es für Frau Hillner, daß man sich gerade in der Ferienzeit befand und alle ihre Kinder sie umgaben, sonst hätte sie ihren Verlust noch tiefer und schmerzlicher empfunden.

Emil, den der Kummer noch mehr gereift hatte, als es ohnedies der Fall war, stand der Mutter bei jeder Gelegenheit ratend und helfend zur Seite. Am liebsten hatte aber Frau Hillner Lorchchen um sich, da sie es besonders gut verstand, mit der Tante umzugehen und ihr warmes, teilnehmendes Herz sie immer die rechten

Worte finden ließ, um das tief verwundete Gemüt der Wittwe aufzurichten und zu trösten.

„Da ist ein Brief aus Grusina!“ Mit diesen Worten betrat Rudolf an einem Vormittage die Kinderstube, in welcher Lorch neben Lisa saß und ihre kleine Cousine in Lesen unterrichtete, welche Beschäftigung sie jetzt täglich vornahm.

Das junge Mädchen griff nach ihrem Briefe und steckte ihn in die Tasche ihres Kleides. „Lies nur weiter, Lisa,“ sagte sie; „wir müssen erst unsere kleine Geschichte beenden, ehe wir das Buch fortlegen.“

Als dies geschehen war, eilte Lorch auf ihr Zimmer und öffnete ihren Brief. Zu ihrer Verwunderung war demselben noch ein zweites Schreiben, das an ihren Vetter Emil adressirt war, beigefügt. Sie legte den mit einer Oblate geschlossenen Brief bei Seite und vertiefte sich in das Lesen der an sie gerichteten Zeilen.

Tante Marie schrieb so voll Liebe und Teilnahme an dem großen Verluste, welchen sie Alle erlitten hatten, daß Lorchens Augen sich mit Thränen füllten.

Ich begreife Deinen Wunsch, den Verwandten zu helfen, lautete es weiter in dem Briefe, und würde mich wundern, wenn Du denselben nicht hegst, finde jedoch die gesetzliche Bestimmung, daß unmündigen Kindern noch keine Verfügung über das ihnen von den Eltern hinterlassene Vermögen gestattet wird, ganz richtig. Damit Du aber ungeachtet dessen die Freude hast, Deiner Tante ihr schweres Loos zu erleichtern, will ich, so lange Du

noch in Riga bleiben mußt, das Schulgeld für Dich zahlen und alle sonst nötigen Ausgaben aus meiner Tasche bestreiten. Dann können die Zinsen Deines Kapitals ohne Abzug Deiner Tante als Kostgeld für Dich ausgezahlt werden, und wenn es Frau Hillner gelingt, außer Dir noch einige andere Pensionärinnen zu erhalten, so wird dieser Zuschuß zu ihrem Wirtschaftsgelde ihre Sorgen um ein Bedeutendes vermindern. Schicke mir in Deinem nächsten Briefe die Adresse Deines Vormundes, damit ich mich persönlich an ihn wenden und diese Angelegenheit mit ihm besprechen kann. Das Wichtigste scheint mir jedoch, daß Dein ältester Vetter so rasch als möglich in den Stand gesetzt wird, für die Seinen zu sorgen, und ich bin mit Freuden bereit, so viel in meinen Kräften steht, dazu beizutragen. Die Mittel zum Studiren soll Emil von mir erhalten — und, wenn er nur das Seinige thut, das heißt, es an Eifer und Pflichttreue nicht fehlen läßt, kann er nach fünf Jahren sein Doktor-Examen machen und die Stütze seiner Mutter und Geschwister sein. Ich halte es für richtig, Deinem Vetter in dieser Veranlassung selbst einige Zeilen zu schreiben und füge dieselben Deinem Briefe bei. Lorechen vermochte vor freudiger Aufregung nicht weiter zu lesen; sie griff nach dem an Emil adressirten Briefe und eilte davon.

„Darf ich zu Dir hineinkommen?“ Mit diesen Worten klopfte sie an die Thür von Emils Zimmer.

„Gewiß. Was wünschest Du, Lore?“

Lorchen war es ganz recht, daß sie ihren Better allein fand.

„Hier ist ein Brief aus Grusina für Dich!“ sagte sie.

„Für mich?“ fragte er verwundert.

„Ja, lies nur!“ versetzte Lorchen und ihr Gesichtchen strahlte vor Freude, während er die Adresse las und dann etwas zögernd den Brief erbrach.

Aber kaum hatte Emil einige Zeilen überflogen, als er erbleichte, den Brief sinken ließ und Lorchen mit einem halb traurigen, halb vorwurfsvollen Blicke anschaute.

„Hast Du Deine Tante Marie gebeten, daß sie mir das Geld zum Studiren geben soll?“ fragte er.

„Nein!“ entgegnete Lorchen.

„Aber Du hast ihr geschrieben, daß Du mir gern helfen würdest, wenn Dir die Verfügung über Dein Kapital gestattet wäre?“

„Ich habe Tante Marie nur mitgeteilt, wie hier Alles steht, und daß ich sehr traurig darüber bin, Euch nicht helfen zu dürfen,“ versetzte sie.

„Du hast es gut gemeint, Lore,“ sagte er; „aber ich wünschte, Du hättest Deiner Tante Marie gegenüber, was uns und unsere Verhältnisse anbetrifft, ganz geschwiegen. Die Demütigung, welche mir dieser Brief bereitet, ist schwer zu tragen.“

Lorchen sah ganz bestürzt aus. „Aber Tante Marie ist ja so gut,“ wandte sie ein, „und sie hilft Dir so gern.“

„Das ist es ja eben!“ erwiderte er. „Meinst Du denn wirklich, Lore, ich würde von Frau Drlowski,

welche ich hinter ihrem Rücken verlacht und verspottet habe, eine so große Wohlthat annehmen? Ich müßte mich selbst verachten, wenn ich das könnte.“

„Du thatest es ja nur im Scherz!“ meinte Lorchchen.

„Nein! es war kein Scherz, sondern ein Unrecht, das ich beging, wie Papa damals zu Deinem Geburtstage ganz richtig bemerkte,“ versetzte Emil, „und dieses Unrecht bestraft sich jetzt. Ich würde eher die schwerste Arbeit auf mich nehmen und Jahre lang Hauslehrer sein, als mir von Frau Drlowski helfen lassen.“

„Aber was soll ich denn an Tante Marie schreiben?“ fragte Lorchchen kleinlaut.

„Du sollst ihr gar nichts über diese Angelegenheit schreiben,“ entgegnete Emil; „ich werde meinen Brief selbst beantworten; nur bitte ich Dich, sage meiner Mutter nichts von dem Vorschlage, den Frau Drlowski mir gemacht hat, es würde zu nichts führen und sie nur unnützerweise aufregen und betrüben.“

Lorchchen gab das Versprechen und schlich dann sehr niedergeschlagen in ihr Zimmer zurück.

Ein Tag nach dem anderen verging und es wollte sich keine passende Hauslehrerstelle für Emil finden. Bei allen, die ihm bis dahin angetragen wurden, waren die Anforderungen so hoch gestellt und der dafür gebotene Gehalt so gering gewesen, daß Emil, dem unter den obwaltenden Umständen natürlich daran liegen mußte, seine eingesammelten Kenntnisse so gut als möglich zu verwerten, keine der Stellen annehmen konnte.

Endlich beim Beginn des Julimonats wurde ihm von einem reichen Kaufmann der Vorschlag gemacht, auf fünf Wochen zu ihm nach Dubbels zu kommen und seinen einzigen Sohn für den Eintritt in's Gymnasium, der im August stattfinden sollte, vorzubereiten. Die Gage, welche ihm für diese kurze Zeit geboten wurde, war so hoch, daß Emil ohne Zögern seine Zusage gab und sich sofort zur Fahrt an den Strand rüstete.

Für die erste Zeit war er also versorgt; das Weitere, meinte er, würde sich mit Gottes gnädigem Beistande auch schon finden. Und es fand sich; aber in ganz anderer Weise, als er selbst und alle Glieder der Hillnerschen Familie erwartet und zu hoffen gewagt hatten.

Emils kleiner Reisekoffer stand bereits fertig gepackt da, als ihm ein Brief gebracht wurde. Nachdem er denselben gelesen hatte, suchte er Lorchchen auf.

„Komm' mit mir auf mein Zimmer,“ sagte er, „ich muß Dir etwas mitteilen; Dir zuerst vor allen Anderen.“

Lorchchen sah an dem Ausdruck seines Gesichtes, daß es etwas Gutes sein müsse und folgte ihm erwartungsvoll.

Als sie Emils Zimmer betraten, schloß dieser die Thür hinter sich. „Ich möchte einen Augenblick ungestört mit Dir sein!“ sagte er. „Lies diesen Brief.“

Das junge Mädchen erkannte die Handschrift der Tante Marie. „Aus Grusina!“ rief sie, und begann zu lesen:

„Mein lieber junger Freund!

Aus dieser Ueberschrift mögen Sie schon, ehe Sie das Weitere gelesen haben, ersehen, daß ich Ihnen nicht zürne; im Gegentheil, Ihr Brief hat mir Freude bereitet, und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß die Tante Pompadur —“

Hier hielt Lorchchen inne und schaute bestürzt zu ihrem Vetter auf. „Woher weiß Tante Marie?“ — fragte sie zögernd.

„Daß ich sie so genannt habe?“ fiel ihr Emil in die Rede. „Sieh' nicht so erschrocken aus, kleine Gräfinische Prinzessin,“ fuhr er lächelnd fort und schlug dabei wieder den fröhlichen, scherzenden Ton an, den Lorchchen in letzter Zeit gar nicht von ihm vernommen hatte. „Du hast es ihr gewiß nicht gesagt, aber ich that es. Warum machst Du ein so verwundertes Gesicht? War es nicht ganz natürlich, daß ich Frau Drlowski offen meine Schuld bekannte, weil ich ihr ein- für allemal die Lust benehmen wollte, einem solchen Schlingel, wie ich einer bin, eine Wohlthat zu erweisen? Aber mein Brief hat eine ganz andere Wirkung hervorgebracht, als ich erwartete. Lies nur weiter.“

Lorchchen fuhr im Lesen fort:

„Ihr Brief hat mir Freude bereitet, und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß die Tante Pompadur Ihnen ebenso gern, nein, noch viel lieber zu helfen bereit ist, als es Frau Drlowski thun wollte. Die meisten jungen Leute hätten an Ihrer Stelle das Geld

von mir angenommen, ohne sich dabei irgend welche Gewissensbisse zu machen; wenn Sie das aber nicht konnten, so liefert mir dies den Beweis, daß für Sie die Worte: Recht, Pflichtgefühl und Ehre, kein bloßer Begriff sind, sondern, daß Sie sich auch bestreben, danach zu handeln. Einem solchen jungen Manne die helfende Hand zu reichen gebietet mir nicht allein die Christenpflicht, sondern auch mein Herz, welches einen in jugendlichem Uebermut begangenen Fehler mit Nachsicht zu beurteilen und ehrlichen, offenen Freimut zu schätzen weiß. Sie mit Ihren Ihnen von Gott verliehenen Geistesgaben und Charaktereigenschaften sind ganz dazu geeignet, die Stütze Ihrer Mutter und der Versorger Ihrer Geschwister zu werden, und ich wiederhole Ihnen noch einmal, daß es mir eine Freude ist, dazu beitragen zu können, daß Sie so bald als irgend möglich Ihr vorgestecktes Ziel erreichen, und im Stande sind, die Ihnen von Gott zugewiesene Pflicht zu erfüllen. Nach dem, was ich Ihnen jetzt gesagt habe, dürfen Sie sich nicht länger weigern, die Mittel zum Studiren von mir anzunehmen, und ich warte nun darauf, daß Sie mir schreiben, wann Sie nach Dorpat zu reisen beabsichtigen, damit ich Ihnen noch vorher rechtzeitig die erste Geldsendung zukommen lassen kann.

Ihre alte Freundin  
Marie Drlowski."

Lorchen hatte den Brief zu Ende gelesen und schaute mit glückstrahlendem Lächeln zu ihrem Vetter auf. „Nun

kennst Du meine Tante Marie, wie sie ist, und wirst sie auch lieb haben, nicht wahr, Emil?" fragte sie.

"Ob ich sie lieb habe?" erwiderte er. „Reginald hat, wie Du mir erzähltest, einmal zu Dir gesagt, er könne für Tante Marie durch's Feuer gehen; ich könnte das auch. Aber ich weiß noch etwas Besseres, als das: ich will Frau Drlowski durch die That beweisen, daß sie sich nicht in mir geirrt hat und daß ich wirklich der Junge bin, für den sie mich hält. Laß uns nun zu Mama gehen, Lore, und ihr die frohe Botschaft mittheilen.“

"Gehst Du nun nicht nach Dubbeln, Emil?"

"Gewiß werde ich dorthin, aber mit ganz anderem Herzen, als vorher.“

Ueber Frau Hillners Antlitz glitt zum erstenmale nach dem Tode ihres Gatten ein Freudenschimmer, als sie vernahm, welche Aussicht sich ihrem ältesten Sohne eröffnet hatte, und sie konnte gar nicht aufhören, Frau Drlowskis große Güte zu preisen.

Aber als Emil mit Lorchchen einen Augenblick allein war, sagte er zu ihr: „Wie gut Deine Tante Marie ist, das wissen wir nun Beide und es soll ein Geheimniß zwischen uns bleiben. Frau Drlowskis Brief bekommt Niemand außer Dir zu lesen; aber aufbewahren will ich ihn als mein teuerstes Besitztum und mir aus demselben immer wieder neuen Mut und neue Kraft zu fleißiger Arbeit und treuer Pflichterfüllung holen.“



In einer bedeutend kleineren, in der Petersburger Vorstadt belegenen Wohnung finden wir nach einem Jahre die Hillnersche Familie wieder. Durch die Vermittelung des Rechtsanwalts Selten war es der Frau Regierungsrat gelungen, drei junge Mädchen als Kostgängerinnen zu erhalten, und wenn sie es nur verstanden hätte, sich einzurichten, würde sie mit Hülfe ihrer Pension und des Geldes, welches für Lorchon gezahlt wurde, ohne Nahrungsvorgen mit ihren Kindern haben leben können; aber sie verstand es eben nicht, und eine richtige Einteilung der vorhandenen Mittel erst in späteren Jahren zu erlernen, hält sehr schwer.

Daher ist es so wichtig, daß Kinder schon von Jugend auf an Sparsamkeit gewöhnt werden; auch diejenigen, deren Eltern wohlhabend oder reich sind, denn Niemand kann wissen, wie ihre Zukunft sich gestaltet. Besonders notwendig ist es aber für kleine Mädchen, mag das Taschengeld, welches sie erhalten, groß oder gering sein, daß sie sich schon frühzeitig an eine genaue Buchführung gewöhnen; denn es hängt sehr oft der

Wohlstand eines ganzen Hauses davon ab, ob die Frau, welche demselben vorsteht, das Geld zu Räte zu halten und richtig damit umzugehen weiß.

Frau Hillner wären viele Sorgen erspart geblieben, wenn nicht in ihrem Elternhause Verschwendung geherrscht hätte. Ihr, dem einzigen Kinde, wurde jeder Wunsch ohne Bedenken erfüllt, denn ihr Vater war ja reich und konnte es thun. Ob er damit seinem Töchterchen auch wirklich etwas Gutes erwies, daran dachte er gar nicht. So trat das verwöhnte Mädchen in die Ehe und stellte dieselben Anforderungen an ihren Gatten, wie an Vater und Mutter, und er gab aus übergroßer Liebe immer nach, hatte doch seine Frau ein ziemlich bedeutendes Vermögen als Mitgift erhalten und durfte sie daher, seiner Ansicht nach, auch erwarten, daß ihr gestattet würde, dasselbe Leben fortzuführen, wie im Elternhause.

So war es gekommen, daß der Regierungsrat, um den Ansprüchen seiner Gattin zu genügen, vom Morgen bis zum Abend gearbeitet hatte und dabei doch genötigt gewesen war, anfangs sein Erspartes zu opfern, und dann jährlich eine so große Summe von dem Kapital seiner Frau aufzunehmen, daß zuletzt nichts mehr übrig blieb.

Der Rechtsanwalt Selten stand der Wittwe seines Freundes mit Rat und That zur Seite, vermochte es aber doch nicht zu hindern, daß sie für ihren Haushalt mehr ausgab, als ihre Verhältnisse gestatteten. Auf seinen Rat hatte Frau Hillner sich, wenn auch mit

schwerem Herzen, dazu entschlossen, Susanna zu entlassen, fand aber, daß diese Einschränkung gar nicht mit solchen Beschwerden verbunden sei, als sie anfangs geglaubt hatte, da Lorchchen sich bereitwillig erbot, Lisa des Morgens anzukleiden und in ihren Freistunden die Wäsche und Kleider des Kindes auszubessern, was bisher die alte Dienerin thun mußte.

Wenn die fünf jungen Mädchen am Morgen das Haus verließen, schritt Lisa neben ihnen her und wurde in der Schule, welche sie seit einem halben Jahre besuchte, abgeliefert, und sobald die Stunden zu Ende waren, holte Lorchchen ihre kleine Cousine wieder ab und brachte sie nach Hause. Konnte Lisa mit ihren Schularbeiten nicht fertig werden, so war es Lorchchen und nicht ihre Schwester, an die sie sich wandte, und das junge Mädchen hatte, obgleich sie selbst sehr beschäftigt war, doch noch immer Zeit, ihrem Lieblinge zu helfen.

Clara, welche anfangs nur mit Bangen daran denken konnte, die hübsche große Wohnung zu verlassen, fand, als die Zimmer in dem neuen Quartier alle wohnlich eingerichtet waren, die Sache gar nicht so schrecklich, als sie sich dieselbe vorgestellt hatte, und da sie von den Sorgen, welche ihre Mutter bedrückten, nichts erfuhr und der Tisch immer, wie früher, mit guten Speisen besetzt war, gewöhnte sie sich bald an das neue Leben, ja sie fand es sogar sehr angenehm, noch drei Gefährtinnen zu haben. An eine derselben, welche mit ihr in einem Alter, aber in einer niedrigeren Klasse war, schloß

fiel sich bald an und war sehr zufrieden, als die Mutter ihrer Bitte nachgab und gestattete, daß Lilli mit ihr und Lorchchen in einem Zimmer schlafen dürfe.

Rudolf befand sich noch in der sechsten Klasse, hoffte aber, nach einem Jahre in die siebente zu kommen und sollte dann als Lehrling in eine Apotheke eintreten.

Willi, ein sehr aufgeweckter Knabe, der auch bereits das Gymnasium besuchte, hatte nur selten eine Hülfe bei seinen Schularbeiten nötig; wenn es aber der Fall war, wandte er sich nicht an Rudolf, sondern an Lorchchen, die dem kleinen Vetter immer bereitwillig ihren Beistand gewährte.

Nun war wieder die Ferienzeit gekommen und die fremden jungen Mädchen hatten nach dem Schluß der Schulen das Hillnersche Haus verlassen. Emil weilte seit dem vorhergehenden Tage daheim bei den Seinen und wurde als Student von den jüngeren Geschwistern wie eine Art Respektsperson angesehen.

Die Familie saß am Nachmittag beim Kaffeetisch und Emil erstattete der Mutter und den beiden jungen Mädchen Bericht von seinem Studentenleben.

„Ich hoffe, nächstens die Farben zu bekommen,“ sagte er; „denn Frau Drłowski wünscht, daß ich in eine Korporation eintrete; natürlich wird das die Fraternitas Rigensis sein. Ihr könnt Euch gar nicht denken, wie glücklich ich war, als Frau Drłowski mir gegenüber diesen Wunsch aussprach; denn ohne ihre Einwilligung hätte ich es nicht thun dürfen, da das Leben in einer Korporation

mehr kostet. Ach, Lorchchen! sie ist eine herrliche Frau, Deine Tante Marie. Aber so wahr ich Emil Hillner heiße, ich will ihr Vertrauen rechtfertigen und über dem fröhlichen Burschenleben meine Studien in keiner Weise vernachlässigen. Wie lange müßt Ihr denn noch in der Schule bleiben, Ihr beiden Mädchen?"

„Wir sollen zu Ostern eingeseget werden,“ versetzte Clara, „und im Mai denken wir Beide unser großes Examen zu machen.“

„Und dann seid Ihr ganz fertig? Ihr Mädchen habt es doch eigentlich besser, als wir. Mit siebzehn Jahren seid Ihr schon vollständig erwachsen, während wir froh sein können, wenn wir mit zwei- oder dreiundzwanzig unsere Studien beendet haben.“

Man saß noch eine Weile plaudernd beim Kaffeetisch, dann wurde ein Gang auf den Kirchhof unternommen.

„Ich finde Mama sehr zum Vorteil verändert!“ sagte Emil, als er mit beiden Mädchen allein war. „Es kommt mir vor, als sei sie uns Kindern seit Pappas Tode viel näher gerückt.“

„Das ist auch der Fall!“ entgegnete Lorchchen. „Tante Emilie kann jetzt oft so reizend sein. Denke Dir, als wir vor Ostern zum Bazar eine Puppe anfertigten, hat sie auch mitgeholfen, und wenn wir Mädchen am Sonntagabend zusammen lesen, sitzt Deine liebe Mama auch immer mit ihrer Handarbeit dabei und hört zu.“

„Ja!“ meinte Clara, „wir hatten früher eigentlich so wenig von Mama, weil sie fast nie zu Hause war;

aber jetzt macht sie nur selten einen Besuch, und sie hat mir noch leztthin gesagt, daß sie am liebsten daheim bei ihren Kindern ist."

So weiß der liebe Gott das schwere Leid, das er uns schickt, in Segen umzuwandeln, und wer ihm nur fest vertraut, der kann sicher sein, daß ihm alle Dinge zum Besten dienen müssen.

Nach den arbeitsvollen Monaten, welche den Sommerferien vorangegangen waren, genossen alle Kinder im Hillnerschen Hause, die großen und die kleinen, so recht die freien Tage und Wochen, ganz besonders aber das Beisammensein mit dem ältesten Bruder, dessen Neckereien sie sich jetzt, wo sie nur selten mit ihm zusammen waren, viel ruhiger, als sonst, gefallen ließen.

Nur mit Clara, die sich bereits sehr groß und erwachsen vorkam, geriet Emil noch häufig in Streit, den er dann zu ihrem nicht geringen Aerger mit der Bemerkung abbrach, daß man mit einem so unverständigen Backfischchen, als sie eins sei, Geduld und Nachsicht haben müsse.

Rudolf und Willi waren dagegen sehr stolz auf ihren Bruder Studio, wie sie Emil nannten, und sahen mit Trauer der Zeit entgegen, wo er wieder nach Dorpat würde abreisen müssen.

Aber wie Alles einmal ein Ende hat, so nahte auch der Schluß der Sommerferien heran; die Pensionärinnen kehrten wieder in das Hillnersche Haus zurück,

Emil nahm Abschied von den Seinen und die regelmäßigen Schulbesuche nahmen wieder ihren Anfang.

„Dies ist aber das kurze Semester!“ sagte Willi tröstend zu seiner kleinen Schwester. „Wie lange dauert es, so haben wir wieder Weihnachten.“

„Ach! es ist noch endlos lange bis dahin,“ erwiderte Lisa; „noch vier Monate.“

Sa, vier Monate! aber wie rasch vergeht die Zeit, wenn jeder Tag seine bestimmte, geregelte Beschäftigung mit sich bringt, — das sollte auch die kleine Lisa erfahren. Ehe sie sich dessen versah, war der Herbst vorüber, der Winter hielt seinen Einzug und die Kinder begannen die Wochen und dann die Tage zu zählen, welche noch bis zum Fest vergehen mußten.

Es war der zweite Weihnachten, den die Hillnerschen Kinder ohne ihren Papa verlebten. Am vorigjährigen Christabend war die Mama so sehr traurig gewesen, daß ihre trübe Stimmung sich auch den älteren Kindern mittheilte und die Kleinen ebenfalls keine laute Freude über die ihnen gespendeten Gaben zu äußern wagten; aber in diesem Jahre sollte es anders sein.

Die Zeit hatte mildernd auf den Schmerz der Frau Regierungsrat eingewirkt und überdies lernte sie auch allmählich, seit sie mehr mit ihren Kindern und für dieselben lebte, sich selbst beherrschen und mehr an Andere, als an sich, denken.

Emil, der wieder das Weihnachtsfest in Riga verbrachte, half der Mama den Baum schmücken.

Als Clara und Lorchchen ebenfalls ihren Beistand anboten, sagte Emil scherzend: „Nein! nein! Backfischchen, wie Ihr seid, müssen sich noch überraschen lassen; also geht nur zu den Kindern und wartet geduldig der Dinge, die da kommen sollen.“

Lorchchen lief lachend davon, aber Clara machte ein mißvergnühtes Gesicht. „Ich möchte aber gern helfen,“ sagte sie; „mir macht das Beputzen des Baumes mehr Freude, als wenn ich ihn nur anschauen soll.“

„Wart’ nur, mein Schwesterchen,“ versetzte Emil lachend, „für Dich wird auch schon die Zeit kommen, wo Du den Baum schmücken kannst. Sei doch froh, daß Du noch zu den Kindern gerechnet wirst, da hat man keine Sorgen, wie unsereiner, der schon den Hausvater spielen muß.“

Obgleich der Baum kaum halb so groß und lange nicht so reich geschmückt und mit Lichtern besetzt war, wie in früherer Zeit, herrschte doch an diesem Christabend aufrichtige Freude im Hillnerschen Hause, und die einfachen Gaben, mit denen man sich gegenseitig beschenkte, wurden mit Liebe geboten und mit herzlichem Dank entgegengenommen.

Niemand außer der Mama wußte aber, daß, wie schon am vorigen, so auch an diesem Weihnachtsabend, Emil alles zum Schmücken des Baumes Nötige aus eigenen Mitteln herbeigeschafft hatte. Er erteilte nämlich in Dorpat einige Privatstunden und verwandte das auf diese Weise erworbene Geld dazu, um seiner Mutter,

wenn sie in Geldverlegenheit war, zu helfen und seinen Geschwistern zu Weihnachten und zu ihren Geburtstagen eine Ueberraschung zu bereiten.

Bald nach dem Feste nahmen für Clara und Lorchchen die Konfirmationsstunden ihren Anfang und Frau Hillner begleitete die jungen Mädchen zu denselben. Die Frau Regierungsrat hatte kaum noch eine Erinnerung von ihrer eigenen Einsegnung zurückbehalten und sich bis zum Tode ihres Gatten eigentlich nur wenig mit ernstern Dingen beschäftigt; aber jetzt, wo der Boden in ihrem Herzen durch schweren Kummer gelockert und erweicht war, machten die Worte des Predigers einen tiefen Eindruck auf ihr Gemüt und sie lauschte denselben fast mit gleicher Aufmerksamkeit und Bewegung, wie Clara und Lorchchen.

Der Tag der Konfirmation war erschienen und die beiden jungen Mädchen knieten in ihren weißen Kleidern mit vielen anderen ihrer Schulgefährtinnen vor dem Altar und empfangen den Segen.

Frau Hillner schloß nach der Rückkehr aus der Kirche die beiden jungen Mädchen mit gleicher Liebe an ihr Herz. „Gott segne Euch, meine geliebten Kinder!“ sagte sie tiefbewegt. „Möge die Erinnerung an diesen Tag Euch durch's ganze Leben begleiten und Ihr die Treue halten, welche Ihr heute am Altare Gott und Eurem Heilande gelobt habt.“

Emil hatte zur Konfirmation nicht kommen können, aber er schickte für seine Schwester und für Lorchchen zwei

ganz gleiche goldene Ringe zur Erinnerung an diesen heiligen und festlichen Tag.

Da Clara und Lorchén im Mai ihr Examen machen sollten, galt es, noch die letzten Wochen vor dem Beginn desselben scharf zu arbeiten und Frau Hillner mußte oft mit allem Ernst dem zu großen Eifer wehren.

„Wenn Ihr Euch in den Nächten keine Ruhe gönnt,“ sagte sie, „werdet Ihr krank werden und Euer Examen erst nach einem Jahre machen können.“

„Sorge Dich nicht um uns, Tantechen,“ bat Lorchén; „wir sind ja, Gott sei Dank! Beide gesund und kräftig und werden den versäumten Schlaf schon wieder einholen.“

„Und durchfallen dürfen wir doch nicht,“ fügte Clara hinzu; „das wäre eine zu große Schande.“

Das geschah auch nicht; im Gegentheil, Clara bestand ihr Examen gut, Lorchén aber ausgezeichnet.

Frau Hillner umarmte und küßte die beiden jungen Mädchen. „Ich bin so glücklich, daß Ihr Euer Examen überstanden habt,“ sagte sie; „nur der Gedanke, daß wir Dich, Leonore, nun wohl bald verlieren werden, trübt meine Freude.“

„Auch mir wird die Trennung von Euch allen sehr schwer fallen,“ erwiderte Lorchén; „aber ich sehne mich so sehr nach Tante Marie, und in Grufina ist doch meine Heimat.“

Noch an demselben Nachmittage machte der Rechtsanwalt Selten einen Besuch im Hillnerschen Hause, der, wie er sagte, zuerst den beiden jungen Mädchen, welche

ihr Examen gemacht hatten, in gleicher Weise und dann noch ganz besonders seinem Mündel galt.

„Laß uns auf Dein Zimmer gehen, Leonore,“ sagte der Rechtsanwalt, nachdem er den beiden jungen Mädchen in herzlicher Weise Glück gewünscht hatte; „ich möchte allein mit Dir sprechen.“

„Du hast nun die Schule beendet, Leonore,“ begann Herr Selten, als er seinem Mündel gegenüber saß; „was beabsichtigst Du jetzt zu thun?“

„Ich gehe nach Grusina zu Tante Marie!“ versetzte Lorchchen.

„Diese Antwort hatte ich erwartet,“ erwiderte der Rechtsanwalt; „möchte Dir jedoch den Rat erteilen, Leonore, Dir Alles genau zu überlegen, ehe Du einen festen Entschluß fassst, und daher beeilte ich mich, hierherzukommen, bevor Du an Frau Drlowski geschrieben hast. Du sagtest mir nach dem Tode Deines Onkels, daß es Dein lebhafter Wunsch ist, Deiner Tante zu helfen, was bis jetzt in der Weise geschah, daß die Zinsen Deines Kapitals als Kostgeld für Dich an Frau Hillner gezahlt wurden. Wenn Du aber nach Grusina gehst, so kann das in Zukunft nicht mehr geschehen und dieser Ausfall an ihrem Wirtschaftsgelde würde Deiner Tante um so fühlbarer sein, da ja, wie Du weißt, auch eine ihrer anderen Kostgängerinnen die Schule beendet hat, und man nicht wissen kann, ob sich sofort ein Ersatz wird finden lassen.“

„Soll ich denn gar nicht nach Grusina gehen?“ fragte Lorchchen ganz bestürzt.

„Nein, Leonore, Du kannst und sollst dorthin!“ entgegnete Herr Selten. „Mein Rat ist nur der, daß Du noch ein Jahr bei Deiner Tante hier in Riga bleibst. Wenn Du Frau Drlowski darum bittest, wird sie es Dir gewiß gestatten. Du könntest Dich in diesem Jahre noch im Klavierspiel vervollkommen und Privatstunden in Literatur und Geschichte nehmen; was mir aber als Hauptsache erscheint, Du würdest Deiner Tante damit einen großen Dienst leisten und sie vor schweren Sorgen bewahren. Im Laufe des kommenden Jahres wird es uns hoffentlich gelingen, eine passende Gouvernantenstelle für Clara zu finden und Deiner Tante noch ein paar Pensionärinnen zu schaffen. Dann, Leonore, kannst Du ruhig und mit dem Bewußtsein abreisen, daß Du gethan hast, was in Deinen Kräften stand, um Deinen Verwandten zu helfen.“

Lorchchen senkte traurig das Köpfchen. „Aber können denn nicht die Zinsen von meinem Kapital an Tante gegeben werden, auch wenn ich nicht in Riga bin?“ fragte sie.

„Nein, das geht nicht!“ versetzte der Rechtsanwalt. „Die Interessen von Deinem Vermögen dürfen, so lange Du noch nicht mündig bist, nur für Dich verwandt werden, also entweder als Kost-, Kleidungs- oder Schulgeld.“

„Und was geschieht mit den Zinsen, wenn ich nach

Grusina gehe, wo ich das Geld doch gar nicht nötig habe?“ fragte Lorch.

„Dann werden die Zinsen zu Deinem Kapital hinzugelegt, bis Du einundzwanzig Jahre alt bist und selbstständig über Dein Vermögen verfügen kannst. Ich verlange jetzt gleich keine Entscheidung von Dir, Leonore,“ fügte der Rechtsanwalt hinzu; „überlege Dir Alles genau.“

„Ich werde an Tante Marie schreiben und sie um ihren Rat bitten!“ erwiderte Lorch.

„Thue das, mein Kind!“

Sobald der Rechtsanwalt das Zimmer verlassen hatte, setzte sich Lorch sogleich hin und schrieb einen langen Brief nach Grusina. Die heftige Aufregung, in welche sie der Vorschlag ihres Vormundes versetzt hatte, begann allmählich zu schwinden und machte einer ruhigeren Ueberlegung Platz.

Wohl erschien es ihr schwer, die Sehnsucht, welche sie nach der lieben Tante Marie empfand, noch länger zu bezwingen; aber war es auch recht, dem Wunsche ihres Herzens zu folgen, wenn sie damit ihrer Tante Emilie, die doch auch immer gut und freundlich gegen sie gewesen war, schwere Sorgen bereitete? Sie dankte Gott, daß sie nicht gezwungen war, selbst eine Entscheidung zu treffen, sondern Tante Marie um ihren Rat bitten konnte. „Was sie mir sagt, will ich thun!“ Mit diesem Gedanken beruhigte sich Lorch vollständig.

Nach vierzehn Tagen traf der so sehnlich erwartete

Brief aus Grusina ein und Lorchon eilte mit demselben auf ihr Zimmer.

Der Brief lautete:

„Mein teures Kind!

Die Nachricht, daß Du Dein Examen glücklich bestanden hast und Dich danach sehnst, zu mir nach Grusina zu kommen, hat mir eine unbeschreibliche Freude bereitet. Ich bin ebenfalls sehr glücklich bei der Aussicht, meine liebe Tochter wieder bei mir zu haben, und sehe nicht ein, warum wir das Wiedersehen noch ein Jahr hinauschieben sollen. Wenn wir diese Freude damit erkaufen müßten, daß Deiner ohnedies schwer geprüften Tante große Sorgen daraus erwachsen, würde ich Dir raten, dem Vorschlag Deines Vormundes zu folgen; aber der Grund für Dein längeres Bleiben in Riga, den der Rechtsanwalt Selten Dir gegenüber anführte, läßt sich mit etwas gutem Willen von meiner Seite ganz leicht beseitigen. Bis Du mündig wirst, trete ich für Dich ein und zahle Deiner Tante jährlich die Summe, welche Deine Zinsen betragen, das heißt, ich lege das Geld für Dich aus und Du kannst mir, wenn Du Deine Erbschaft angetreten hast, die geliebene Summe zurückerstatten. Auf diese Weise ersparen wir Deiner Tante die Demütigung, von einer ihr Fremden eine Unterstützung anzunehmen, und ich bereite meinem Töchterchen die große Freude, ihren Verwandten aus eigenen Mitteln helfen zu können. Ich habe, als ich Deinen

Brief erhielt, sogleich einige Zeilen an Reginald geschrieben und ihm gesagt, daß er Dich in Petersburg erwarten und zusammen mit Dir die Reise nach Grusina machen soll. Schreibe mir, sobald Du eine passende Reisebegleiterin bis Petersburg gefunden hast und der Tag Deiner Abreise bestimmt ist, damit ich Reginald rechtzeitig davon benachrichtigen kann.

Gott segne Dich, mein Kind, und führe Dich bald gesund und wohlbehalten in die Arme Deiner zweiten Mutter."

Lorchen vergoß Freudenthränen beim Lesen dieses Briefes. So war es also entschieden, und sie konnte mit ruhigem Herzen Niga verlassen und nach Grusina reisen.

Noch an demselben Tage ging Lorchen zu ihrem Vormunde und las ihm ihren Brief von der lieben Tante Marie vor. Er hatte nun nichts mehr gegen die Abreise seines Mündels einzuwenden, und seinen Bemühungen gelang es bald, eine Dame zu finden, welcher sich Lorchen auf der Reise bis Petersburg anschließen konnte.

Es war dies ein altes Fräulein, welches in der Hauptstadt eine verheiratete Schwester besaß und derselben einen Besuch abstatten wollte. Die Dame erklärte sich gern bereit, den Wunsch des Rechtsanwalts, mit dessen Gattin sie befreundet war, zu erfüllen und Lorchen unter ihren Schutz zu nehmen.

Der Tag der Abreise wurde auf den 12. Juni

festgesetzt, und nachdem Lorch den Tante Marie dies mitgeteilt hatte, traf sie alle nötigen Vorbereitungen, machte einige Abschiedsbesuche und wanderte mit ihrer Tante und ihren Vettern und Cousinen — Emil war ebenfalls schon aus Dorpat angelangt — zum letztenmale auf den Kirchhof, wo der liebe Onkel ruhte, hinaus.

Und dann kam der Abschied. Lorch hätte damals, als sie vor sechs Jahren zum erstenmale das Haus des Onkels betrat, gar nicht gedacht, daß ihr die Trennung von den Verwandten einmal so schwer fallen könnte, als es jetzt der Fall war.

Ihre Tante und alle ihre Vetter und Cousinen begleiteten sie zum Bahnhofe und das Umarmen und Küssen wollte gar kein Ende nehmen, bis Emil Lorchens Arm in den seinigen legte und sie rasch die zum Waggon führenden Stufen hinaufgeleitete.

„Folgst Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!“ sagte er scherzend. „Ich glaube, Du mit Deinem liebe-warmen Herzen hättest Dich nie aus den Dich um-schlingenden Armen losgemacht, wenn ich Dir nicht zu Hülfe gekommen wäre, und dann hätte der Zug ohne unsere kleine Grusinsche Prinzessin davonbrausen müssen. Mir wird es gewiß nicht minder schwer, als den Anderen, Dich ziehen zu lassen, Lore; wir werden Dich alle so sehr vermissen; aber Frau Orłowski gönne ich die Freude, Dich bei sich zu haben. Küsse Deiner lieben Tante Marie in meinem Namen die Hand und schreibe uns bald.“

Mit diesen Worten führte Emil seine Cousine in's Damencoupe und ihrer Reisebegleiterin, welche bereits seit einer geraumen Weile Platz genommen hatte, zu.

Emil und Lorchchen hatten aber kaum Zeit gehabt, die alte Dame zu begrüßen, als schon das zweite Abfahrtszeichen mit der Glocke gegeben wurde.

„Stelle Dich hier an's offene Fenster, Lore,“ sagte Emil, „dann wirst Du uns noch sehen können, bis der Zug sich in Bewegung setzt. — Nun lebe wohl und vergiß uns nicht ganz über Dein liebes Grufina!“

Emil umarmte seine Cousine und verließ darauf rasch das Coupe.

Lorchchen beugte sich zum Fenster hinaus und winkte unter Thränen den auf dem Perron stehenden Verwandten die letzten Abschiedsgrüße zu.

Dann ertönte der Pfiff der Lokomotive und die lieben vertrauten Gestalten entschwanden den Blicken des jungen Mädchens. Sie verließ das Fenster und setzte sich zu ihrer Reisebegleiterin.

Am folgenden Morgen erreichten die beiden Reisenden St. Petersburg, und als der Zug hielt, schaute sich Lorchchen vom Fenster aus nach Reginald um. Sie hegte die Befürchtung, daß es ihr am Ende nicht möglich sein würde, ihn unter der auf dem Perron hin- und herwogenden Menschenmenge herauszufinden; aber da stand er bereits unter dem Fenster und schaute zu ihr hinauf. Er sah sehr groß und stattlich aus.

„Bist Du es, Leonore?“ fragte er. „Warte, ich komme gleich in's Coupé, um Dir bei Deinem Handgepäck behülflich zu sein.“

Einen Augenblick darauf stand Reginald vor Lorch und reichte ihr beide Hände entgegen. „Wie Du groß geworden bist, Leonore,“ sagte er; „nun darf ich Dich wohl gar nicht mehr Lilliputchen nennen?“

„Warum nicht?“ entgegnete sie. „Wenn ich neben Dir stehe, komme ich mir noch immer sehr klein vor.“

„Ja, ich habe mich gehörig gestreckt, in die Länge und in die Breite,“ erwiderte er lachend; „aber nun, hoffe ich, wird es damit genug sein, denn mit zwanzig Jahren muß man doch endlich aufhören zu wachsen.“

Lorch stellte Reginald nun ihrer Reisebegleiterin vor und dieser sprach der alten Dame in höflichen Worten seinen Dank dafür aus, daß sie der Pfliegetochter seiner Tante auf der Reise ihren Schutz gewährt habe.

Dann verabschiedete sich Lorch von dem alten Fräulein und verließ mit Reginald, der ihr Handgepäck trug, das Coupé.

Als sie die Stufen hinuntergestiegen waren, bot Reginald Lorch seinen Arm an und führte sie gewandt und sicher durch das wogende Gedränge zu einem Fuhrmann. „Setze Dich in den Wagen, Leonore,“ sagte er, „und gieb mir Deinen Gepäckschein. Du kannst ganz ruhig sein,“ fuhr er fort, als Lorch ängstlich zu ihm aufschaute; „der Fuhrmann wird nicht allein mit

Dir davonfahren, denn ich habe seine Nummer in der Tasche.“

Nach kurzer Zeit kehrte Reginald mit Lorchens Reisekoffer zurück und nun fuhren sie beide zum Moskauer Bahnhof, auf welchen der junge Mann sein Gepäck bereits früher hingeschafft hatte.

„Der Zug geht nach einer halben Stunde!“ sagte Reginald. „Ich denke, es wird am besten sein, wenn Du, Leonore, Dich gleich in's Coupé setzt, während ich die Billets und das Gepäck besorge.“

Das junge Mädchen war mit jeder Anordnung einverstanden, die ihr Begleiter traf. Er erschien so umsichtig und trat dabei so entschieden auf, daß Lorchens sich unter seinem Schutze vollkommen sicher und geborgen fühlte.

Nachdem Reginald die Billets besorgt und das Gepäck abgegeben hatte, betrat er das Coupé, in dem Lorchens saß. Ihm folgte ein Kellner, der auf einem Theebrett zwei Gläser mit Kaffee trug.

„Ich habe bereits Kaffee getrunken!“ sagte Lorchens, als Reginald das Theebrett aus der Hand des Kellners nahm und es ihr hinreichte.

„Darüber müssen aber schon ein paar Stunden vergangen sein!“ erwiderte er.

„Ich glaube, es war halb sechs, als ich Kaffee trank.“

„Nun siehst Du, und wir kommen erst um halb zwölf nach Ljuban, wo ein Büffet ist, und wir frühstücken

können. Also thun wir gut, hier noch etwas zu genießen; Zeit haben wir ja noch in Hülle und Fülle, da der Zug erst um neun Uhr abgeht.“

Lorchen fand, während sie ihren Kaffee trank, daß Reginalds Vorsorge durchaus nicht unnütz gewesen war, denn der braune Mokkafrank mit dem schönen Weißbrod dazu schmeckte ihr ganz vortrefflich.

Nachdem der Kellner die leeren Gläser wieder fortgetragen hatte, setzte sich Reginald neben Lorchen.

„Du bist also schon ganz fertig mit dem Lernen, Leonore?“ fragte er.

„In der Schule wohl,“ erwiderte sie; „aber ich habe mir gute Bücher mitgenommen und beabsichtige, in Grufina noch weiter für mich selbst zu arbeiten.“

„Macht Dir denn das Lernen solche Freude?“

„Gewiß!“ entgegnete sie.

„Mir hat das Lernen in der Schule eigentlich gar kein Vergnügen bereitet,“ versetzte er lachend; „ich that es nur aus Pflichtgefühl und weil ich wußte, daß Tante Marie sich freute, wenn meine Censur gut ausgefallen war. Jetzt freilich ist das etwas Anderes; ich bin auch kein Knabe mehr, sondern werde bald ein Mann sein, und was ich jetzt im Polytechnikum lerne, kann ich in Zukunft praktisch verwerten. Das ist ein ander' Ding; jetzt arbeite ich mit Lust und Freudigkeit und, so Gott will, hoffe ich nach zwei Jahren mein Examen zu machen.“

Indessen füllten sich die Waggonn immer mehr mit Passagieren, zum dritten Male ertönte die Glocke und der Zug setzte sich in Bewegung.

Reginald und Lorchchen hatten einander so viel zu erzählen, daß ihnen die Zeit unbemerkt entchwand. In Ljuban frühstückten sie und setzten dann ihre Unterhaltung fort, während der Zug weiterbrauste.

Sie hatten sich so in ihr Gespräch vertieft, daß sie ganz überrascht waren, als der Ruf des Kondukteurs: „Station Tschudowo, 15 Minuten Aufenthalt!“ an ihr Ohr klang.

„Da sind wir schon!“ sagte Reginald. „So kurz, wie heute, ist mir diese Strecke noch nie erschienen.“ Dabei half er Lorchchen beim Aussteigen.

„Weißchen!“ rief Reginald und streckte einer Frau im Regenmantel und großem Hut, die auf dem Perron stand, beide Hände entgegen.

Sa, es war wirklich Frau Weiß, die mit der Equipage aus Grusina nach Tschudowo gekommen war.

Lorchchen umarmte hocheufreut ihre alte Freundin, und diese konnte gar nicht müde werden, ihre einstige Schlafgenossin anzuschauen.

„Ich hätte Dich kaum wiedererkannt, Leonore,“ sagte sie; „Du bist so groß geworden und wie gesund und rosig Du aussiehst.“

„Aber warum hast Du Dich denn unnützerweise auf der Marterstraße von Grusina bis Tschudowo rädern

lassen, armes, liebes Weißchen?“ fragte Reginald. „Ich hätte Euch das Kiskiputchen, auch ohne daß Du gekommen wärest, heil und wohlbehalten nach Hause gebracht.“

„Frau Drlowski wollte selbst nach Tschudowo fahren, um Leonore abzuholen,“ erwiderte Frau Weiß; „aber für sie ist es noch viel schwerer, eine solche Reise zu machen, als für mich; daher bat ich sie, mich fahren zu lassen. Wenn man auch etwas müde wird, das thut ja nichts; zu Hause kann ich mich ja wieder erholen und auspflegen.“

Nachdem man in Tschudowo zu Mittag gespeist und Lorchen Gelegenheit gehabt hatte zu bemerken, daß Reginalds Appetit noch ebenso gut war, wie früher, hielt der dem jungen Mädchen so wohlbekannte Tarantas vor der Thür des Bahnhofs.

Lorchen begrüßte den Kutscher und streichelte die Pferde, während Reginald damit beschäftigt war, alles Gepäck so unterzubringen, daß die Reisenden dadurch nicht inkommodirt würden. Als er damit zu Stande gekommen war, hob er zuerst Frau Weiß in den Wagen und dann trotz ihres Sträubens auch Lorchen.

„Da wird gar nicht viel gefragt!“ sagte er lachend. „Jedenfalls ist es für Euch Frauenzimmer die bequemste Art, diesen haushohen Turm zu besteigen, und so lange ich dabei bin, sollt Ihr keine equilibristischen Kunststücke zu machen brauchen. Wie Du siehst,“ fuhr er, zu Lorchen gewendet, fort und warf ihr dabei einen schalkhaften Blick zu, „bin ich noch ganz derselbe Tyrann, wie damals,

wo ich das zappelnde kleine Mädchen durch die Wasserlache schleppte.“

Bei diesen Worten kletterte Reginald ebenfalls in den Wagen und fort ging es in sausendem Galopp über unebenen Weg, über Steine und Knüppelbrücken.

Die Nacht verbrachten unsere Reisenden wieder, wie damals, im Tarantas und am Abend des folgenden Tages erreichten sie Grusina.

Das Wohnhaus strahlte in hellem Lichterglanz, als der Wagen vor der Thür hielt, und auf der Treppe stand Frau Drlowski und breitete den Ankommenden ihre Arme entgegen.

„Meine teuren Kinder!“ rief sie und umarmte Lorch und Reginald; „wie glücklich bin ich, daß ich Euch beide wieder bei mir habe.“

Lorch küßte wiederholt die Hände der alten Dame. „Ich habe mich oft so unbeschreiblich nach Ihnen gesehnt, liebe Tante Marie!“ sagte sie.

„Willst Du mich nicht von heute an duzen?“ fragte Frau Drlowski. „Ich wünsche so sehr, daß Du, mein liebes Kind, mich ganz als Deine zweite Mutter betrachten möchtest.“

„O, wie danke ich Dir, daß Du mir das gestatten willst!“ rief Lorch. „In Gedanken habe ich Dich schon sehr oft so genannt, weil ich Dich so sehr lieb habe.“

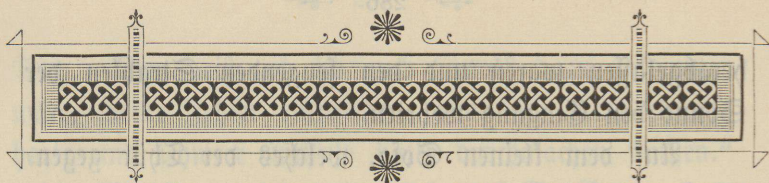
Lorch und Reginald begrüßten nun auch die Leute, welche auf der Treppe versammelt waren; dann ging man in's Haus und Frau Drlowski führte ihre

Pflegtochter in das Zimmer, welches für sie bestimmt und ganz reizend eingerichtet war.

„Möchtest Du Dich hier recht wohl und heimisch fühlen, meine Tochter!“ sagte die alte Dame.

Lorchen umarmte die Tante mit freudestrahlendem Antlitz. „Wie sollte ich nicht!“ rief sie. „Ich bin ja so glücklich, daß ich endlich wieder in Grusina bin, zu Hause bei Dir, Du liebe einzige Tante.“





#### 14.

**H**ier schließt unsere Erzählung; aber für diejenigen meiner jugendlichen Leserinnen, welche die Hauptpersonen in dieser aus dem Leben genommenen Erzählung liebgewonnen haben und gern etwas über das fernere Schicksal derselben erfahren möchten, füge ich noch ein kurzes Kapitel hinzu, und führe sie, nachdem vier Jahre vergangen sind, wieder nach Grusina zurück.

Es war ein herrlicher Sommertag. Draußen im Garten blühte der Jasmin und dufteten die Rosen und auf den Rabatten vor der Veranda überboten sich die verschiedenartigsten Blumen an Farbenpracht und süßem Wohlgeruch.

Aber es schien, als hätte sich an dem Tage, von welchem ich Euch erzählen will, der Sommer nicht damit begnügt, Garten und Felder zu schmücken, auch in allen Zimmern standen mit Blumen gefüllte Vasen und über den Thüren waren grüne Guirlanden angebracht.

Trotz des sehr warmen Wetters herrschte in Lorchens Zimmer eine angenehme Temperatur, da die Salousteen

herabgelassen waren und den sengenden Strahlen der Sonne den Eingang wehrten.

Auf dem kleinen Sofa, welches der Thür gegenüberstand, saßen plaudernd zwei junge Mädchen, in denen wir, wenn wir genauer hinsahen, Lorchchen und Clara wiedererkennen.

„Es ist herrlich hier bei Euch in Grusina!“ sagte Clara zu ihrer Cousine. „Ich bin sehr froh, daß ich hier sein kann, wenn ich auch eins nicht begreife, nämlich, daß Du den Wunsch gehabt hast, auch mich bei Dir zu sehen.“

„Aber Clara,“ rief Lorchchen, „wie kannst Du nur so etwas sagen? Ich habe Euch doch so lieb, wie sollte ich mich denn nicht freuen, Euch hier zu haben?“

„Ja, die Anderen wohl,“ versetzte Clara; „aber ich bin oft so unfreundlich und ungezogen gegen Dich gewesen, als Du noch bei uns in Riga warst; es thut mir aber jetzt wirklich aufrichtig leid.“

Lorchchen umarmte und küßte ihre Cousine. „Ich hätte auch nicht gleich so empfindlich sein sollen!“ erwiderte sie.

„Das warst Du ja gar nicht, liebste Lore,“ versetzte Clara; „im Gegenteil, Du hast Dir meine Ungezogenheiten geduldig gefallen lassen und versuchtest immer wieder mein Herz durch Freundlichkeit zu gewinnen, aber ich war ein so schlechtes Mädchen. Gerade weil Du besser warst, als ich, und alle Dich so sehr lieb hatten, fühlte ich mich in meiner Eitelkeit gekränkt und beneidete

Dich. Wer weiß, ob ich auch jemals dazu gekommen wäre, meine Fehler einzusehen, wenn ich nicht eine so harte und schwere Schule hätte durchmachen müssen.“

„Wie kam es denn eigentlich, daß Du Gouvernante wurdest?“ fragte Lorchchen. „Du hattest doch immer eine solche Abneigung gegen das Unterrichten.“

„Freiwillig hätte ich es auch niemals gethan,“ erwiderte Clara; „aber im Herbst, nachdem Du uns verlassen hattest und ich einmal bei Seltens war, führte mich der Rechtsanwalt in sein Zimmer und sagte mir, daß Mama, wie ihm aus sicherer Quelle mitgeteilt worden sei, sich in der drückendsten Lage befände und viele Schulden habe, welche durchaus bezahlt werden müßten. Er fügte hinzu, daß Emil, trotzdem er fleißig studire, doch noch Privatstunden in Dorpat gäbe, um seine Mutter unterstützen zu können, und daß es unrecht von mir sei, wenn ich noch länger so unthätig im Hause fortleben wolle, während ich doch die nötigen Kenntnisse besäße, um mir selbst mein Brod zu erwerben. Ich war anfangs empört über diese Zumutung, aber als ich, durch Herrn Seltens Worte aufmerksam gemacht, in meiner Mutter sorgenvolles Antlitz schaute und sie heimlich mit verschiedenen Personen sprechen und dabei Thränen vergießen sah, mußte ich wohl an die Wahrheit dessen glauben, was der Rechtsanwalt mir gesagt hatte. Ich nahm die erste beste Stelle an, die sich mir bot, hielt es aber dort nur zwei Monate aus.“

„Arme Clara!“ sagte Lorchchen bedauernd.

„Du hast keinen Grund dazu, mich zu bemitleiden!“ entgegnete Clara. „Ich war ein eitles, verwöhntes und selbstsüchtiges Mädchen, das erst manche bittere Erfahrung durchmachen mußte, bis es sich fügen lernte. Mir erschien es freilich damals als ein großes Unglück, daß ich gezwungen war, Gouvernante zu werden, und ich meinte, Ursache zu haben, mit der ganzen Welt unzufrieden zu sein, nur nicht mit mir selbst. Jetzt sehe ich die Sache von einem ganz anderen Gesichtspunkte an und danke Gott für die schwere Schule, welche er mich durchmachen ließ. Kannst Du Dir denken, Lore, daß ich damals ganz besonders ärgerlich auf Mama war, die meiner Ansicht nach mit dem Wirtschaftsgelde, welches sie besaß, sehr gut hätte auskommen müssen, auch wenn ich im Hause blieb. Die arme Mama, sie hatte ja von Jugend an immer Alles vollauf gehabt und verstand es beim besten Willen gar nicht, mit Geld umzugehen. Diese Einsicht gewann ich natürlich erst später, als ich sah, wie in anderen Häusern die Wirtschaft geführt wurde. Neben vielem Anderen habe ich auch in dieser Beziehung, während der Zeit, wo ich Gouvernante war, so Manches gelernt, und werde jetzt, wenn wir in Zukunft bei Emil leben, Mama so viel als möglich die Haushaltungssorgen abnehmen und genaue Rechnung über alle Einnahmen und Ausgaben führen.“

„Wann zieht Ihr denn zu Emil?“ fragte Lorch.

„Sobald wir nach Riga zurückkehren. Ach, ich kann Dir gar nicht sagen, Lore, wie stolz ich auf unsern

ältesten Bruder bin. Trotz seiner Jugend hat er bereits eine feste Anstellung bei der Augenheilanstalt und außerdem auch schon eine ganz ansehnliche Privatpraxis. Und dabei ist er so gut, auch gegen mich, die ich doch in früherer Zeit gar nicht so gegen ihn gewesen bin, wie ich sollte. Als er die Anstellung erhielt, schrieb er mir sogleich, daß ich nicht länger Gouvernante zu sein brauche, sondern mit Mama und den Geschwistern in Zukunft bei ihm leben könne."

"Wie mich das freut!" entgegnete Lorchchen. "Ja, Better Emil ist ein lieber, prächtiger Mensch; aber Guer Rudi hat sich in den Jahren, wo ich ihn nicht gesehen habe, auch sehr herausgemacht."

"Rudi ist fleißig und pflichttreu," versetzte Clara, "und sein Prinzipal ist mit ihm zufrieden, weshalb er ihm auch als Belohnung gestattete, uns nach Grufina zu begleiten. Rudi muß noch zwei Jahre Gehülfe sein, dann geht er nach Dorpat und wird hoffentlich einmal ein tüchtiger Pharmaceut werden. Von unseren beiden Jüngsten läßt sich bis jetzt noch wenig sagen; nur das Eine steht fest, daß beide gute Kinder sind. Willi ist ein sehr lebhafter Knabe und liebt es, ebenso wie es Emil vormals uns gegenüber that, seine kleine Schwester zu necken. Wenn Lisa aber diesen Neckereien gegenüber ganz ruhig bleibt und sich geduldig seine übermütigen Scherze gefallen läßt, so hat sie das zum größten Teil Dir und Deinem guten Beispiel zu verdanken, denn Du warst und bist noch jetzt immer ihr Vorbild, dem

nachzueifern sie sich bestrebt. Bisweilen nimmt unsere kleine Lisa auch eine Gouvernantenmiene an, welche ihr ganz allerliebste steht, und weist den Bruder zurecht, ergreift aber bei jedem losen Streiche, welchen er begehrt, immer seine Partei, oder legt ein gutes Wort für ihn ein. Auch liebt sie es, dem Bruder gegenüber das Mütterchen zu spielen und für ihn zu sorgen, als ob sie bereits erwachsen und er noch ganz klein wäre.“

„Ja, das habe ich auch schon bemerkt!“ erwiderte Lorch. „Unsere kleine Lisa wird einmal ein reizendes Hausmütterchen abgeben. Aber was sagst Du zu Reginald?“

„Er gefällt mir ausnehmend und scheint mir das Ideal eines echten Mannes zu sein!“ versetzte Clara. „Offen und bieder, fest und entschieden in seinem Wesen und dabei so liebenswürdig und ritterlich.“

Lorchens Antlitz strahlte vor Glück. „Ja, so ist er,“ sagte sie; „aber bei aller Energie und Festigkeit seines Charakters ist Reginald doch stets bereit, seine Wünsche zum Opfer zu bringen, wo es gilt, Anderen eine Freude zu bereiten oder ihnen einen Gefallen zu erweisen. Er hätte am liebsten heute Niemand hier gesehen, als nur Euch alle, den Pastor und den Doktor; aber da Tante Marie meinte, sie sei es ihren nächsten Nachbarn, Twerkskois, schuldig, dieselben einzuladen, gab er sogleich nach. Reginald besitzt das Herz seiner Tante, und was das sagen will, weißt Du nun auch; nicht wahr, Clara?“

„Ja!“ erwiderte diese. „Ich schäme mich noch jetzt, wenn ich daran denke, daß wir vormals über Frau Drlowski gelacht und ihr den Spottnamen „Tante Pompadur“ gegeben haben. Wenn sie das wüßte!“ —

„Und Du meinst, sie würde Euch noch jetzt nachtragen, was Ihr in jugendlichem Uebermut gefehlt habt?“ fragte Lorch. „Wenn Du das denken kannst, Clara, dann kennst Du meine liebe, hochherzige Tante Marie noch gar nicht so, wie sie ist.“

„Du hast es ihr doch nicht am Ende gar erzählt?“ fiel ihr Clara rasch in die Rede.

„Wie kannst Du denken, daß ich so etwas thun würde?“ entgegnete Lorch.

Clara athmete erleichtert auf. „Gott sei Dank!“ sagte sie. „Ich könnte die Augen gar nicht in Frau Drlowskis Gegenwart aufschlagen, wenn ich mir denken müßte, daß sie weiß, wie ungezogen wir gewesen sind.“

Ein Lächeln glitt über Lorchens Antlitz, aber sie erwiderte nichts.

In diesem Augenblicke vernahm man Männerschritte, welche sich rasch der Thür näherten, und dann ertönte ein vernehmliches Klopfen.

Die beiden jungen Mädchen sprangen auf.

„Komm nur herein, Reginald!“ rief Lorch und eilte ihm entgegen.

Zwei junge Männer traten Arm in Arm in's Zimmer; der eine mit dunklem Haar, groß und breit-

schultrig, der andere blond, ebenfalls lang von Wuchs, aber schwächlich.

„Ihr seid sehr rasch zurückgekommen,“ sagte Lorch; „ich erwartete Euch noch gar nicht so bald.“

„Unsere prächtigen Kappen haben heute einmal gezeigt, was sie leisten können!“ entgegnete Reginald. „Der Pastor und der Doktor meinten, sie seien noch nie so rasch gefahren, und das hat etwas zu sagen, denn sie leben doch schon ziemlich lange im inneren Rußland, wo das rasche Fahren an der Tagesordnung ist.“

„Aber Dir ging es noch immer nicht schnell genug!“ meinte Emil scherzend. „Wir sausten bereits mit unserer Troika wie die wilde Jagd über die Landstraße dahin, Du feuertest jedoch die mutigen Kofse durch Deinen Zuruf immer zu noch rascherem Laufe an.“

„Ja, ich bin ein ungeduldiger Patron!“ versetzte Reginald. „Du wirst sehr viel Nachsicht mit mir haben müssen!“ Die letzten Worte richtete er an Lorch und bot ihr dabei den Arm an. „Kommt,“ setzte er hinzu, „das Frühstück steht bereit.“

Reginald schritt mit Lorch voran, Emil folgte Arm in Arm mit seiner Schwester.

Als sie das Wohnzimmer betraten, befand sich die übrige Gesellschaft bereits dort.

Lorch begrüßte den Pastor und den Doktor und stellte die beiden Herren ihrer Cousine vor, dann setzte man sich an den Frühstückstisch.

Während die Gesellschaft den von Frau Weiß

bereiteten Speisen zuspricht und dabei munter plaudert, haben wir Gelegenheit, uns auch die anderen alten Bekannten etwas näher zu betrachten.

Zuerst die Herrin von Grusina, welche mit Frau Hillner am oberen Ende der Frühstückstafel sitzt. Frau Drlowski finden wir ziemlich unverändert seit jenem Tage, wo sie Lorchen wieder in Grusina willkommen hieß, nur ist ihre Gestalt etwas mehr gebeugt und ihr Gang etwas schwerfälliger geworden; an Frau Hillner sind indessen die letzten sorgenvollen Jahre nicht spurlos vorübergegangen, sie sieht viel älter aus und durch das dunkle Haar ziehen sich bereits Silberfäden.

Rudolf ist viel kleiner, als Emil, doch sieht er nicht mehr so schwächlich aus, wie früher, und sein Gesicht zeigt einen angenehmen und zufriedenen Ausdruck.

Neben ihm sitzt Willi, ein braunlockiger Knabe mit rothigen Wangen und blitzenden Augen.

Lisa gleicht ihrer Schwester; sie hat, ebenso wie diese, dunkles Haar und ist ein hübsches Kind, aber ihr Gesichtchen hat einen anderen Ausdruck, als es einst bei Clara der Fall war; Frohsinn und Herzensgüte spiegeln sich darin ab.

Nach dieser Betrachtung kehren wir wieder zu unserer Erzählung zurück.

Als Frau Drlowski die Frühstückstafel aufgehoben hatte, zogen sich die meisten der Anwesenden in ihre Gemächer zurück, bis auf die beiden fremden Gäste, mit

denen sich Reginald und Emil noch eine Weile unterhielten; dann verließen auch diese das Speisezimmer.

Es war still im Hause, nur in Lorchens Stube herrschte ein Flüstern und geheimnißvolles Treiben. Tante Marie weilte bei ihrer Pfliegerochter und Frau Weiß und Marfa gingen ein und aus. Etwas später schlüpfen auch Frau Hillner und Clara hinein.

Ein paar Stunden vergingen.

Frau Weiß stand im Eßzimmer und überschaute mit prüfendem Blick die mit Blumen geschmückte Tafel, welche bereits gedeckt dastand; da ertönte der Ruf: „Die Herrschaften aus Dubinow kommen!“

Frau Orłowski und Frau Hillner hatten indessen Toilette gemacht und empfingen die Gäste im Saale, der, obgleich es noch Tag war, in einem Lichtermeer erstrahlte.

Elisaweta Gregorowna erschien, obgleich sie bereits über fünfzig Jahre zählen mochte, in hellgelben schweren Seidenstoff gekleidet, und ihre beiden Töchter sahen in den eleganten Schlepplleidern noch ganz ebenso steif aus, wie früher. Sascha war größer, aber dafür auch bedeutend dicker geworden, als damals.

Dann erschien der Pastor im Talar und stellte sich in die am Ende des Saales von grünen Bäumen gebildete Laube. Willi, der ein Rosensträußchen mit einer weißen Bandschleife auf der Schulter trug, öffnete die Flügelthüren und herein trat Reginald und führte das bräutlich geschmückte Lorchchen am Arm. Emil folgte mit

Clara und Rudolf mit Lisa, welche überaus stolz darauf war, daß sie bei der Hochzeit ihrer geliebten Lore Brautschwester sein durfte.

Als das Brautpaar vor dem Pastor stand, begann dieser zu sprechen, und hob hervor, wie wunderbar der liebe Gott die beiden jungen Leute, welche sich jetzt eben die Hand zum Bunde für's Leben reichen wollten, zusammengeführt habe. Ihm, dem allmächtigen und gütigen Gott, so fuhr er fort, möchten sie auch in Zukunft fest vertrauen und ihr Haus auf den rechten Eckstein, die Gnade des Heilandes, gründen. Dann ermahnte er das Brautpaar zu gegenseitiger ausdauernder Liebe und Geduld und ließ sie die Ringe wechseln.

Nach der Rede begann der Küster, welcher den Pastor begleitet hatte, das schöne Lied zu singen: „Selig Haus!“ und Alle, ausgenommen die russischen Gäste, stimmten mit ein.

Als der letzte Vers des Liedes verklungen war, umarmte Reginald seine junge Frau und führte sie dann seiner Tante zu.

Frau Drlowski schloß das junge Ehepaar in ihre Arme. „Meine geliebten Kinder,“ sagte sie tiefbewegt, „wie danke ich Gott, daß er mich diesen Tag erleben läßt und daß ich Euch, die Ihr meinem Herzen gleich nahe steht, nun vereint weiß!“

Dann empfingen Lorch und Reginald auch die Glückwünsche der anderen Verwandten und Gäste.

Als man aber an der Hochzeitstafel saß und der Champagner in den Gläsern perlte, da erhob sich der Pastor und hielt eine scherzhaft gehaltene Ansprache an das junge Paar, welche mit dem Toaste schloß:

„Der zukünftige Gutsherr von Grusina und dessen Gemahlin sollen leben! Hoch!“

Und jubelnd ertönte es als Echo aus allen Kehlen der versammelten Gäste: „Sie leben hoch!“

